P.o.rel. 7467 b

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Fünfzehnter bis neunzehnter Band.

Enthält:

Das Haus oder Familiensorgen und Familienfreuden.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

P. o. rel. 7467 b

31 BG

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1843.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei Fr. Müller.

Das Haus

oder

Familiensorgen u. Familienfreuden.

Erzählung

von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

G. Fink.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Haus

oder

Familiensorgen und Familienfreuden.

Erste Abtheilung.

Morgenzwist und Abendzank.

„Aber meine liebe Freundin, so ist es nicht der Mühe werth, daß ich dir vorlese, wenn du unaufhörlich gähnst und beständig rechts und links guckst," sagte der Landrichter Frank Etwas beleidigt, indem er eine Abhandlung von Jermias Bentham weglegte und aufstand.

„Ach verzeih mein Bester, aber — die guten Dinge da sind immer Etwas schwer zu verdauen und ich dachte an... hör' ein mal liebe Brigitte!..." und Frau Elise Frank winkte eine alte Dienerin zu sich und sprach leise mit ihr.

Inzwischen spazirte der Landrichter, ein schöner, kräftiger Mann im Zimmer auf und ab. Auf einmal blieb er nachdenklich vor einer Wand stehen und nachdem die Frau vom Hause und die Dienerin ausgesprochen, rief er: „Siehst du, meine Freundin, wenn wir hier eine Thüre durchbrechen ließen — es geht sehr leicht, denn diese Wand ist weiter Nichts als ein Verschlag —. so könnten wir ins Schlafzimmer kommen, ohne uns erst durch das Vorgemach und die Kinderstube bemühen zu müssen; das wäre ja prächtig."

Mit einiger Aengstlichkeit antwortete Elise, „und wo würde dann der Sopha stehen?"

„Der Sopha? Den Sopha könnte man etwa auf die Seite dort stellen. Da ist überflüssig Platz."

„Aber mein bester Freund, dann haben die, die in der Ecke sitzen, einen höchst gefährlichen Zug von der Thüre her zu befürchten.“

„Ach, daß du doch immer Umstände und Schwierigkeiten machen mußt! Siehst du denn nicht selbst ein, daß wir viel gewinnen würden, wenn wir da eine Thüre hätten?“

„Nein aufrichtig gestanden, ich halte es so wie es ist, für viel besser.“

„Ja so sind die Frauenzimmer jederzeit. Nichts wollen sie annehmen, Nichts thun, Nichts verändern, um etwas Besseres und Bequemeres zu erhalten; Alles soll so, wie es ist, ganz gut und vortrefflich sein, bis ein Andrer die Veränderung für sie macht; dann sehen sie auf einmal, daß es besser ist und rufen: „Aber nein, wie prächtig!“ Die Frauenzimmer gehören doch sammt und sonders zur conservativen Partei.“

„Und die Herren zur Bewegungspartei, wenigstens was das Bauen und Einreißen betrifft.“

Die Redensart hatte scherzhaft sein sollen, erhielt aber durch den Ausdruck Einreißen etwas Bitteres und veranlaßte den Landrichter, mit einiger Schärfe auf die Stichelei gegen die Herrn zu dienen: „Ja sie scheuen allerdings nie eine große Mühe, wenn ein großer Gewinn damit bezweckt werden kann. Aber kommt denn heute das Frühstück gar nicht? Es ist schon zwanzig Minuten über neun Uhr! Es ist doch entsetzlich, liebe Elise, daß du deine Mägde an gar keine Pünktlichkeit gewöhnen kannst. Nichts Fataleres, als die Zeit mit langem Warten vergeuden zu müssen, es gibt nichts Unnützeres, nichts Unerträglicheres und doch könnte man so leicht abhelfen, wenn man nur ernstlich wollte. Das Leben ist wahrhaftig zu kurz, um die Hälfte davon durch Warten zu verschwenden. Eine Viertelstunde und neun Minuten über neun Uhr! Und die Kinder — sind auch noch nicht fertig? Um Gottes Willen, liebe Elise . . .“

„Ich will gehen und nach ihnen sehen," sagte Elise und ging schnell hinaus.

Es war Sonntag. Die Junisonne schien in ein großes freundliches Zimmer herein und beglänzte einen schneeweißen Damastteppich, der in seideweichen Falten über einen länglichen Tisch herabfiel, worauf der Kaffeeapparat zierlich prangte. Mit verstimmtem Gesichte näherte sich der Landrichter dem Tisch, allein seine Miene heiterte sich plötzlich auf, als eine Person eintrat, über welche junge Mädchen sogleich als schrecklich häßlich den Stab gebrochen hätten, während sie einem denkenden Physiognomen Stoff zu interessanten Betrachtungen darbot. Diese Person war hochgewachsen, ungewöhnlich mager und neigte sich Etwas auf die linke Seite, die Gesichtsfarbe war dunkel und die nicht unedeln Züge durch einen grämlichen Anstrich entstellt, den nur selten ein Lächeln von merkwürdiger Schönheit verdrängte. Die Stirne zog sich gern in tiefe Falten über den großen braunen, wunderlichen Augen und über ihnen erhob sich ein Wald von schwarzbraunen Haaren, von dessen Ringeln man hätte sagen können, eine Masse böser Launen und Paradoxen müsse ihr Spiel darin treiben; diese schienen indeß auch in den tiefen Furchen zu kreuzen, die das Gesicht durchschnitten und von denen keine schlaff oder bedeutungslos war. Ihre scharfen Winkel und alles Scharfe, sowohl in den Worten, als der Stimme des Assessors Jeremias Munter vermochten indeß nicht einen Ausdruck tiefer Herzensgüte zu verbergen, deren Stempel seinem ganzen Wesen aufgedrückt war. So läßt der Saft in der knotigen Eiche aus ihren steifen, widerstrebenden Zweigen grünes Laub ausschlagen.

„Guten Tag Bruder!" rief der Landrichter herzlich und reichte dem Eintretenden die Hand; „wie gehts?"

„Schlecht!" antwortete der Griesgram; „wie kann es auch anders sein? Was ist das für Wetter? kalt wie im Januar! Und vollends die Leute auf der Welt! Ich sage dir, es ist eine Schande und ein Spott; ich habe

mich heute dermaßen geärgert, daß ... hast du den hämischen Artikel gegen dich gelesen in der — Zeitung?"

„Nein, ich halte das Blatt nicht, aber ich habe davon gehört. Er ist ja gegen meine Schrift über das Armenwesen in der Provinz gerichtet."

„Ja, oder richtiger nein. Denn das Merkwürdige daran ist, daß er fast Nichts von der Sache spricht, sondern bloß gegen deine Person gerichtet ist — die niedrigsten Insinuationen, die gröbsten Schmähungen."

„Das habe ich gehört und deßwegen mag ich ihn gar nicht lesen."

„Weißt du, von wem er ist?"

„Nein und ich will es auch nicht wissen."

„Aber du mußt es wissen, denn man muß seine Feinde kennen. Herr N. ists. Ich möchte dem Kerl drei Brechpulver eingeben, daß er seine Galle selbst zu schmecken bekäme."

„Was? N., der uns schräg gegenüber wohnt und erst neulich von K. sein Kind nach Hause bekommen hat, das arme, mutterlose Mädchen?"

„Eben der. Aber du mußt die Sache lesen, wenn auch nur um deinem Kaffee mehr Würze zu verleihen. Da sieh, ich hab dir das Blatt mitgebracht. Ich hatte gehört, man wolle es heute deiner Frau zuschicken. Ja es gibt saubre Kameraden in der Welt. Aber wo ist sie denn heute? Ah, da kommt sie ja! Guten Morgen Mylady Elise! So charmant in aller Frühe! Aber so blaß! Ei, ei, ei! Das geht nicht an! Was sage und predige ich den ganzen Tag? Motion, frische Luft, sonst hilft keine Hülfe in der Welt. Aber wer glaubt an unsre Predigt? Nein, Adieu jetzt, meine Lieben. Wo ist meine Dose? Und die Zeitung? Die verdammten Zeitungen, über Alles müssen sie herfallen! Nicht einmal seine Schnupftabacksdose kann man im Frieden haben. Adieu Frau Elise, Adieu Frank! Nein seht einmal, wie der da sitzt und Grobheiten über sich liest, als ob es ihn gar

Nichts anginge! Jetzt lacht er noch gar darüber — laßt euch das Frühstück gut schmecken, meine Lieben."

„Lassen Sie sichs mit schmecken," bat Elisens freundliche Stimme. „Wir können Ihnen heute ganz frisches, zu Hause gebackenes Brod aufwarten."

„Nein, ich danke. Ich liebe diese zu Hause gemachten Dinge nicht. Sie taugen Nichts, so sehr man damit prahlt. Zu Hause gebacken, zu Hause gebraut, zu Hause gemacht, Gott steh mir bei, das soll Alles so schön klingen und taugt keinen Pfifferling."

„Versuchen Sie es einmal, ob es auch heute Nichts taugt. Da steht Madame Folette schon auf dem Tisch. Sie müssen schlechterdings eine Tasse von ihr annehmen."

„Was, was? Was sagen Sie? Was ist das für eine verdammte Madame, die mir eine Tasse einschenken soll? Ich habe die alten Weiber noch nie ausstehen können und wenn sie vollends gar auf den Kaffeetisch kommen."

„Die runde Kaffeekanne da ist Madame Folette. Können Sie auch diese nicht ausstehen?"

„Warum soll sie so heißen? Was ist das für dummes Zeug?"

„Es ist ein Einfall von den Kindern. Eine ehrbare Wittfrau dieses Namens, die ich einst mit Kaffee tractirte, rief beim Anblick ihres Lieblingstrankes: „Wenn ich eine Kaffeekanne sehe, so meine ich, ich sehe den lieben Herrgott!" Die Kinder hörten dieß und wollten seitdem eine große Aehnlichkeit zwischen Madame Folette und dieser Kaffeekanne entdecken, die von Stund an so getauft wurde. Die Kinder lieben sie sehr, weil sie ihnen jeden Sonntag Morgen Kaffee einschenkt."

„Warum auch Kindern Kaffee geben? Können sie nicht auch ohne dieß mager werden? Sollen sie vor der Zeit ausbrennen? Die Petrea da ist doch gewiß schmächtig genug. Ich habe sie nie leiden können und wenn sie vollends eine Kaffeebase wird, so . . ."

„Aber bester Munter, Sie sind heute nicht bei guter Laune.“

„Bei guter Laune? Nein Frau Elise, das bin ich nicht. Ich weiß nicht viel auf der Welt, worüber man bei guter Laune sein könnte. Da hat mir Ihr Stuhl ein Loch in meinen Rock gerissen. Ist das vielleicht schön? Es ist ja auch zu Hause gemacht. Nein jetzt gehe ich, im Fall Ihre Thüren, — vielleicht sind die auch zu Hause gemacht? — mich passiren lassen.“

„Willst du nicht vielleicht mit uns zu Mittag essen?“

„Nein, ich danke. Ich bin schon eingeladen und zwar hier im Hause.“

„Zur Hofmarschällin W.?“

„Nein Gott behüte. Dieses alte Weib kann ich nicht ausstehen. Sie moralisirt mich beständig. Mich moralisiren! Ich hätte große Lust, sie zu moralisiren. Und dann ihre verwünschte Hundekanaille, Pyrrhus oder Pirre, die möchte ich wohl einmal todt schlagen. Auch ist sie mager. Ich kann magre Leute nicht ausstehen, am allerwenigsten magre alte Weiber.“

„Nicht? Wissen Sie auch, was das Gerücht über Sie und die alte arme Mamsell Rask sagt?“

„Das gemeine alte Weib? Nun was sagt denn die Bosheit über mich und die arme alte Mamsell Rask?“

„Nichts Geringeres als daß Sie dieser Tage auf der Treppe mit ihr zusammengetroffen seien, als sie gerade in ihr Stübchen hinaufgehen wollte und tiefe Seufzer über die große Treppe und ihre schwache Brust ausstieß. Die Bosheit sagt, Sie haben ihr da mit der größten Artigkeit den Arm geboten, sie sorgfältig sämmtliche Treppen bis vor ihre Thüre hinaufgeführt und ihr dann noch ein Pfund Brustzucker geschickt und....“

„Und Sie glauben vielleicht, ich hätte das ihretwegen gethan? Nein gehorsamer Diener; ich that es bloß, damit das alte Gerippe nicht auf meiner Treppe umfallen und da sterben möchte, so daß ich über ihren garstigen Leichnam klettern müßte. Sonst habe ich sie aus

keinem Grunde hinaufgeschleppt. Ja, ja, so wars. Ich speise heute bei Mamsell Berndes zu Mittag. Das ist ein ganz vernünftiges Frauenzimmer und ihre kleine Miß Laura ist allerliebst. Ei seht da die ganze Kinderschaar auf einmal. Gehorsamster Diener Schwester Louise! Ei ei, die kleine Miß Eva! Sie fürchtet sich wohl vor dem häßlichen Alten, Sie. — Gott segne Sie! Da hat Sie ein Gutchen! Und da die Kleine, sie sieht ja aus, wie ein kleiner Eng — greint sie mich an? Da muß ich schnell fort, denn das Kindergeschrei kann ich nicht ausstehen. Gott steh mir bei! Es gehört wohl auch zu den Annehmlichkeiten des Hauses? Ist vielleicht die Hausmusik? Hausgebacken, Hausgemacht, Hausmusik... hu!"

Der Assessor sprang zur Thüre hinaus, der Landrichter lachte, die Kleine schwieg beim Anblick einer Kringel, durch welche Bruder Heinrichs Auge sie lorgnettirte. Die Kinder schaarten sich hüpfend um den Tisch.

„Nun, nun, meine lieben Engel, haltet euch nur ein wenig in Ordnung. Warte nur, liebe Petrea, Geduld ist ein gutes Gewürze. Evchen, schneide kein solches Gesicht. Hast du es auch schon bei mir so gesehen? Mache ichs auch so?" So moralisirte die Mutter sanft, während sie mit Hülfe ihrer ältesten Tochter, der kleinen verständigen Louise für die andern Kindern sorgte. Der Vater ging vergnügt herum, klopfte die Kleinen auf ihre Köpfchen und zog sie sanft am Haare. „Ich hätte euch gestern Allen das Haar schneiden sollen," sagte er: „Evchen hat eine Perücke, so daß man ihr Gesicht kaum sieht; gib dem Papa einen Kuß, mein Kindchen! Morgen früh werde ich dir deine Perücke abnehmen."

„Und mir auch, mir auch Papa," riefen die Andern.

„Ja, ja, ich werde euch Alle zusammen scheeren!" antwortete der Vater. Alle lachten, aber die Kleine verbarg erschreckt ihr lichtlockiges Köpfchen an der Brust der Mutter. Der Vater hob es sachte in die Höhe und küßte zuerst sie, dann die Mutter.

„Lege jetzt dem Papa Zucker hinein," sagte diese:

„siehst du, er hält dir seine Tasse hin." Die Kleine lächelte, legte Zucker in die Tasse und Madame Folette begann ihre freudvolle Runde.

Wir verlassen jetzt Madame Folette, das hausgebackene Brod, das Familienfrühstück und die Morgensonne und versetzen uns an die Abendlampe, bei welcher Elise schreibt.

An Cäcilie.

Ich muß dir mein Häufchen Kinder portraitiren, das sich so eben nach eingenommenem Abendbrode in die weichen Federn zur Ruhe begeben hat. Ach könnte ich nur ein recht gutes Portrait — ich meine ein gemaltes — von meinem Heinrich bekommen, meinem Erstgebornen, meinem Sommerkinde, wie ich ihn auch nenne, denn er wurde mitten im Sommer, in der Sommerstunde meines Lebens und meines Glückes geboren. Aber nur eines Correggios Pinsel könnte diese schönen, warmen blauen Augen, diese goldnen Locken, diesen lieblichen Mund, dieses ganze, so vollkommen reine und schöne Gesicht wiedergeben. Güte und Fröhlichkeit leuchten aus seinem ganzen Wesen, seine Lebenslust zuckt, freilich ohne besondre Grazie, in Armen und Beinen, die sich selten ruhig halten. Mein elfjähriger Knabe ist leider, was man sehr, — sein Vater sagt gar zu sehr — unbändig nennt. Aber trotz dieser Wildheit findet sich bei ihm eine tiefe, unruhige Empfindsamkeit, die mich oft für seine Zukunft bange macht. Gott beschütze meinen Liebling, mein Sommerkind, meinen einzigen Sohn! O wie mein Herz an ihm hängt! Ernst warnt mich oft vor einer parteiischen Liebe zu diesem Kind. Deßhalb will ich mich auch von dem Portrait Nr. 1. losreißen und übergehen zu

Nro. 2.

Sieh jetzt die kleine Louise, unsre älteste Tochter, seit einigen Tagen volle zehn Jahre alt. Du erblickst ein

ernstes, blondes, kleines Mädchen, nicht schön, aber mit einem runden gemüthlichen Gesichte, aus dem ich einen gewissen unfreundlichen Zug mit der Zeit zu verwischen hoffe. Sie ist ungewöhnlich fleißig, still und geordnet; artig gegen ihre jüngeren Geschwister, aber Etwas geneigt, sie zu moralisiren und sehr darauf erpicht, ihrer Würde als älteste Schwester nichts zu vergeben, weßhalb die Kleinen sie bald Ihre Majestät, bald Frau Justizräthin nennen. Die kleine Louise sieht mir aus, als wollte sie eine von jenen werden, die still und sicher, deßhalb auch glücklich durch die Welt gehen.

Nro. 3.

Von meiner neunjährigen, kleinen Eva sagt man, sie werde einmal ihrer Mutter sehr ähnlich werden. Ich hoffe, sie wird eine wahre Prachtausgabe. Du erblickst eine kleine, weiche, kugelrunde Figur, die sich unter Scherz und Gelächter frei hin und her rollt, mit einer capriciösen, eher häßlichen, als hübschen, aber von ein Paar schönen, guten, dunkelblauen Augen beglänzten Physiognomie. Eben so schnell zur Trauer, als zur Freude gestimmt, herzensgut, schmeichelnd, Liebhaberin von Confect, vergnügt über Gäste, hübsche Kleider, Puppen und Spielzeug, ist Evchen bei ihren Geschwistern, so wie den Dienstleuten im Hause sehr beliebt und ihres Bruders beste Freundin und Spielkamerädin.

Nro. 4.

Nro. 3 und 4 vertragen sich nicht gut mit einander. Die arme Eleonore hat eine sehr kränkliche Kindheit gehabt und diese hat ihr, glaube ich, mehr als die Natur eine launische, heftige Gemüthsart gegeben, auch einen Samen des Neids gegen ihre glücklicheren Geschwister in ihr niedergelegt. Auch an tiefem Gefühl fehlt es ihr nicht, aber ihr Verstand ist schwerfällig und es kommt sie außerordentlich hart an, irgend Etwas zu lernen. Keine Spur von Grazie, wohl aber um so mehr vom Gegentheil.

Ihr Mund, noch in der unbehaglichen Periode des Zahnwechsels, spricht gern die artige Phrase: „Laß mich doch in Ruhe!“ Sie kann schwerlich anders als häßlich werden. Aber gut und glücklich, hoffe ich, soll sie mit Gottes Hülfe werden. „Mein liebes häßliches Kind!“ sage ich manchmal zu ihr, indem ich sie zärtlich in meine Arme nehme. Ich will sie bei Zeiten mit ihrem Schicksal zu versöhnen suchen.

Nro. 5.

Was wird das Schicksal wohl aus meiner Petrea und ihrer Nase machen? Diese ist vorderhand das Merkwürdigste an ihrer kleinen Person. Wäre die Nase nicht so groß, so wäre sie ein hübsches Kind. Wir hoffen, sie wird in sie hineinwachsen. Ein lebhaftes, kleines Mädchen ist sie und hat mit einem Wort zu Allem Anlage, sowohl im Guten, als im Bösen; neugierig, unruhig, unartig ist sie über alle Maßen und zeigt einen gefährlichen Hang sich bemerkt zu machen und Interesse zu gewinnen. Das schaffende Leben zeigt sich bei ihr sehr zerstörend. Gut ist sie und gibt für ihr Leben gern. Zu allerhand Possen vereinigt sie sich gern mit Heinrich und Eva, wenn diese sie in Gnaden in ihren Bund aufnehmen und sobald die drei zusammenflüstern, kann man mit Sicherheit auf irgend einen Schelmenstreich rechnen. Es regt sich bereits so viel Unruhe in ihr, daß ich fürchte, sie bekommt einen unruhigen Lebenstag. Aber sie soll sich frühzeitig an den wenden lernen, der Unruhe in Ruhe zu wandeln vermag.

Nro. 6.

Und jetzt zu dem verzogenen Kinde des Hauses, dem jüngsten, dem schönsten, der sogenannten Kleinen, die jeden Tag mit ihren weißen Händchen Zucker in die Tassen ihres Vaters und ihrer Mutter legt, der Kaffee würde ihnen sonst nicht schmecken, zu ihr, deren kleines Bett noch nicht aus dem Zimmer der Eltern gekommen

ist, die jeden Morgen zu ihnen ins Bett heraufkriecht, ihr lichtlockiges Köpfchen an die Schulter des Vaters legt und da aufs Neue einschläft. Könntest du meine zweijährige Gabriele sehen, mit ihren großen, ernsten, braunen Augen, ihrem feinen, Etwas bleichen, aber unbeschreiblich lieblichen Gesichtchen, ihren entzückenden kleinen Manieren, du würdest, wie Jedermann, von ihr eingenommen werden und sie verziehen, wie es uns Allen schwer wird, es nicht zu thun. Sie ist ein kleines, stilles Kind, aber ihrer ältesten Schwester sehr unähnlich. Ein hervorstechender Zug bei Gabriele ist ihr Schönheitssinn; sie legt einen entschiedenen Widerwillen gegen alles Häßliche und Unbehagliche und eine eben so entschiedene Vorliebe für alles Schöne an den Tag. Eine gewisse allerliebste kleine Vornehmheit in Geberdenspiel und Benehmen macht, daß die Geschwister sie scherzweise das kleine Fräulein oder die kleine Prinzessin nennen. Heinrich ist geradezu verliebt in das kleine Schwesterchen, er küßt ihre weißen Händchen über und über und auch sie liebt ihn von ganzem Herzen. Gegen Andere ist sie sehr häufig Etwas ungnädig und unser guter Freund, der Assessor, nennt sie bald die kleine Gnädige, bald die kleine Ungnädige; er hat überhaupt eine Menge Titel für sie. Möchte sie einmal den „die Liebenswürdige" verdienen.

Friede über meine Kleinen! Es ist keines unter ihnen, das nicht die Anlage zu einer eigenen Tugend und Vortrefflichkeit in sich trägt, aber auch den Keim zu einer gefährlichen Untugend, die Gottes schöne Aussaat verderben könnte. Möchte es ihrem Vater und mir gelingen, tüchtige Pfleger dieser theuern Himmelspflanzen zu werden! Aber ach die Kindererziehung ist keine leichte Sache und die vielen Erziehungsbücher, die ich studirt habe, helfen mir wenig, mag nun ich oder sie daran Schuld sein. Ach ich weiß oft keinen andern Rath, als das Kind in meine Arme zu schließen und recht herzlich darüber zu weinen oder es auch voll Freude mit Küssen zu bedecken,

und es schien mir immer, als ob solche Augenblicke nicht ohne Wirkung wären.

Ich suche so wenig als möglich zu zanken; ich weiß, wie leicht man damit die Freimüthigkeit und unschuldige Fröhlichkeit des Kinderlebens verscheucht und glaube überhaupt, daß wenn man nur unaufhörlich das Gute fortbildet, erwärmt, belebt und ans Licht zieht, das Böse dann allmälig von selbst wegfällt.

Ich singe meinen Kleinen viel vor: sie wachsen bei lauter Liedern heran. Ich wollte ihre Seelen frühzeitig gleichsam in Harmonie baden. Mehrere von ihnen, besonders mein Erstgeborner und Eva sind wahre kleine Musikenthusiasten; jeden Abend wenn die Dämmerung einbricht, sammeln sie sich um mich und ich muß ihnen dann zum Fortepiano vorsingen oder sie selbst Liedchen singen lassen, wozu ich spiele. Wenn mein Heinrich den Tag über recht artig gewesen ist, so ist das seine Belohnung, daß ich ihm Abends an seinem Bette vorsinge, bis er einschläft. Er sagt, er träume dann so schön. Oft verplaudern wir auch diese Stunde und ich freue mich dann innig über seine lebendige, reine Seele. Wenn er seine großen Plane für die Zukunft entwirft, heißt es immer: „Und wenn ich einmal groß und geschickt geworden bin und mein eigenes Haus habe, dann Mama mußt du zu mir kommen, und ich werde dann so viele Mägde haben, um dich zu bedienen und du sollst so viele Blumen bekommen und Alles was du lieb hast und sollst leben, gerade wie eine Königin; aber Abends mußt du bei mir sitzen und mir vorsingen, bis ich einschlafe — willst du das?“ Wenn er dann endlich unter Plänen und Liedern einschläft, kann ich oft noch lange an seinem Bette sitzen und mein Herz schwillt vor Freude und Stolz über diesen Engel. Ernst behauptet, ich verziehe ihn; ach vielleicht ist es so; aber so viel ist wahr, daß ich mir ernstliche Mühe gebe, es nicht zu thun. Im Uebrigen kann ich von allen meinen Kleinen sagen, wie eine meiner Freundinnen von den

ihrigen, daß sie so „ziemlich gut" sind, d. h. nicht gut genug für den Himmel.

Ich bin diesen Abend allein; Ernst hat den Landeshauptmann besucht; es ist heute mein Geburtstag und ich habe es Niemand gesagt, weil ich diesen Tag am liebsten in einem stillen Schmause mit meinen eigenen Gedanken feire.

Wie in diesem Augenblicke die entflohenen Jahre vor meinen Blicken zurückrollen! Ich sehe mich wieder in meiner Eltern Hause, dieser guten, fröhlichen, geliebten Heimath. Ich sehe mich wieder an deiner Seite, meine einzige, geliebte Schwester, in dem schönen, stattlichen Hause, mit den Wiesen und Dörfern rings umher; wir sahen auf sie hinab aus den hohen Fenstern, freuten uns aber, daß die Sonne so gut in die niedrigen Hütten strahlte, wie in unsere große Säle; Alles schien uns so wohl bestellt.

Damals war das Leben freudig für uns, Cäcilie, und so sorgenfrei! Wie wir weinten über „les voeux téméraires" und über Feodor und Marie! Das waren unsre Sorgen. Unser Leben war Gesang, Tanz und Spiel mit der Masse der fröhlichen Nachbarn; mit den Gebildeten unter ihnen schwärmten wir für Musik und Literatur. Wir glaubten uns tugendhaft, wenn wir diejenigen liebten, die uns liebten und von unserem Ueberflusse den Bedürftigen um uns her mittheilten. Freundschaft war unsre Leidenschaft; für Freundschaft hätten wir sterben mögen, aber die Liebe sollte uns von Stein finden. Wie wir scherzten über unsre Liebhaber und wie lustig wir es fanden, die Rolle strenger Romanheldinnen zu spielen! Wie unbarmherzig wir waren und — wie leicht unsre Liebhaber sich darüber trösteten! Da kam Ernst Frank auf Besuch zu uns. Der Ruf eines kenntnißreichen und kraftvollen Mannes ging ihm voraus und lenkte unsre Augen auf ihn; denn man mag sagen, was man will, die Frauenzimmer lieben einmal das an den Männern. Erinnerst du dich noch, wie er uns beschäftigte? Wie

sein edles Aussehen, sein klares, sicheres Wesen, seine offene und bestimmte, aber jederzeit feine Art sich zu benehmen und zu sprechen, uns zuerst gefiel, dann imponirte. Man hätte sagen können, er stehe sowohl moralisch als physisch fest auf der Erde. Seine tiefe Trauerkleidung, ein Zug stillen, männlichen Leidens, das sich mitunter in seinem Gesichte zeigte, trugen dazu bei, ihn uns interessant zu machen. Gleichwohl meintest du, er sehe zu streng aus- und ich verlor in seiner Anwesenheit bald meine gewöhnliche Freimüthigkeit. Wenn seine dunkeln, ernsten Augen auf mich geheftet waren, übten sie eine bezaubernde, halb niederdrückende Macht auf mich aus. Ich fühlte mich dann glücklich und doch beängstigt; meine Bewegungen wurden gezwungen, meine Hände kalt und thaten Alles verkehrt, was sie vornahmen und nie sprach ich dummer, als wenn ich merkte, daß er mir zuhörte. Tante Lisette gab mir einmal folgenden Rath: „Liebes Kind, merke dir wohl, was ich dir sage; wenn ein Mann glaubt, daß du dumm seiest, so schadet dir dieß nichts in seinen Augen, aber wenn er glaubt, daß du ihn für dumm haltest, dann bist du in seinem Urtheil für immer verloren.“ Es mag sich nun mit dem Letztern verhalten, wie es will — ich habe einen geistreichen jungen Mann behaupten hören, es wirke auf ihn nur, wie Salz aufs Feuer — aber so viel ist gewiß, daß Ersteres seine Wahrheit haben muß, denn meine Dummheit in Ernsts Gegenwart schadete mir gar Nichts bei ihm und wie unendlich angenehm war er nicht, wenn er mild und freundlich war! Mit jedem Tag wurde sein Einfluß auf mich größer; ich glaubte stets unter seinen Augen zu sein; wenn sie in Freundlichkeit strahlten, ging es wie ein Frühlingswind durch meine Seele; wenn sein Blick ernster wurde, als gewöhnlich, wurde ich still und beängstigt. Zuweilen schien es mir — und es ist mir noch so — wenn dieser klare, so wunderlich durchdringende Blick sich einmal mit vieler Strenge auf mich heften sollte, so würde mein Herz aufhören zu schlagen. Und doch weiß

ich nicht, ob ich ihn liebte, ja ich glaube es kaum. Wenn er fort war, athmete ich so frei und leicht, aber ich hätte sein Leben mit der Aufopferung meines eigenen retten mögen. In verschiedenen Dingen fehlte die Sympathie gänzlich zwischen uns. Er hatte keinen Sinn für Musik, die ich leidenschaftlich liebte, und auch über die Lectüre kamen wir gar nicht überein. Er gähnte über meinen Lieblingsromanen, ja er lachte zuweilen, wenn ich im Begriff war in Thränen zu zerschmelzen; ich dagegen gähnte über seinen praktischen und gelehrten Büchern und fand sie weit langweiliger, als ich zu sagen wagte. Die Welt der Phantasie, in der sich meine Gedanken so gerne bewegten, achtete er gering und die handgreifliche Wirklichkeit, die er im Leben suchte, war ohne allen Reiz für mich. Doch fanden sich auch manche Puncte, in denen wir zusammenstimmten — dieß waren besonders moralische Fragen — und wenn dieser Fall eintrat, schienen wir beinahe ein gleich großes Vergnügen darüber zu empfinden. Um diese Zeit war es, daß du mich verlassen mußtest, Cäcilie, und unsere Schicksale trennten sich, obschon nicht unsre Herzen.

Eines Tags hatten wir viele Gäste. Nachmittags spielte ich Ball mit dem jungen Vetter Emil, den wir so lieb hatten, wie er es auch verdiente. Wie es zuging weiß ich nicht mehr, aber Ernst wechselte mit ihm den Platz und wurde mein Gegenspieler. Er sah ungewöhnlich heiter aus und ich fühlte mich in seiner Nähe freier als sonst. Er warf vortrefflich und mit sicherer Hand den fliegenden Drachen, ließ ihn aber immer über meinen Kopf fliegen, so daß ich ein Paar Schritte zurückspringen mußte, um ihn aufzufangen. So wurde ich unvermerkt und unter fröhlichen Scherzen durch eine lange Reihe von Zimmern getrieben, bis wir uns weit von der Gesellschaft und allein befanden. Da hörte Ernst plötzlich mit dem Spiele auf und auf seinem ganzen Gesichte zeigte sich eine Veränderung. Ich merkte Unrath und wäre gerne weit weggesprungen, allein ich war wie

gelähmt. Da sprach Ernst so herzlich, so ernsthaft und so voll inniger Zärtlichkeit zu mir, daß er mein Herz an sich zog, meine Hand sich, wiewohl zitternd, in seine ausgestreckte Hand legte und ich beinahe unbewußt eingewilligt hatte, an seiner Seite durchs Leben zu wandern. Ich hatte eben mein neunzehntes Jahr zurückgelegt. Meine guten Eltern billigten die Verbindung ihrer Tochter mit einem so allgemein angesehenen und geachteten Mann, von dem man prophezeite, er werde einst die höchsten Stufen des Staates erklimmen, und Ernst, dessen Natur immer rasch voran will, betrieb die Sache so, daß bald darauf unsre Hochzeit gefeiert wurde.

Mehrere meiner Verwandten meinten indeß, ich habe mich durch diese Verbindung etwas herabgegeben. Ich war der entgegengesetzten Ansicht. Ich war von vornehmer Geburt, hatte nicht unbedeutende Familienverbindungen, war in einem glänzenden Kreise, so wie in allen oberflächlichen Talenten des Tages, in Ueberfluß und in Sorglosigkeit auferzogen. Er dagegen war ein Mann, der sich selbst seinen Weg gebahnt, der unter redlichen Anstrengungen und vielen Aufopferungen sein väterliches Haus aus seinem gesunkenen Zustande aufgerichtet und die Zukunft seiner Mutter, sowie seiner Schwestern gesichert hatte. Er war ein selbstständiger, klarer und guter Mann — ja gut, das erkannte ich immer mehr, jemehr ich durch die mitunter Etwas harte Schale zu dem Kern seines Wesens drang; — ich fühlte mich sehr gering neben ihm.

Das erste Jahr meiner Ehe verbrachte ich, wie man es von meinem Manne verlangt hatte, im elterlichen Hause und hätte ich seine Ueberlegenheit weniger gefühlt und mehr Gewißheit gehabt, ob ich ihm genüge, so hätte Nichts zu meinem Glücke gefehlt. Alle trugen mich auf den Händen und vielleicht kam es daher, daß Ernst vergleichungsweise etwas kalt war. Ich war ein von allzuguten Eltern verzärteltes Kind, war gedankenlos und wehleidig und davon klebt mir leider noch immer Etwas

an. Gleichwohl begann um diese Zeit unter Ernsts Einfluß des Lebens wahre Schönheit und Bedeutung immer klarer vor meine Seele zu treten. Die Ehe und das Haus, das Vaterland und die Welt wurden mir immer verständlicher in ihrem Verhältniß und ihrer heiligen Bedeutung. Ernst war mein Lehrer. Ich blickte mit Liebe, aber nicht ohne Furcht zu ihm auf.

Mancher Plan, der meinem romantischen Sinne wohl behagte, wurde in diesen Sommertagen entworfen. Eine Fußreise in dem schönen Land westlich von Schweden war einer der Lieblingsgedanken meines Ernst. Seine Mutter, nach welcher die kleine Petrea ihren Etwas kuriosen Namen hat, war eine Norwegerin und ihr ihm theures Andenken schien sich mit den Gebirgen und Thälern verwebt zu haben, die ihm ihre Erzählungen als eine wunderschöne Sagenwelt darstellten. Diese Erinnerungen sind ein romantischer Punkt in Ernsts Seele; dahin begibt er sich, wenn er sich erquicken und seine Zukunft erheitern will. „Im nächsten Jahr wollen wir reisen!“ rief Ernst in diesen Tagen und wir entwarfen unsere Wanderung mit einander auf der Karte; ich hatte mir bereits die Kleidung ausgedacht, in der ich seine Reisegefährtin werden und das meerumkränzte Norwegen besuchen wollte. Ach für mich kamen bald andere Reisen.

Noch in demselben Jahre erblickte mein Erstgeborner das Licht der Welt, mein erster Knabe, der meine Liebe und meine Gedanken dermaßen in Anspruch nahm, daß Ernst beinahe eifersüchtig wurde. Wie oft schlich ich mich des Nachts aus dem Bette, um ihn zu betrachten, wenn er schlief! Er war ein lebhaftes, unruhiges Kind, es hatte daher einen eigenen Genuß für mich ihn ruhen zu sehen und er war so göttlich schön in seinem Schlafe. Ganze Nächte hätte ich über seine Wiege hingebeugt zubringen können. So weit, Cäcilie, war Alles in Ordnung vor sich gegangen, wie in den Romanen, aus denen wir in jungen Jahren Nahrung für Herz und Seele schöpften. Aber andere Zeiten kamen. Zuerst die große

Veränderung in den Vermögensumständen meiner Eltern, die so gewaltig auf unsere Stellung im Leben einwirkte, dann die vielen Kinder, unendliche Beschwerden, Bekümmernisse, Krankheiten. Ich wäre mit Leib und Seele erlegen, wäre Ernst nicht der Mann gewesen, der er ist. In seinem Character lag es gegen den Strom zu schwimmen, es war ihm eine Art Lust mit ihm zu kämpfen und den Widerstand zu besiegen. Mit jedem Jahr nahm er mehr Arbeiten auf sich und durch den angestrengtesten Fleiß gelang es ihm allmälig, einigen Wohlstand in sein Haus zurückzuführen. Und wie unendlich gut, welch sanfte Stütze war er mir nicht in den Augenblicken, wo ich mich ohne ihn sehr unglücklich gefühlt hätte! Wie manche Nacht hat er nicht meinetwegen durchwacht, wie oft hat er nicht auf seinen Armen ein weinendes Kind in den Schlaf gewiegt! Und jedes Kind, welches kam, um seine Arbeit, seine Sorge zu vermehren, wurde immer als eine Freude, als ein Gnadengeschenk von Gott empfangen und seine Erscheinung war ein Fest im Hause. Wie hat ihm nicht mein Herz dafür gedankt, wie hat nicht seine Kraft, seine Zuversicht, die meinige gestärkt! Als die kleine Gabriele zur Welt kam, war ich dem Tode sehr nahe; ich bin fest überzeugt, daß ich ohne Ernsts Sorgfalt von meinen vielen Kleinen hätte scheiden müssen. Während des Zustands großer Schwäche, der auf die Entbindung folgte und mehrere Monate andauerte, berührte mein Fuß selten den Boden, denn Ernsts Arme trugen mich, wohin ich wollte. Er war unermüdlich in Güte und Geduld gegen die kranke Frau. Sollte deßhalb nicht die Gesunde ihm ihr Leben widmen! Ach ja, das will sie, das wird sie. Wäre nur meine Kraft eben so stark, wie mein Wille! Weißt du Cäcilie, was mir oft großen Kummer macht? Ich bin keine geschickte Haushälterin, es fehlt mir an Sinn und Gedächtniß für allerhand Geschäfte, von denen der Wohlstand des Hauses abhängt. Besonders ist mir die tägliche Sorge für das Essen zu=

wider; ich selbst habe wenig Appetit und es ist mir unangenehm, den Kopf immer voll Eßgedanken haben zu sollen, wenn ich Abends zu Bette gehe und Morgens erwache. Alles dieß macht, daß mein Mann seine häuslichen Behaglichkeiten nicht hat, wie er es mit Recht fordern kann. Bisher habe ich in meiner Kränklichkeit der Pflege der Kinder, so wie in unsern nicht besonders günstigen Umständen gültige Entschuldigung gehabt; jetzt aber können sie nichts mehr gelten, da meine Gesundheit wieder hergestellt ist und die Zunahme unsers Vermögens Veranlassung gibt, mehr für die Haushaltung zu thun. Ich bemühe mich daher auch aufs Ernstlichste, meine Pflichten zu erfüllen; aber o, wie angenehm muß es werden, wenn die kleine Louise einmal so groß ist, daß ich einen Theil der Haushaltungslast auf ihre Schultern legen kann! Ich stelle mir vor, sie werde diese Last mit einer ganz besondern Anmuth tragen.

Ich werde heute zweiunddreißig Jahre alt und es ist mir, als träte ich in eine neue Periode meines Lebens. Meine Jugend liegt hinter mir, ich trete jetzt ins mittlere Alter und ich fühle wohl, was dieses und mein Mann von mir zu fordern berechtigt sind. Möchte ein neuer, kräftigerer Mensch in mir aufstehen! Möge Gott mir beistehen und Ernst mild sein gegen seine mangelhafte Gattin! Ernst sollte eine weit raschere Frau haben. Meine Nervenschwäche macht mich reizbar und ich werde so leicht aus dem Concept gebracht. Sein thätiger Sinn beunruhigt mich oft mehr, als billig und vernünftig ist. Ich kann z. B. ordentlich in Angst gerathen, wenn ich seinen Blick scharf auf eine Wand oder einen sonstigen Gegenstand gerichtet sehe; ich meine dann, es müsse jeden Augenblick eine Thüre da aufspringen oder sonst eine Veränderung vorgehen, und doch ist mir Stille und Ruhe so großes Bedürfniß.

Bald wird eine Veränderung in unserem Hause vorgehen, der ich nicht ohne Unruhe entgegensehe. Ein Kandidat der Philosophie, Jakobi mit Namen, soll als Hofmeister für

meine Kleinen zu uns kommen. Er muß diesen Sommer meinen wilden Knaben unter seine Obhut nehmen, den Mädchen Unterricht im Schreiben, Zeichnen und Rechnen geben und auf den Herbst meinen Erstgebornen aus dem mütterlichen Hause in eine größre Erziehungsanstalt begleiten. Mir bangt vor diesem neuen Mitglied in unsrem häuslichen Kreise; der Mann kann so störend werden, wenn er nicht gut ist. Ist er aber brav und gut, so soll er mir herzlich willkommen sein. Besonders als Beistand in den langweiligen Schreiblektionen mit ihrem ewigen: „Bleib ruhig sitzen, Heinrich! — Halte die Feder richtig, Louise! — Sieh auf die Vorschrift, Leonore! — Vergiß die Punkte und Striche nicht, Evchen! — Petrea wische mir nicht immer deine Buchstaben mit der Nase aus!" Ueberdieß fängt mein Erstgeborner an immer weniger Achtung für meine Kenntnisse in seiner lateinischen Grammatik zu hegen und Ernst wird immer ungehaltener über seine wilden Streiche. Er wird bei Jakobi einen Kameraden haben an dem Sohn des Landeshauptmanns Stjernhök, Nils Gabriel, einem ausgezeichnet gesetzten und außerordentlich artigen Jungen, von dessen Einfluß auf meinen Heinrich ich viel Gutes hoffe.

Der Kandidat ist uns mit vieler Wärme empfohlen worden von einem Freunde meines Mannes, dem vortrefflichen Bischof B. Seine Aufführung auf der Hochschule hat indeß durchaus nichts Empfehlendes. Durch Leichtgläubigkeit und Leichtsinn hat er ein hübsches kleines Erbgut von drei alten Tanten, bei denen er aufgewachsen und erzogen worden ist, schnell durchgebracht und überhaupt ein unordentliches Leben geführt. Bischof B. macht keinen Hehl daraus, sagt aber, er halte viel auf den jungen Mann, lobt sein gutes Herz, sein vortreffliches Lehrtalent und bittet uns inständig, ihn mit elterlicher Zärtlichkeit in unser Haus aufzunehmen. Wir wollen jetzt sehen, wie weit er sich einer so herzlichen Theilnahme würdig zeigt. Ich gestehe, daß meine mütterliche Zärtlichkeit für ihn noch vollkommen schlummert.

Indeß erschreckt mich dieser Gast beinahe weniger, als ein Besuch, der mich binnen Kurzem bedroht. Du hast schon von der Oberstin S. gehört, der schönen Emilie, meines Mannes alter Flamme, wie ich sie aus einiger Rachsucht wegen all der Unruhe nenne, die ihre den meinigen so entgegengesetzte Vortrefflichkeiten mir verursacht haben. Sie ist seit mehreren Jahren Wittwe, hat sich lange im Ausland aufgehalten, ist aber jetzt im Begriff in ihr Vaterland zurückzukehren und uns zu besuchen. Ernst und sie sind immer auf einem freundschaftlichen Fuße mit einander gestanden, obgleich sie einst seine Hand ausschlug. Und das ist ein edler Zug an meinem Ernst — wie überhaupt bei seinem ganzen Geschlechte nichts Seltenes — daß dieser Korb ihn gegen die Person, die ihn ausgetheilt, nicht kalt gemacht hat. Im Gegentheil äußert er immer gerne seine Bewunderung für diese Emilie und hat nicht aufgehört mi ihr zu correspondiren, und ich, die ich alle ihre Briefe lesen darf, kann nicht umhin, ihre ungewöhnlichen Kenntnisse und ihren Geist anzuerkennen. Gleichwohl hätte ich das Vergnügen gerne entbehrt, dieses Alles in der Nähe kennen zu lernen, denn es kommt mir vor, als ob meines Mannes alte Flamme etwas Kaltes im Herzen hätte und das meinige nicht warm für sie werden könnte.

Es schlägt zehn Uhr. Vor zwölf kommt Ernst nicht nach Hause. Ich verlasse dich jetzt Cäcilie, um . . . . soll ich dir mein Geheimniß sagen? Du weißt, daß es immer zu meinen größten Vergnügungen gehört hat einen guten Roman zu lesen, aber diesem Vergnügen habe ich jetzt beinahe ganz entsagen müssen, denn bekomme ich je einmal etwas Interessantes in die Hand, so wird es mir entsetzlich schwer, davon abzulassen, ehe ich bis auf die letzte Seite gekommen bin. Das geht nun aber einmal bei mir nicht an und als einmal wegen Madame Staëls Corinna zwei Mittagessen, eine große Wäsche und siebenzehn kleinere Haushaltungsangelegenheiten nahe daran waren, zu stranden und mein häuslicher Friede

Schiffbruch zu leiden, so beschloß ich alles Romanlesen, wenigstens bis auf Weiteres, aufzugeben. Aber so groß ist mein Bedürfniß nach irgend einer literarischen Erquickung dieser Art, daß ich, seit ich keine Romane mehr lese, angefangen habe, selbst einen zu schreiben. Ja Cäcilie, meine Jugendanlagen wollen mich mitten unter den Geschäften und prosaischen Sorgen des Alltagslebens nicht verlassen und die Blumen, die mir in einer Morgenstunde so schön geduftet, sie wollen jetzt in der Erinnerung noch einmal für mich blühen und einen erfrischenden Kranz um mein welkendes Haupt flechten. Die fröhlichen Tage, die ich an deiner Seite verlebt, die Eindrücke, die anmuthsvollen Auftritte — sie erscheinen mir jetzt noch mehr so als damals — die unsre Jugend so schön, so heiter und frisch gemacht, ich will sie in ein deutliches Bild bringen, bevor sie im Verlauf der Jahre aus meiner Seele verschwinden. Diese Beschäftigung ermuntert und stärkt mich und wenn ich Abends in Folge von Müdigkeit oder Verdruß mein nervöses Zahnweh bekomme, so vermag mich Nichts so zu zerstreuen, als die Arbeit an meinem kleinen Roman. Gerade heute Abend plagt es mich mehr als gewöhnlich und ich will mein unschuldiges Opiat anwenden. Ernst soll mich doch nicht mehr auffinden, wenn er kommt; ich habe ihm das versprochen. Gute Nacht, liebe Cäcilie.

Wir wollen hier eine kleine Schilderung der Briefstellerin einschalten, der Mutter Heinrichs, Louisens, Evas, Leonorens, Petreas und Gabrielens.

Schön war sie nicht, aber die Natur hatte ihr einen edlen Wuchs gegeben, der noch fein und schlank war, wie bei einem jungen Mädchen. Die Gesichtszüge waren unregelmäßig, aber der Mund frisch und reizend, die Lippen schön hellroth, ihr Teint weiß, die hellblauen Augen sanft und freundlich. Ihre Bewegungen hatten viele Anmuth, sie besaß schöne Hände — was bei einem Frauenzimmer immer etwas Schönes ist — und zeigte sie nicht ohne Noth, was sie noch schöner machte. Sie

wußte sich mit Geschmack zu kleiden und zwar fast immer in helle Farben, was nebst dem leichten Rosenduft, den sie liebte und der sie überall begleitete, ihrem Wesen etwas ausnehmend Mildes und für die Sinne Wohlthuendes gab. Man konnte sie mit dem Mondschein vergleichen. Sie ging leise und ihre Stimme war lieblich — nach Shakespeare eine vortreffliche Sache beim Weibe. Wir möchten sie gerne auf einem Sopha ruhend sehen, eine Blume pflegend oder ein Kind liebkosend, aber wir können sie uns kaum als Vorsteherin einer großen Haushaltung denken, nebst ihrem ganzen Gefolge von Geschäften und Dienstleuten und noch überdieß als Erzieherin mehrerer Kinder. Und gleichwohl hatten Kinder und Pflichtgefühl sie dahingebracht, daß sie gerne auf einem ihren natürlichen Neigungen so entgegengesetzten Wege arbeitete, ja allmälig waren ihr mehrere dieser Geschäfte wirklich theuer geworden. Alles, was die Kinder betraf, ging ihr nahe ans Herz; im Hause hielt sie Ordnung, Frieden und Behaglichkeit aufrecht. Der Inhalt des Leinwandschrankes war ihr wichtig, ein schneeweißes Tuch erfreute ihre Seele. Graue Leinwand, Staub und Fliegen haßte sie — so gut sie hassen konnte. Und jetzt weiter in unsern historischen Skizzen.

Wir verließen Elise so eben bei ihrem Manuscript; es beschäftigte sie dermaßen, daß sie zwölf Uhr nicht schlagen hörte. Sie schrack zusammen, als sie auf einmal die Tritte ihres Mannes vernahm. Das Manuscript in ihren Pult zu werfen und sich schnell zu entkleiden, wäre ihr etwas Leichtes gewesen; auch war sie im Begriff, es zu thun, besann sich aber schnell. „Ich habe," dachte sie, „meine Handlungen noch nie vor Ernst verheimlicht, ich will heute nicht damit anfangen" und sie blieb ruhig an ihrem Schreibtisch sitzen, bis er ins Zimmer trat.

„Was? Noch auf und schreibend?" sagte er mit einem mißvergnügten Blicke. „Hältst du so deine Versprechungen, Elise?"

„Verzeih mir, Ernst, ich habe mich vergessen."

„Und über was? Was schreibst du denn? Laß doch einmal sehen. Wie? Ich glaube gar, einen Roman! Wozu soll das dienen?"

„Dienen? Ach es macht mir Vergnügen."

„Man muß auch bei seinen Vergnügungen Zweck und Sinn haben und mir macht es durchaus kein Vergnügen, wenn du des Nachts sitzen bleibst und eines elenden Romans willen deine Augen verderbst. Hätten wir ein Feuer hier, so würde ich das Geschmiere verbrennen."

„Es wäre weit besser, du gingest zu Bette und verläsest in aller Andacht dein Abendgebet, als daß du an solche Autodafés denkst. Hast du dich gut unterhalten beim Landeshauptmann?"

„Du möchtest gerne die Karten vermischen. Sieh mich einmal an, Elise; du bist blaß, dein Puls ist gespannt. Mein Abendgebet lesen? Ich hätte gute Lust, dir eine Lektion zu lesen. Ist es auch verständig, ganze Nächte aufzubleiben und von lauter Wachen blaß zu werden, um Etwas zu schreiben, was zu Nichts auf der Welt taugt? Ich kann recht böse werden, wenn du so einfältig, so kindisch sein kannst. Da hilft es freilich Nichts, in die Bäder zu fahren, Doktoren im Osten und im Westen zu befragen und auf alle möglichen Arten für die Gesundheit besorgt zu sein, wenn du gerade das thust, was am Sichersten darauf hinwirkt sie zu zerstören."

„Ernst sei nicht so böse! Sieh mich heute Abend nicht so streng an, Ernst; nein nur heute nicht."

„Ja," sagte der Landrichter auf einmal Etwas milder, „weil du heute vor zweiunddreißig Jahren auf die Welt gekommen bist, glaubst du ein Recht zu haben, recht kindisch zu sein."

„Laß es auf die alte Rechnung gehen!" sagte Elise lächelnd, aber mit einer Thräne im Auge.

„Gehen lassen, gehen lassen! Ja das glaube ich, immer soll man es an seinen Hals gehen lassen, bis es

gar zu toll geht. Ich hätte Lust, alle Romane und Romanschreiber in der Welt auf ein Häufchen zusammenzubinden und zu vertilgen. Eher wird die Welt nicht vernünftig und du auch nicht. Inzwischen freut es mich, daß ich dich noch wach fand, denn ich hätte dich sonst geweckt, bloß um dir zu beweisen, daß du mir Nichts verbergen kannst, nicht einmal, wie alt du bist. Hier hast du zur Strafe für deine schlechte Absicht . . ."

„Ach! Walter Scotts Romane! Und noch dazu eine Prachtausgabe! Dank, Dank, guter, bester Ernst. Aber du bist mir ein schöner Gesetzgeber, du! Du beförderst selbst, was du verdammst."

„Versprich mir nur, nicht die Nächte mit Romanschreiben oder Lesen zuzubringen. Bedenke, für wie viele deine Gesundheit kostbar ist. Glaubst du, ich wäre so böse geworden, wenn du mir nicht so lieb wärest? Kannst du das begreifen? In ein paar Jahren, Elise, wenn die Kinder größer und du Etwas stärker bist, wollen wir einen Sommer dazu nehmen und unsre norwegische Reise antreten. Du wirst dann die frische Gebirgsluft einathmen, die schönen Thäler und das Meer sehen — das wird dir wohler thun, als alle Brunnen und Bäder von der Welt. Aber komm und laß uns nach den Kindern sehen; wir wollen sie zwar nicht wecken, aber ich habe einiges Konfekt von der Baronin mitgenommen, das ich auf ihre Kopfkissen legen will. Da hast du eine Renette."

Die Gatten gingen mit einander in die Stube der Kinder, wo die alte treue Finnin Brigitta lag und sie bewachte, wie der Drache seine Schätze. Die Kinder schliefen wie — Kinder. Der Landrichter strich mit der Hand über den schönen Lockenkopf des Knaben, aber jedes der Mädchen bekam einen Kuß auf den rosigen Mund. Die Eltern begaben sich sofort auf ihr Zimmer. Elise ging zu Bette, ihr Mann setzte sich an den Schreibtisch, so daß er sie zugleich vor dem Lichtscheine schützte. Das leise Gekritzel seiner Feder flüsterte sie gleichsam in den Schlaf. Als es zwei Uhr schlug, erwachte sie,

er schrieb noch. Wenige Menschen bedurften und gönnten sich so wenig Ruhe, wie Ernst Frank.

Der Kandidat.

Es war Dämmerung. Die Kinder spielten Feuerleihen im Saale und schwärmten in Winkeln und Ecken herum, als auf einmal ein Reisewagen vor der Thüre hielt und auf die wilde Schaar wirkte, wie ein Strahl kaltes Wasser auf einen Bienenschwarm. Der Weisel des Bienenschwarmes, die kleine Louise, setzte sich plötzlich ans Fenster und um sie herum drängten sich vier andre Köpfchen, schnaufend, warm, neugierig und einander wegschiebend, voll Eifer, den Ankömmling zu sehen. Ein Herr hüpfte leicht aus dem Wagen, die Kinder konnten nicht unterscheiden, ob er alt oder jung war, denn sie sahen den Landrichter schnell zur Thüre herauskommen, dem Reisenden die Hand schütteln und ihn ins Haus hereinführen. Ein kleiner, schmaler Koffer wurde ihm nachgetragen. Jetzt fuhr der Schwarm abermals auf und setzte sich wieder um die Mutter herum, um ihr in allen möglichen Tongraden, vom Flüstern bis zum hochlauten Rufen kund zu thun, daß sicherlich der Hofmeister angekommen sei. Elise, die Gäste hatte, beruhigte mit einem ja, ja und so, so, sowie mit freundlich beschwichti enden Blicken die aufgeregten Kinder. Louise faßte sich schnell, schien einzusehen, daß sie ihrer Würde Etwas vergeben habe und setzte sich, wie große Leute, still und anständig neben die Großen. Die andern Kinder drängten sich flüsternd und verwundrun svoll in einer Ecke des Zimmers zusammen und man sah sehr häufig Petreas Nase neugierig aus dem kleinen Haufen hervorgucken.

Der Landrichter hatte seiner Frau die Ankunft de-

erwarteten Gastes melden lassen, der sich ihr vorstellen werde, sobald er seine Toilette gemacht habe. Bald kam ein andrer Bote und verlangte ein Brenneisen für den Kandidaten.

„Das nenne ich einmal eine lange Toilette," dachte Elise mehrere Male während der vollen Stunde, die sie mit Warten zubrachte, und man muß gestehen, daß ihre Nase sich mehr als einmal nach derselben Richtung wandte, wie die Petreas.

Endlich ließen sich die Tritte zweier Herren im Saale hören und durch die Stubenthüre stieg ein wohlbeschuhter Fuß, ein schönes Bein, einer wohlgebildeten, Etwas gedrängten Figur angehörig, die mit Leichtigkeit einen zwanzigjährigen Männerkopf trug von schönem jovialem Aussehen und nach der neuesten Mode frisirt. Es war der Kandidat. Er warf einen Blick zuerst auf seinen Fuß, dann auf die Dame des Hauses und näherte sich ihr mit ungezwungener Sicherheit, wobei er eine Reihe blendend weiße Zähne zum Vorschein kommen ließ. Düfte von Eau de Portugal verbreiteten sich im Zimmer. Der Landrichter, der nachfolgte und dessen einfaches Wesen gewaltig gegen die ganze Haltung des neuen Gastes abstach, stellte ihn als Kandidat Jakobi vor. Man sagte einander einige unbedeutende Höflichkeiten und setzte sich. Die Kinder kamen hervor und machten ihre Kratzfüße. Heinrich blickte mit einem fröhlichen, vertraulichen Blicke zu seinem künftigen Lehrer auf; Louise neigte sich mit vielem Anstand und that einen großen Schritt rückwärts, als der Kandidat sich die Freiheit nahm, sie küssen zu wollen. Petrea streckte neugierig und vorwitzig die Nase in die Höhe. Der Kandidat nahm von Allen aufs Freundlichste Notiz, gab Allen die Hand, fragte Alle nach dem Namen, besah sich darauf im Spiegel und ordnete seine Locken.

„Wen haben wir da ins Haus bekommen?" dachte Elise mit heimlichem Schreck, „das ist ja ein Geck, ein ausgemachter Geck. Wie in aller Welt konnte Bischof

B. ihn zum Lehrer für meine armen Kleinen wählen? Er wird es sich angelegener sein lassen sich selbst zu betrachten, als nach ihnen zu sehen. Die prächtige Stecknadel da ist von unächten Steinen. Lacht, um seine weißen Zähne zu zeigen. Ein wahrer Geck! Ein Narr vielleicht. Jetzt besieht er sich wieder im Spiegel."

Elise suchte die Augen ihres Mannes, aber sie wichen den ihrigen aus. Einiges Mißvergnügen und etwas Verlegenheit war auf seinem Gesichte zu lesen. Der Kandidat dagegen war nicht im Mindesten verlegen, sondern bewegte sich mit ungezwungenen Manieren in einem Lehnstuhle und warf forschende Blicke auf drei Damen, die offenbar als Gäste da waren. Die älteste, die unaufhörlich stickte, schien Etwas über vierzig Jahre alt zu sein, und zeichnete sich durch ein ungewöhnlich ruhiges, klares und gemüthliches Wesen aus. Der Landrichter unterhielt sich viel mit ihr. Die zwei andern schienen ihr zwanzigstes Jahr noch nicht erreicht zu haben, die eine war blaß und blond, die andre eine hübsche Brünette. Beide waren anmuthige Wesen und sahen glücklich und gut aus. Der Kandidat lernte in diesen Damen Fräulein Evelina Berndes und ihre Pflegetöchter Karina und Laura kennen. Laura hatte immer eines von den Kindern auf ihrem Schooße und der Kandidat ließ seine Blicke vorzugsweise auf ihr ruhen. Es war aber auch in der That ein allerliebstes Gemälde, das Laura und die kleine schöne Gabriele mit einander bildeten, wie Laura sie mit ihren Blumen, Armbändern, Halsband und all dem Schönen schmückte, was sie an sich hatte. Die Unterhaltung wurde bald allgemein und ging mit ausnehmender Leichtigkeit von Statten. Man hatte dieß dem Kandidaten zu danken, der sehr gut und interessant über einige ausgezeichnete Männer auf der Universität sprach, von welcher er herkam. Als Elise einen berühmten Mann erwähnte, den sie sehr gerne gesehen hätte, erklärte der Kandidat, er habe vor ganz kurzer Zeit eine kleine Zeichnung von ihm gemacht und

eilte auf ihren Wunsch, dieselbe zu holen. Er brachte ein Portfeuille, das mehrere Zeichnungen und Gemälde, theils Portraits, theils Landschaften, von seiner eigenen Hand, enthielt. Sie waren nicht ohne Talent ausgearbeitet und machten Vergnügen. Man erkannte den einen und andern wieder, auch den Kandidaten selbst. Die Kinder waren ganz entzückt, und drängten sich voll Eifer um den Tisch. Der Kandidat nahm sie auf seinen Schooß und schien es sich sehr angelegen sein zu lassen, ihnen Vergnügen zu machen. Die Kinder schienen beinahe vergessen zu haben, daß er eine neue Bekanntschaft für sie war, nur Louise verhielt sich Etwas stolz und die Kleine war noch ganz ungnädig gegen ihn. Besonders gerührt und entzückt waren die Kinder über ein Stückchen in Sepia, ein Mädchen vorstellend, die an einem Rosenbusche kniet und Blumen pflückt, nachdem sie dicht an einem Grabstein daneben ihre Leier niedergelegt hat. „O sie war so schön, so göttlich schön!“ Petrea vermochte ihre Augen nicht von dem wirklich herrlichen Gemälde abzuwenden, das auch der Kandidat sichtlich mit Vaterliebe betrachtete und das die Krone seiner kleinen Sammlung war.

Sonst pflegte sich die Kinderschaar Schlag acht Uhr, unter Louisens Anführung, auf ihr Schlafzimmer zurückzuziehen, was einmal die Abends noch muntre Petrea zu der Aeußerung veranlaßte, die Nacht sei doch das Schlimmste, was Gott geschaffen, worüber sie von Louise einen vorwurfsvollen Blick erhielt, nebst dem Bedeuten, daß man nicht so sprechen dürfe. Heute aber erhielten die Kleinen, um die Merkwürdigkeiten des Tages zu feiern, Erlaubniß, am Abendessen der Eltern Theil zu nehmen und so lange aufzubleiben, wie die Andern.

Diese Aussicht, der Kandidat, die Gemälde, Alles trug dazu bei, ihre Lebensgeister bedeutend zu steigern. Petrea hatte sogar die Keckheit, bei Tische, während ein gekochtes Huhn verzehrt wurde, dem Kandidaten den Vorschlag zu machen, durch Ziehen an einem Knöchel

um das Frauenzimmer am Rosenbusch mit ihm zu loosen, wogegen sie ihm als Schadensersatz, im Fall das Glück sie begünstigen sollte, ein Gemälde von eigener Komposition zusagte, Etwas vorstellend, das einen Tempel vorstellen sollte. Louise ärgerte sich sichtbarlich und schüttelte ihr kleines, kluges Köpfchen über die Schwester. Die Mutter widersetzte sich dem Vorschlag mit vielem Ernst. Die arme Petrea wurde roth und schämte sich wegen des tadelnden Blickes, der auf sie geheftet wurde, allein der Kandidat war nach der Ueberraschung des ersten Augenblicks gutmüthig genug, den Vorschlag munter anzunehmen und eifrig darauf zu bestehen, daß die Sache ihren Gang nehmen solle. Er maß jetzt mit scheinbarer Genauigkeit und großem Ernst die Höhe des Griffs auf beiden Seiten des Knöchels ab und zählte auf drei. Die Mutter hoffte im Stillen, er werde die Sache so einrichten, daß er selbst die Krone behalte. Aber nein, die Krone blieb in Petreas Hand und sie schrie laut auf vor Freude. Nach dem Essen widersetzten sich die Eltern der Erfüllung der Wette, aber der Kandidat bestand so eifrig und munter darauf, daß es dabei blieb und Petrea, die glücklichste der Sterblichen, das Frauenzimmer mit dem Rosenbusch forttragen durfte, übrigens auch eine mütterliche Ermahnung mit auf den Weg bekam, die ihre Freude mit einigen Thränen verdünnte. Der Kandidat hatte inzwischen durch seine Freundlichkeit gegen die Kinder und seine Güte gegen Petrea einen angenehmen Eindruck auf die Eltern gemacht.

„Wer weiß," sagte Elise zu ihrem Mann, „vielleicht macht er sich noch ganz gut. Er mag seine Fehler haben, aber er hat auch seine Tugenden. Er hat wirklich in Gesicht und Stimme etwas sehr Gutes. Aber die Untugend sich immer zu bespiegeln muß man ihm abgewöhnen."

„Ich verlasse mich auf meinen Freund B.," sagte der Landrichter, „und glaube, daß Etwas an dem Manne ist. Seine Eitelkeit und geckenhaften Angewöhnungen

werden wir schon mit der Zeit zu beseitigen wissen. Der Mann läßt sich gewiß gut an. Sei freundlich gegen ihn, liebe Elise, und mache, daß er sich heimisch bei uns fühlt."

Die Kinder in ihrem Schlafzimmer machten auch ihre Bemerkungen über den Kandidaten. „Ich meine, er sei weit schöner, als der Vater," sagte die kleine Petrea.

„Und ich glaube," versetzte Louise zurechtweisend, „daß kein Mensch vollkommener sein kann, als der Vater."

„Ja gewiß, außer der Mutter," rief Eva aus ihrem Bettchen.

„Ach," sagte Petrea, „ich habe ihn so lieb, er hat mir das schöne Gemälde geschenkt. Wißt ihr auch, wie das Frauenzimmer heißen soll? Rosa soll sie heißen und ich will euch eine lange Geschichte von ihr erzählen. Es war einmal . . . ."

Die Schwestern spitzten die Ohren, denn Petrea konnte besser und hübschere Geschichten erzählen, als sie Alle zusammen. Sie sagten daher unter sich, Petrea sei sehr gescheidt, aber Louise sorgte auf jede Art dafür, daß sie es nicht merken sollte, weßhalb sie auch jetzt ohne allen gnädigen Beifall ihre Geschichte anhörte, die gleichwohl interessant genug gefunden wurde, um ihr kleines Auditorium bis gegen Mitternacht wach zu erhalten.

„Wie wird es mit meinem Eingemachten gehen?" dachte Elise am andern Tage, „als sie die Portion erblickte, die auf dem Teller des Kandidaten abgeladen wurde. Als sie aber Abends die kleine Gabriele ganz vertraulich und frei in seinen Locken wirthschaften, als sie ihn an den Spielen der Kinder Theil nehmen und denselben mehr Bedeutung verleihen sah, als sie bemerkte, wie er mit einer großen Papierdüte, die er Pauke nannte, bewaffnet, denjenigen die falsch rechneten Schläge austheilte und dadurch den allergrößten Eifer und Munterkeit erweckte, da dachte sie: „Er mag Eingemachtes essen,

so viel er will, ich will nur dafür sorgen, daß es nie daran fehlt."

Wenn die Actien des Kandidaten auf der einen Seite stiegen, so standen sie auf einer andern nicht zum Besten. Brigitte, die Eines und das Andre im Hause zu besorgen hatte, fing an böse und unwillige Gesichter zu schneiden. Ein Paar Tage lang schwieg sie, aber eines Abends sagte sie zu ihrer Gebieterin, während sich die Höhlen ihrer kleinen Stumpfnase bedeutend erweiterten: „Gnädige Frau, Sie müssen die Güte haben und der Köchin noch einmal so viel Kaffee als gewöhnlich hinausgeben, denn wir können mit weniger nicht ausreichen, wenn es so fortgehen soll. Der Magister da trinkt die kleine Kanne Morgens ganz allein aus. Ich habe meiner Lebtage keine solche Kaffeebase gesehen."

Der nächste Abend brachte eine neue Trauerbotschaft. Mit finstrem Gesichte und heraussttehenden Augen klagte Brigitte: „Jetzt ist er nicht bloß eine Kaffeebase, sondern ein wahres Kalb und ein Zwiebackspatron. Was glauben Sie, gnädige Frau? Der Zwiebackskorb, den ich gestern gefüllt habe, ist heute so gut, als leer. Es sind nur noch drei Zwiebäcke und einige Brosamen darin. Und der Rahmnapf — ja der wird alle Morgen, die Gott gibt, geleert."

„Nun, wenn es ihm nur schmeckt!" sagte Elise ausweichend und beschwichtigend.

„Ach du himmlischer Vater! Jetzt ist er auch noch eine Zuckerratze," klagte Brigitte an einem andern Tag wieder. „Er muß wenigstens zwanzig Stücke in seine Tasse werfen, liebe gnädige Frau, sonst könnte er nicht so bald mit der ganzen Zuckerdose fertig werden. Ich muß die gnädige Frau um Schlüssel zum Kasten bitten, um sie wieder zu füllen. Gott lasse uns nur mit Allem diesem auskommen."

Brigitte durfte viel sagen, denn sie war im Hause ergraut, hatte Elise als Kind auf ihren Armen getragen, und war ihr aus lauter Anhänglichkeit gefolgt, als sie

das väterliche Haus verließ; überdieß war sie eine ganz unübertreffliche Hüterin für die Kinder. Aber bei diesen wiederholten Beschwerden sagte Elise doch endlich ernsthaft zu ihr: „Ei so laß ihn essen und trinken, so viel er will und bleib mit deinen Bemerkungen zu Hause. Meinetwegen kann er täglich ein Pfund Zucker und Kaffee brauchen, wenn er nur — wie ich hoffe — ein guter Freund und Lehrer für die Kinder wird."

Ganz beleidigt entfernte sich Brigitte, vor sich hinbrummend: „Schon gut, schon gut, die alte Britte kann auch schweigen, ja das kann sie, ja, ja, schon recht . . . wir wollen sehen, was das für ein Ende nimmt — Zucker und Zwieback ißt er, aber Salzhäringe ißt er nicht . . . ja, ja!"

Inzwischen verlebte der Kandidat seine Tage unbekümmert und ohne alle Ahnung von den Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenzogen, so wie von den Ehrentitelchen: Kaffeebase, Kalb, Zwiebackspatron und Zuckerratze und mit jedem Tag stellte es sich deutlicher heraus, daß Elisens Hoffnungen wohl gegründet waren. Der Kandidat entwickelte einen guten, liebenswürdigen Charakter und eine ausgezeichnete Lehrgabe. Die Kinder schlossen sich bald innig an ihn. Ihr Gehorsam und ihre Achtung vor dem Lehrer hinderte sie indeß nicht, ihm in den Freistunden allerhand kleine Streiche zu spielen. Petrea war hierin besonders erfindungsreich und der Kandidat war zu gutmüthig und ergötzte sich zu sehr an der Freude der Kleinen, um sich nicht gerne zuweilen zur Zielscheibe ihrer Witze herzugeben.

Das Frühstück, das für die ältern Mitglieder der Familie um eilf Uhr aufgetragen wurde, gab den Kleinen reichliche Gelegenheit, sich darin zu üben. Der Kandidat aß gerne Eier und wenn er unter einer bauschigen Serviette welche vermuthete und schnell die Hand hineinsteckte, bekam er nicht selten statt der Eier Garnknäuel, Bälle und ähnliche unverdauliche Dinge in die Hand. Dann hörte man gewöhnlich ein erstickendes

Lachen an der Thüre und eine Menge Kinderköpfe, die er in anscheinendem Aerger mit den falschen Eiern bombardirte, zogen sich eilig unter Freuderufen zurück. Oft wenn er, einer alten schwedischen Sitte gemäß, ein Schnäpschen nehmen wollte, bekam er statt des Branntweins klares Wasser in den Mund und die kleinen Mäßigkeitsfreunde hielten sich immer nahe genug, um sich an der Ueberraschung ergötzen zu können und doch fern genug, um bloß einige Tropfen von der Douche zu bekommen, die ihnen nachgesandt wurde und worüber sie hoch aufsprangen vor Freude. Es verdiente wirklich Bewunderung, wie oft diese Ueberraschungen wiederholt wurden und wie oft sich der Kandidat überraschen ließ. Aber er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt (es versteht sich den Gedanken eines Kandidaten der Philosophie), um gegen die Bosheiten der kleinen Witzlinge auf seiner Hut zu sein. Eines Tags . . .

Nur im Vorbeigehen wollen wir bemerken, daß die Toilette des Kandidaten, obschon dem äußern Anschein nach, wohlbestellt, sich in der That und Wahrheit doch in einem ganz schlechten Zustande befand. Kein Wunder also, wenn der von Außen wohlgebürstete und geputzte Hut innen ein ganz zerrissenes Futter hatte.

Eines Tags hatte der Kandidat seinen Hut in eine Ecke des Zimmers gestellt und während er sich auf dem Sopha eifrig unterhielt, sammelten sich Heinrich, Eva und Petrea mit höchst bedenklichen Verschwörungsgesichtern und Gebärden um das Symbol der Freiheit. Niemand hatte Acht darauf, als aber der Kandidat fort ging und vor der Thüre seinen Hut aufsetzen wollte, entstand eine förmliche Revolution darin, eine Menge zinnerne Soldaten, Steine, Stäbchen und Gott weiß was Alles, rasselte plötzlich über seinen Kopf herab, ja ein kleiner Schornsteinfeger kam rücklings auf seine Nase zu sitzen und Nichts kann mit der unmäßigen Freude der Kinder verglichen werden bei der Verwunderung des Kandidaten, so wie den komischen Gebärden und Kopf-

zuckungen, womit er ihre unartige Posse aufnahm. Kein Wunder, wenn die Kinder ihn sehr liebten.

Aber die kleine Louise, die sich immer mehr zu den großen Leuten zu zählen anfing und höchst selten an den Verschwörungen gegen den Kandidaten Theil nahm, schüttelte den Kopf zu diesem Unterfangen ihrer Geschwister. Sie suchte aus ihren Schubfächern grüne Seidenstücke hervor (Louise war eine geborne Sammlerin), verschaffte sich insgeheim den Hut des Kandidaten, ließ sich von ihrer Mutter ein wenig helfen und nun hatte sie auch ihre heimliche Freude und konnte auch ins Fäustchen lachen bei der Verwunderung des Kandidaten, als er auf einmal ein nagelneues Seidefutter in seinem Hute fand.

„Unsre kleine Louise ist ein recht vernünftiges Mädchen," sagte der Landrichter vergnügt zu seiner Frau, die ihn in das Komplott einweihte. Sie wurde seitdem oft von Vater und Mutter unsre vernünftige, kleine Louise genannt.

Kaum war der Kandidat drei Wochen im Frank'schen Hause, als Elise sich geneigt fühlte, ihm einen neuen Titel zu geben, nämlich den eines Generaldisputators. Er entwickelte wirklich eine große Fähigkeit, Alles in Abrede zu stellen, vom freien Willen des Menschen an bis zu den Gesetzen des Kochens, ja sogar des Eieressens. Elise schrieb hierüber Folgendes an ihre Schwester Cäcilie:

„Aber so artig und angenehm der Kandidat meistens ist, so widerwärtig und eigensinnig ist er bisweilen bei Diskussionen und da sich Niemand im Hause in gewissen Spitzfindigkeiten mit ihm messen kann, so ist Gefahr vorhanden, daß er sich einbildet, ein metaphysisches Lumen zu sein, was er nach meiner Ueberzeugung gar nicht ist, zumal, da seine Kunst mehr im Einreißen, als im Aufbauen, mehr im Verwirren, als im Ordnen besteht. Ernst ist kein Freund von metaphysischen Wortklaubereien und wenn der Kandidat das Handgreiflichste und Gewisseste (was ist handgreiflich? was ist gewiß? würde der

Kandidat sagen) zu bezweifeln anfängt, so wird er ungeduldig, zuckt die Achseln, geht an seinen Schreibtisch und läßt mich den Streit ausfechten, in dem ich für mein Leben gern Recht behalten möchte. Aber, wenn ich mich eine Weile tapfer mit ihm herumgeschlagen habe, überfällt mich der Student mit gelehrten Redensarten und Wendungen; dann fliehe ich und muß ihm das Schlachtfeld überlassen. Jetzt glaubt er mich überzeugt zu haben, wenigstens von seiner Macht, was ihm indeß keineswegs gelungen ist und wenn mir das Glück nicht bald einen mächtigen Bundesgenossen zuführt, so wird er gar zu eigenliebig. Inzwischen bin ich nicht ohne einige Neugierde auf das System, das er mir heute Abend aufzubauen versprochen hat, und nach welchem Alles in der Welt so gut und consequent sein soll. Dieses Thema hat immer Interesse für mich und erinnert mich an die Zeit, wo du, Cäcilie, und ich gleich zwei Schmetterlingen über die Erde hinflogen, uns auf ihren Blumen wiegten und uns hübsche Phantasien über den Ursprung des Lebens und der Dinge machten. Ich habe sie seitdem beinahe ganz vergessen. Denke dir, wenn unsre Jugendmythologie im Systeme des Kandidaten zurückkäme."

Hier wurde Elise durch die Ankunft der Kinderschaar unterbrochen.

„O gib uns Gabriele, gib uns Gabriele, Mutter," baten einige schmeichelnde Stimmen.

„Gabriele, willst du nicht kommen und mit uns spielen? O nicht wahr, du kommst?"

Petrea zeigte ihr ein kleines Pfefferkuchen-Herz und dieser Anblick wirkte auf das Herz der Kleinen, so daß sie auf die Wünsche ihrer Geschwister einging.

„Aber ihr müßt sie sehr in Acht nehmen, meine lieben Engel," sagte die Mutter. „Louise, nimm du sie in deinen Schutz und sieh wohl zu, daß ihr kein Leid widerfährt."

„Das versteht sich," versicherte Louise mit wichtiger Miene. Die jubelnde Kinderschaar führte den empfan-

genen Schatz fort und bald war die Sache draußen im Saale in vollem Gang.

Elise nahm ihre Arbeit und der Kandidat setzte sich mit wichtiger Miene vor sie, um sie in die Tiefen seines Systems einzuweihen. Er hatte bereits mehreremale gehustet und öffnete eben den Mund zum Sprechen, als sich ein beffendes Bellen und unmittelbar darauf ein leises „allerunterthänigste Dienerin“ in der Thüre vernehmen ließ und sich daselbst mit einer Art sich spreizender Würde und einem kleinen weißen Pudel auf dem Arme eine Person verneigte, der zu Ehren wir ein neues Kapitel beginnen wollen.

Die Hofmarschallin.

Wo fände sich nicht haute volée? Ueber den Heerschaaren des Himmels fliegen die Cherubim und Seraphim und auf den Höfen der Erde erheben die Gänse und Enten ihre Flügel hoch über das kleinere Federvieh. Die Weltordnung muß es so mit sich bringen. Die Hofmarschallin Gunille W. gehörte unbestreitbar zur höchsten haute volée in der vortrefflichen Stadt H., wo wir die Bekanntschaft der ehrenwerthen Familie Frank gemacht haben. Sie war Schwester des Landeshauptmanns Stjernhök und bewohnte die Beletage des Hauses, dessen zweiter Stock von der Familie Frank und das Parterre von Evelina Berndes besetzt war. Die Hofmarschallin hatte ihre Jugend am Hofe verlebt und manchen Tag in seelenermüdendem Zwang, manche Nacht mit dem Nähen der Kleider zugebracht, welche der Welt verbergen sollten, wie arm Fräulein Gunille war, ohne indeß jemals über Tag oder Nacht, über Zwang oder Armuth zu klagen. Dieß kam daher, weil sie unter einem unschönen Aeußeren eine kräftige, ruhige Seele besaß. Eine alte Tante pflegte ihr

vorzupredigen: „Iß, so wirst du stark, wirst du stark, so wirst du schön und bist du schön, so bekommst du einen Mann.“ Fräulein Gunille aß niemals viel und nie einen Bissen mehr wegen dieser Ermahnung, wurde weder fett noch schön, aber wegen ihres vortrefflichen Characters von Allen geliebt, besonders von einem jungen, reichen Kammerherrn, der durch gute Eigenschaften und ein vortreffliches Herz das ihrige gewann, und so wurde Fräulein Gunille Frau. Im Kreis ihrer Freunde und Bekannten wurde sie später nur Frau Gunille genannt und auch wir gedenken uns zuweilen diese Freiheit zu nehmen.

Kurz nach ihrer Verheirathung wurde ihr Mann in Folge einer Erkältung äußerst kränklich. Dreißig Jahre lang lebte sie jetzt eine treue, liebevolle Krankenwärterin, von der Welt abgeschieden, und was sie litt und was sie ertrug, das litt und ertrug sie, wie immer, stille. Mehrere Jahre lang konnte ihr Mann kein Licht sehen und nun lernte sie im Finstern sticken. So stickte sie einen großen Zimmerteppich. „In diesen Teppich“ — sagte sie einmal, als sie zufällig auf sich selbst zu sprechen kam — „habe ich manche Thräne gestickt.“ Unter die mannigfachen Krankheitserscheinungen bei ihrem Manne gehörte auch die fixe Idee, er sei nahe daran, in klaffende Abgründe hinabzustürzen. Nur so lange er die Hand seiner Frau hielt, fühlte er sich sicher. So saß sie Monate um Monate an seinem Lager. Endlich öffnete sich ihm das Grab und er sank im Frieden dahin mit dem Glauben an ein anderes schmerzenfreies Jenseits und voll Dank gegen seine Gattin für die Freude, die er im Krankenhaus der Erde genossen. Als er dahin war, däuchte es ihr, sie stehe unnütz wie ein alter Almanach in der Welt da; aber auch jetzt richtete sich ihre Seele unter der Bürde auf und sie ordnete ihr Leben mit Ruhe und Klarheit. Bei zunehmenden Jahren wurde sie muntrer und ihre angeborne Originalität des Characters, die sich in der Einsamkeit ungestört ausgebildet hatte, trat frisch hervor im Gesellschaftsleben, in das sie sich zuerst aus

Grundsatz, dann, weil es ihr wohlbehagte, zurückbegab. „Der Herr lenkt Alles zum Besten!“ das war und blieb ihrer Seele fester Ankergrund. Doch war dieß nicht das Einzige, was ihr Ruhe und die Milde gab, die sich oft in ihrer Stimme kund that und eine wahre Anmuth über ihr ältliches, unschönes Gesicht verbreitete. Es hatte noch einen andern Grund. Wie die untergegangene Sonne das schönste Licht über die Gegend wirft, die sie verlassen, so das heilige Andenken eines geliebten Menschen über die zurückgebliebene einsame Freundin. Von einem solchen Andenken lebte Frau Gunille. Sie wußte es selbst nicht, aber seitdem ihr Gatte dahingegangen war, verschwand immermehr das dunkle Gemälde seiner langen Leiden und seine durch dieses Leiden und Geduld verherrlichte Gestalt trat in immer höherer Verklärung daraus hervor. Sie strahlte in ihre Seele hinein und diese leuchtete dabei auf. Nur selten nannte sie seinen Namen, aber wenn sie es that, war es wie ein Sommerhauch in Gesicht und Stimme. Sie sammelte gute Menschen um sich, zu deren Glück beizutragen ihre Freude war und wo ein junges Paar sich nur knapp und kümmerlich durchschlug, wo ein unbemittelter junger Mann im Begriff stand sich aus Noth in Schulden zu stürzen, da war Frau Gunille schnell bei der Hand. Sie hatte indeß auch ihre Fehler, die wir ebenfalls gehörigen Orts zeichnen werden. Hier in aller Eile ihr Bild in Lebensgröße. Alter zwischen fünfzig und sechzig; Figur groß, steif, wohlgebildet, nicht zu mager — neben Assessor Munter konnte sie sogar fett genannt werden; — Gesicht blaßgelb, Nase dem Kinn entgegenkommend; Mund eingefallen, Augen grau und klein; Stirne rein und angenehm von grauenden Locken beschattet; Hände noch schön; Daumen und Zeigefingerspitze an der rechten Hand umschlossen gewöhnlich eine Prise Tabak, die in einer gewissen angenehmen Perspektive der Nase vorgehalten wurde, während die Hofmarschallin selbst, den Ellnbogen auf die Armlehne des Sophas oder Großvaterstuhls gestützt, ihre

kleinen Vorlesungen oder Belehrungen preisgab; denn es gehörte zu ihren Schwachheiten, daß sie Alles zu wissen glaubte. Während ihres langen Eremitenlebens hatte sie sich eine gänzliche Vernachlässigung ihrer Toilette angewöhnt, eine Untugend, die ihr trotz aller Bemühungen immer noch anklebte und ihre alten seidenen Röcke, aus denen die Baumwolle zu manchem Loche besonders am Ellnbogen hervorguckte, ihre vielgestopften Krägen, so wie ihre herabhängenden Hauben mit schnupftabakbefleckten Bändern waren eine wirkliche Seelenqual für Elisens Schönheitssinn. Bei all Diesem wußte sich Frau Gunille ein gewisses Air zu geben, das ihr sehr wohl anstand und bei ihrem Character, Rang, Vermögen und Ansehen gehörte sie trotz ihrer zerrissenen Röcke und schnupftabakfleckigen Bänder zur haute volée und übte großen Einfluß auf die höheren Zirkel der Stadt aus. Sie war, wie sie sagte, weitläufig mit Elise verwandt, hielt große Stücke auf sie und gab ihr oft Unterweisungen in der Kindererziehung (NB. die Hofmarschallin hatte nie Kinder gehabt), weßhalb einige Leute in der Stadt Elise allzugroßer Schwäche für die haute volée beschuldigten und die Postmeisterin Bask, so wie die Großhändlerin Suur ihr dieses gewaltig zur Last legten. In Frau Gunilles Ton, Wesen und Gebärden lag etwas sehr Prononcirtes. Sie verneigte sich gewöhnlich abgemessen und tief und wir kommen jetzt auf ihren Eintritt in Elisens Zimmer zurück, wobei diese schnell aufstand, ihren Gast bewillkommte und sodann Jakobi vorstellte. Dieser that einen Ausruf freudiger Ueberraschung, näherte sich der Hofmarschallin mit großer Herzlichkeit, ergriff ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll und wünschte sich Glück sie wiederzusehen.

Die Hofmarschallin blinzelte mit den kleinen Augen und rief: „O Himmel! Mein Bester! Nun das ist ja recht angenehm! He, he, he, he!"

„Wie?" fragte Elise verwundert. „Herr Jakobi, Sie kennen... Tante W. kennen Sie Herrn Jakobi?"

Der Kandidat schien eine Erklärung über diese Bekanntschaft geben zu wollen, aber mit einer leichten Röthe auf der blaßgelben Wange und einem vorübergehenden Zucken der Augenbraunen lehnte Frau Gunille alle weitere Auseinandersetzung ab, indem sie schnell sagte: „Wir haben früher einmal in demselben Hause gewohnt," und nun verlangte sie das von ihr unterbrochene, so wichtig aussehende Gespräch möchte fortgesetzt werden: „Im Fall ich nicht geniere," setzte sie hinzu, indem sie forschende Blicke auf Elise und den Kandidaten heftete. „Gewiß nicht." Der Kandidat bedurfte bloß eines Winkes, um aufs Neue mit vollen Segeln in sein System hineinzufahren. Die Hofmarschallin nahm ein Paket goldene Treffen und machte sich daran sie auszufädeln. Der Kandidat hustete und setzte sich in Bereitschaft.

Monaden und Nomaden.

„Alle Wesen," begann der Kandidat, „haben zum innersten Grund und zur Substanz jedes eine einfache Einheit, eine Seele, eine . . . . mit einem Wort, eine Monade."

„Eine — was?" fragte die Hofmarschallin aufschauend.

„Eine Monade, oder einfache Einheit," fuhr der Kandidat fort. „Die Monaden haben mit einander gemeinschaftlich die Gleichheit der Substanz, dabei aber eine ganz substantielle Ungleichheit in Beziehung auf Eigenschaften, Größe und Kraft. Es gibt Volksmonaden, Menschenmonaden, Thiermonaden, Pflanzenmonaden, mit einem Wort, die Monaden erfüllen die Welt und machen die Welt aus..."

„Herzliebster, ich verstehe von Allem dem kein Wort," rief die Hofmarschallin mißvergnügt. „Was soll das für

Zeug sein? Was sind Monaden ... die Welt ausfüllen? Ich sehe keine Monaden."

„Euer Gnaden sehen doch mich und Sie selbst; Sie selbst sind eine Monade."

„Ich eine Monade?"

„Ja gewiß Euer Gnaden, so gut, wie jedes andere lebendige Geschöpf ...."

„Aber ich sage Ihnen, mein werther Freund, daß ich weder eine Monade, noch ein Geschöpf bin, sondern ein Mensch, freilich ein sündhafter Mensch, den aber Gott jedenfalls nach seinem Bilde und zur Gleichheit mit sich geschaffen hat."

„Ja, gewiß, gewiß. Ich nehme auch eine Hauptmonade an, von der alle andern Monaden emaniren."

„Wie so? Soll der liebe Gott auch eine Monade sein?"

„Er kann so bezeichnet werden — um die Einheit auch im Namen beizubehalten. Im Uebrigen nehme ich an, daß die Monaden vom Anfang an mit einer selbständigen Kraft begabt worden sind, in Gemäßheit welcher sie sich in der Körperwelt erzeugen lassen, das heißt einen Körper annehmen, leben, wirken, ja auch sterben, d. h. sich aus einer Wohnung oder einem Körper in einen andern versetzen, ohne unmittelbare Einwirkung der Hauptmonade. Die Monaden sind in beständiger Bewegung, beständiger Wanderung und gruppiren und ordnen sich nach der ihnen eigenthümlichen Kraft und Art. Betrachten wir jetzt die Welt aus diesem Gesichtspunkt, so ordnet sie sich aufs Klarste und Vortrefflichste vor unsern Blicken. In allen Sphären des Lebens sehen wir, daß die Hauptmonaden alle untergeordneten Monaden als Organe und Glieder um sich sammeln. So bilden sich Völker, Staaten, Wissenschaften, Künste; so schafft sich jeder Mensch seine Welt und beherrscht sie, je nach seiner Kraft. Denn nicht, wie der Mensch gewöhnlich glaubt, freie Wahl, sondern die Monade in ihm bestimmt, was er werden kann und werden wird in Beziehung auf ...."

„Das glaube ich nicht," fiel die Hofmarschallin ihm ins Wort; „denn wenn mich meine Seele oder Monade, wie Sie es nun nennen wollen, nach ihrem Belieben geführt hätte, so hätte sie mich zu sehr viel Bösem getrieben und wenn unser Herr Gott sie nicht gezüchtigt und aus Gnaden zu etwas Gutem getrieben hätte, so — haben Sie doch die Güte und lassen Sie meinen baumwollenen Knäuel in Frieden — so wäre es gar zu toll geworden mit meiner Nomadenseele, das kann ich Ihnen wohl sagen."

„Aber um Gottes willen, gnädige Frau, ich läugne ja den Einfluß einer Hauptmonade gar nicht, sondern nehme ihn im Gegentheil als ganz nothwendig an, so wie auch, daß dieser Einfluß auf Ihre Monade wirkt..."

„Und ich," fuhr die Hofmarschallin heftig darein, „ich behaupte, daß wir gar nichts Gescheidtes thun, wenn wir ein Nomadenregiment einführen, statt dem Regiment unsres Herrgotts. Was hilft es mir von Ihren Nomaden zu wissen?"

„Monaden!" berichtigte der Kandidat.

„Ob Ihre Monaden," fuhr die Hofmarschallin eifrig fort, „sich noch so sehr bewegen, sich noch so schön und artig gruppiren, was nützt mich das im Augenblick der Versuchung und der Noth? Es ist doch gewiß weit besser und klüger, wenn ich glaube und sage, daß unser Herrgott uns nach seiner Weisheit und Gnade lenkt und regiert, als wenn ich glaube, daß ein Dutzend Nomaden...."

„Monaden! Monaden!" schrie der Kandidat.

„Monaden oder Nomaden!" antwortete Frau Gunille auffahrend, „das kann mir ganz gleich sein. Lassen Sie meine Baumwolle liegen, ich brauche sie selbst. Ihre Nomaden mögen so prächtig und mächtig sein, wie sie wollen, sie mögen ganz nach eigener Weisheit sich beherrschen, leben und sterben, ich sehe doch nicht ein, wie die Welt dadurch im Mindesten ordentlicher oder auch nur um ein Haar angenehmer anzuschauen sein soll. Und warum geht es so übel zu? Eben deßhalb, weil

ihr guten Männchen euch für so mächtige Monaden ansehet, weil ihr so sehr an eure eigene Kraft glaubt und nicht wissen wollt, daß ihr alle zusammen bloß arme Sünder seid und unsern Herrgott bitten solltet, eure armen Nomadenseelen zu regieren, damit sie ein Bißchen gescheidter würden. Aber gerade solchen Nomadenideen da haben wir alle Rabulistereien, aufrührerische Bewegungen und eingeworfene Fenster zu verdanken. Wenn ihr ein Bißchen weniger Nomaden und ein Bißchen mehr vernünftige Menschen wäret, so hätte man viel besseren Frieden auf der Erde."

Der Kandidat war gänzlich verblüfft. Er hatte nie auf diese Art argumentiren gehört. Mit weit offenem Munde starrte er die Hofmarschallin an und als jetzt Pyrrhus durch den Zorn seiner Gebieterin aufgehetzt bellend auf den Tisch sprang und nach seiner Nase schnappte, so konnte Elise der Munterkeit, die sich während des Disputs bei ihr gesammelt hatte, nicht mehr zurückhalten und der Kandidat leistete ihr zu einem herzlichen Lachen Gesellschaft, die Hofmarschallin aber sah noch ganz giftig aus und Jakobi, der den Muth nicht verloren hatte, begann aufs Neue:

„Aber um Gottes Willen Euer Gnaden wollen mich mit aller Gewalt nicht verstehen. Wir sprechen ja bloß von einer Art die Welt zu betrachten, einer Art, welche die Erscheinungen derselben befriedigend erklären kann. Die Monadologie recht aufgefaßt streitet durchaus nicht wider die Begriffe unserer christlichen Religion, wie ich Ihnen sogleich beweisen werde. Die objective Offenbarung zeigt uns gerade das Subjectobjective und Objectsubjective, das . . ."

„Ach schwatzen Sie mir kein so dummes Zeug vor," sagte die Hofmarschallin, den Nacken zurückwerfend. „Ich weiß, was ich weiß. Die Nomaden können meinetwegen sein, wo sie wollen, aber ich nenne einen Menschen Mensch, eine Katze Katze und eine Blume Blume und unser Herrgott bleibt für mich unser Herrgott und kein Nomade."

„Monade! Monade!" schrie der Kandidat jetzt in halbkomischer Verzweiflung. „Und was das Wort betrifft, so dürfte wohl die Philosophie, so gut, wie jede andere Wissenschaft das Recht haben, gewisse Worte anzunehmen, um gewisse Begriffe damit zu bezeichnen."

Schon seit einer guten Weile hatten sich verdächtige Bewegungen in der Thüre gezeigt und jetzt kamen sie näher. Die Kinderschaar war im Anzug gegen den Rücken des Kandidaten und bittende Winke und Geberden sollten die Mutter bestimmen sich Nichts merken zu lassen. Petrea und Eva kamen im ersten Gliede auf den Zehen heran und trugen miteinander ein gewaltiges Nähkissen aus Blei, das gewiß über fünf Pfund wog. Der Kandidat stand in diesem Augenblick und verfocht eben mit dem größten Eifer die Rechte der Philosophie, als das Bleikissen auf einmal in seine Fracktasche hinabgesenkt wurde. Ein Zucken nach Hinten durchfuhr seinen ganzen Körper und sein Frack bekam eine schiefe Richtung. Auch in seinen Mundwinkeln ließen sich starke Zuckungen bemerken und die beweiskräftigen Lippen stotterten. Die kleinen Wechselbälge hatten von ihrer wohlangelegten Mine irgend eine schreckliche Explosion erwartet und sich in aller Eile zurückgezogen, aber o Wunder! Der Kandidat blieb ganz ruhig stehen und schien gar nicht zu bemerken, daß sich in seiner Fracktasche Etwas zugetragen hatte. Dagegen stellte sich in seinem Innern eine so große Lachlust ein, daß er schnell anfing eine Anekdote zu erzählen, die ihm Gelegenheit gab, sie zu befriedigen. Und waren es nun die Nomaden der Hofmarschallin, die ihn aus seinem System gebracht oder die kleine Nomadenhorde, die so eben seine Tasche heimgesucht hatte, so viel ist gewiß, daß er wenigstens an diesem Abend nicht wieder hineinkam, dagegen ließ er es sich sehr angelegen sein, Frau Gunille durch heitere Gespräche aufzumuntern, was ihm auch gelang. Er war so zart und nachgiebig gegen sie, daß Elise anfing, darüber nachzudenken,

ob nicht ihre Art zu argumentiren die allerbeste und glücklichste sei.

Die Kinder belauerten sämmtliche Bewegungen des Kandidaten. „Wenn er anfängt zu gehen, so wird er das Bleikissen schon spüren. Er wird ein Buch holen. Jetzt kommt er! Ach!" Der Kandidat sollte wirklich ein Buch aus seinem Zimmer holen und mit stoischer Ruhe und erbärmlich schiefgezogenem Frack spazirte er durch die staunende Kinderschaar zur Thüre hinaus.

Als er zurückkam, saß der Frack ganz richtig; das Bleikissen war offenbar nicht mehr darin. Die Verwunderung der Kinder stieg aufs Höchste und die Muthmaßungen wollten kein Ende nehmen. Louise stellte die Vermuthung auf, der Frack müsse ein Loch haben, durch welches das Kissen herausgeschlüpft und auf die Treppe gefallen sei. Die kleine Petrea, die den Schwank ausgedacht hatte, war ganz betrübt über das Schicksal ihres Bleikissens. Nie kam es in die unschuldigen Kinderseelen, daß der Kandidat sich so verstellen könne, um den ihm zugedachten Schreck in einen Schreck für sie selbst zu verwandeln.

„Wie kam es, daß Sie mit der Hofmarschallin W. bekannt wurden?" fragte Elise, als diese fortgegangen war.

Der Kandidat antwortete: „Als ich vor ein Paar Jahren in N. *** studirte, miethete ich eine kleine Bodenkammer in dem Hause, wo die Hofmarschallin wohnte. Da ich damals in sehr knappen Umständen lebte, ließ ich mein Mittagessen aus einer Speisewirthschaft holen, wo man es für den billigsten Preis erhielt. Es war aber auch so schlecht, daß ich es oft beinahe unberührt zurücksandte und ich dann durch einen Spaziergang in der freien Luft meinen Hunger zu zerstreuen suchte. So hatte ich eine Zeit lang gelebt und war dabei bedeutend abgemagert, als die Hofmarschallin W., die ich persönlich nicht kannte, mir durch ihre Haushälterin den Vorschlag machen ließ, sie wolle mir um denselben Preis, den ich im Wirthshause bezahle, die Kost geben. Ueber-

rascht aber sehr vergnügt dankte ich und nahm das Anerbieten an. Ich fand bald, daß die Hofmarschallin auf diese Art meine Wohlthäterin werden wollte, ohne es zu scheinen und ohne daß ich nöthig hätte, ihr dafür zu danken und von diesem Tage an lebte ich in wirklichem Ueberfluß. Ihre gütige Fürsorge beschränkte sich indeß nicht hierauf. Während eines sehr kalten Winters, wo ich in einem sehr dünnen Ueberrock auf den Straßen umherwandelte, bekam ich auf einmal ganz unerwartet einen Pelzrock zugesandt; — woher? das konnte ich lange nicht ausfindig machen, aber endlich führte mich der Zufall auf die Spur und zur — Hofmarschallin. Aber meinen Sie, ich hätte ihr für Alles dieses danken dürfen? Nein, sie wurde ordentlich böse und schnauzte mich an, als ich ihr meine Erkenntlichkeit bezeugen wollte, die mir aus dem tiefsten Herzen kam und die ich stets gegen sie hegen werde."

Dem Kandidaten kamen Thränen bei dieser Erzählung. Auch Elisens und ihres Mannes Augen glänzten vor Freuden.

„Das ist," sagte der Landrichter, „wiederum ein Beweis für den Reichthum an Gutem, das sich auf Erden findet, obwohl man bei einem oberflächlichen Blick daran zweifeln könnte. Das Böse macht gewöhnlich großen Lärm von sich, deßhalb hallt es von allen Seiten wieder, deßhalb sprechen die Zeitungen und die Gesellschaften ein Langes und Breites davon; aber das Gute geht — wie das Sonnenlicht — am Liebsten stille durch die Welt."

Unangenehme Neuigkeiten.

Das kleine Handgemenge — so nannte Frau Gunille einen Streit von minderer Bedeutung — das sie und der Kandidat mit einander über Monaden und No-

machen gehabt hatten, schien Beiden nicht übel gefallen, sondern im Gegentheil ihren Sinn für derartige Unterhaltungen geschärft zu haben und da Elise, die Abends nicht gern mit dem Kandidaten allein da saß, Frau Gunille oft zum Thee bat, so währte es nie lange, bis sie in vollem Eifer an einander geriethen. Kam vollends der Assessor dazu, so gab es einen schrecklichen Lärm. Der Kandidat schrie und sprang zuweilen, wie außer sich, auf, wurde aber gänzlich überschrieen, denn er hatte eine schwache Stimme und obgleich die Hofmarschallin und der Assessor unter vier Augen immer uneins waren, so verbanden sie sich doch jedesmal gegen Jakobi, der sehr häufig Recht hatte und daher seine Niederlage mit der besten Laune von der Welt ertrug. Vielleicht hätte er am Ende — so behauptete er selbst — sowohl Stimme als Muth in diesem ungleichen Kampfe eingebüßt, hätte er nicht auf einmal das Feld geräumt. Der Kandidat verschwand beinahe gänzlich aus den kleinen Abendkreisen. „Wo haben wir unsern Kandidaten?“ fragte Frau Gunille manchmal; „ich möchte doch wissen, ob nicht seine Monade oder Nomade mit ihm ins Land der Nomaden abgefahren ist? He, he, he!“

Auch der Landrichter und Elise begannen mit einiger Unruhe zu fragen: „Wo haben wir unsern Kandidaten?“

Unser Kandidat gehörte zu den Menschen, die sich leicht eine Menge Freunde erwerben. Seine muntere, harmlose Gemüthsart, seine Talente und gesellige Gaben machten ihn besonders in kleineren Gesellschaften sehr beliebt und gesucht. Er war jetzt hier, wie früher auf der Universität, in eine weniger gute Sippschaft lustiger Brüder gerathen, wo man sich auf allerlei Arten zu amüsiren suchte und die Talente des heitern Kandidaten sehr hochgeschätzt wurden. Er ließ sich, theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Leichtsinn verleiten, an verschiedenen Possen Theil zu nehmen, die durch den Einfluß einiger Mitglieder des Klubbs immer weniger harm-

los wurden und so war unser Kandidat, ehe er sichs versah, in ein Leben voll Saus und Braus hineingezogen, das ganz nachtheilig auf seine Angelegenheiten wirkte, indem er Abends spät nach Hause kam, Morgens spät aufstand und dann mit Kopfweh und wenig Lust zur Arbeit.

Es fehlte nicht an guten Freunden, die den Landrichter bald davon in Kenntniß setzten. Er wurde böse, Elise aber ernstlich betrübt, denn sie hatte angefangen, Jakobi lieb zu gewinnen, und hoffte so viel Gutes von seinem Verhältniß zu ihren Kindern.

„Es geht nicht an, es geht nicht an!“ brummte der Landrichter. „Dem soll, hol' mich der Teufel! bald ein Ende gemacht werden. Schöne Geschichten, mein Seel'! Ich werde ihm sagen, daß, wenn er ... aber mein lieber Schatz, du bist zum Theil auch Schuld daran. Du solltest dich mehr seiner annehmen, du bist so zurückhaltend und fremd gegen ihn! Und was sind das für Vergnügungen, die er Abends hier hat? Die Zänkereien mit der Hofmarschallin und mit Munter können wahrhaftig nicht lustig für ihn sein, besonders, da er immer überstimmt wird. Es wäre tausendmal besser für den jungen Mann, wenn du ihm erlaubtest, dir vorzulesen — ja meinetwegen auch Romane, oder was du willst! — Du solltest seine Talente für Musik aufmuntern — das würde dir gewiß selbst Vergnügen machen und mitunter ein wenig gesunde Vernunft mit ihm sprechen, statt über Sachen zu disputiren, die weder du verstehst, noch er. Hättest du dieß von Anfang an gethan, so wäre er gewiß kein solcher Saufbruder geworden. Jetzt werden wir Scenen haben, um nur Ordnung und Sitte im Hause aufrecht zu erhalten. Ich mag von einem solchen Leben Nichts wissen und werde es ihm morgen erklären. Ich werde dem gnädigen Herrn den Kopf waschen, daß er daran denken soll.“

„Ach,“ sagte Elise, „sei nicht gar zu streng, Ernst. Jakobi ist ein guter Mensch; wenn du freundlich und

ernst mit ihm sprichst, so wird dieß gewiß die beste Wirkung haben."

Der Landrichter antwortete Nichts, sondern ging schnaubend und höchst übellaunig im Zimmer auf und ab.

„Wollt ihr auch etwas Neues von eurem Nachbar, dem Pasquillanten wissen?" rief Assessor Munter, der mit finstrem Gesichte eintrat. „Er ist krank, todtkrank an der galoppirenden Schwindsucht; er wird keine Pasquille mehr schreiben."

„Wer sieht dann nach seinem kleinen Mädchen?" fragte Elise; „ich sehe sie manchmal wie eine wilde Katze unter dem Hause und auf der Straße herumspringen."

„Ja sie hat eine schöne Aufsicht!" brummte der Assessor. „Da ist im Hause eine Person man nennt sie zwar Mensch, sollte aber giftiges Gewürme oder Teufel sagen — die seinen Haushalt besorgen soll, ihn aber auf alle Arten bestiehlt und sein Kind verderbt. Was glaubt ihr wohl? Sie und zwei lange Schlingel von Söhnen, die sie hat, belustigen sich damit, das junge Mädchen zu erschrecken, indem sie sich abscheulich verkleiden und in der Abenddämmerung als Gespenster vor ihr umherwandeln. Es ist mehr als ein Wunder, wenn sie nicht verrückt wird."

„Die Elenden!" rief der Landrichter voll Zorn und Abscheu. „Mein Gott, wie viele Sittenverderbniß, wie manches Verbrechen, das der Arm des Gesetzes nicht erreichen kann! Und der Vater, der Vater des Kindes, duldet er denn diese Behandlung?"

„Er ist gänzlich von dem Weibsbild beherrscht. Ueberdieß liegt er jetzt darnieder und weiß Nichts, was im Hause geschieht."

„Und wenn er stirbt — ist dann Jemand da, der sich des Mädchens annehmen könnte? Hat er Verwandte, oder Freunde?"

„Keinen Menschen auf der ganzen Welt! Ich habe mich genau erkundigt. Der Vogel im Walde ist weniger schutzlos, als dieses Kind. Armuth wird auch im Hause

herrschen und das Bißchen, was da ist, wird das Ungeheuer von einer Haushälterin schon auf die Seite schaffen."

„Was ist da zu thun?" fragte der Landrichter mit wahrer Angst. „Weißt du vielleicht etwas, Munter, wie man hier einschreiten könnte?"

„Für jetzt nicht. Man muß der Sache ihren Gang lassen. Ich möchte Niemanden rathen, sich jetzt darein zu mischen; denn er ist von dem Weibe besessen und sie vom Teufel, das Mädchen will er den Tag über beständig bei sich haben und läßt ihr allen ihren Muthwillen. Allein diese Hölle kann nicht lange währen. In einem Monat vielleicht ist er todt und — der, der den fallenden Sperling bemerkt, wird wohl auch auf das arme Kind sehen. Im Augenblick kann Niemand es aus den Händen dieser Harpyen retten. Gute Nacht jetzt! Ich mußte zu euch kommen und euch die Sache erzählen, weil es mir schmerzlich auf dem Herzen lag und weil der Mensch nun einmal die schöne Neigung hat, seine Bürde auf Andere zu werfen, um sich selbst zu erleichtern. Adieu!"

Der Landrichter war diesen Abend sehr verstimmt. Die Erzählung des Assessors bedrückte sein Gemüth. „Es war eine eigene Schickung," sagte er, „daß Herrn N's Weg und der meinige so oft zusammen stießen. Er hat wirklich Talent, aber sein Character ist schlecht. Deßwegen habe ich seinen Bemühungen und somit seinem Glück auf amtlichem Wege mehreremale entgegengearbeitet. Es war natürlich, daß er mein Feind wurde und ich habe mich nicht darum bekümmert. Aber jetzt wollte ich . . . wie elend er da liegt, der Unglückliche! Und das Kind, das arme, arme Kind! Ström! Ist der Kandidat zu Hause? Nicht? Und es geht auf 11 Uhr! Der Tausend! Morgen soll er erfahren, wo er her ist."

Heldenthaten.

Als der Landrichter am andern Morgen die Vorhänge aufzog, schien die Sonne — die Sonne so mächtig in ihrem Schweigen und Strahlen — ins Zimmer herein und beleuchtete es mit ihrem verklärenden Lichte. Diese Strahlen gingen gerade auf des Landrichters Herz zu.

„Liebe Elise," sagte er, als diese erwachte, „ich habe heute viel zu thun. — Vielleicht wäre es am Besten, du sprächest mit Jakobi und gäbest ihm seine Lection. Frauenzimmer wirken in solchen Fällen oft besser auf Männer, als Männer selbst. Ueberdieß, was sich noch beugen läßt, muß man nicht brechen und kurz und gut, ich glaube, du wirst die Sache am Besten ausführen. Es ist so schön heute. Möchtest du nicht einen längeren Spaziergang mit den Kindern machen? Es würde dir und ihnen gut thun. Und auf dem Weg hättest du vortreffliche Gelegenheit dich zu erklären. Hilft dieses nicht, so werde ich... Aber ich möchte es gerne vermeiden, mich über ihn zu ärgern. Man hat ohnehin Sachen genug, worüber man sich erzürnen muß."

Der Landrichter war nicht der Einzige im Hause, dem die Sonne an diesem Morgen den Gedanken an eine Wanderung eingeflößt hatte. Der Kandidat hatte den Kindern vor Kurzem versprochen, sie an einem recht schönen Tage nach einem Wäldchen zu führen, wo es Haselbüsche in Menge gebe und sie eine reiche Nußerndte machen können. Kinder haben ein unvergleichliches Gedächtniß für solche Versprechungen und die kleinen Franks fanden, daß es unmöglich einen schöneren und für eine größere Expedition passenderen Tag geben könne, als eben den heutigen; als sie daher vernahmen, daß der Kandidat und die Eltern ebenfalls dieser Meinung waren, da schlug ihre Freude bis zum Dache hinauf: Brigitte hatte nicht Hände genug für Eva und Petrea; sie hüpften beständig, als die Alte sie ankleiden wollte.

Als der Zug unmittelbar nach Tisch abging, marschirten Heinrich und Louise im ersten Gliede; im zweiten kamen Eva und Leonore mit Petrea in ihrer Mitte; jede trug ein Körbchen am Arme mit einem Stück Kuchen, als Speisevorrath auf die Reise. Nach der Kinderkolonne kam die Mutter und neben ihr der Kandidat, ein Korbwägelchen ziehend, worin die kleine Gabriele saß, die mit ihren schönen, braunen Augen gar ernsthaft um sich blickte.

Kleinafrika — so nannten die Kinder ihre kleine dunkeläugige Nachbarin vom Kap — stand in ihrer Thüre, als die kleinen Fränklein aus der ihrigen hervortrippelten. Petrea, von einem unwiderstehlichen Verlangen ergriffen, mit Kleinafrika Bekanntschaft zu machen, sprang zu ihr hin und bot ihr mit einem Knix das Stück Kuchen an, das sie in ihrem Körbchen hatte. Die kleine Wilde riß es heftig an sich, zeigte ihre weißen Zähne und verschwand unter der Thüre, während Elise Petreas Hand ergriff und sie behielt, um ihre sprudelnden Lebensgeister ein wenig zusammenzuhalten.

Vor dem Stadtthor angelangt, erhielten die Kinder volle Freiheit und waren nicht viel anständiger, als kleine Kälber, die zum erstenmal auf eine grüne Wiese hinauskamen. Wir müssen gestehen, daß auch Louischen sich einige Excesse erlaubte, wie z. B. über Gräben zu springen, wo sie am breitesten waren und durch Klatschen und Geschrei da und dort eine phlegmatische Krähe aufzuscheuchen. Doch wandte sie sich von diesen Ausbrüchen der Lustigkeit bald einem stilleren Treiben zu, und wo ein steifhalsiges Millefolium ihr auf dem Wege stand oder eine prunkende Hagebutte aus dem Walde hervorschimmerte, da wurden sie sorgfältig abgebrochen und zum Nutzen des Hauses in ihrem Schürzchen verwahrt. Heinrich sprang dazwischen hinein immer wieder an das Korbwägelchen, um die Kleine zu küssen und ihr die niedlichsten Blümchen zu geben, die er finden konnte. Petrea purzelte zuweilen auf den Boden, stand aber jedesmal

schnell auf und setzte unerschrocken ihr Springen und Hüpfen fort. Der Kandidat ebenfalls voll frischer Lebensgeister stimmte mit einem schönen Tenor das Lied an: „Vikinger Sitze alte Haine,“ in welches die Kinder sogleich mit ihrem Diskant einfielen und nach dem Takt dazu marschirten. Elise erfreute sich des schönen Tages und der allgemeinen Heiterkeit und hatte weder Muth noch Lust, sie durch eine unangenehme Erklärung zu stören. Sie wurde bis auf Weiteres aufgeschoben.

„Nein, seht nur, da, da! Mädchen! Heinrich! Seht nur!“ rief jetzt die kleine Petrea, mit der Hand winkend, hüpfend und außer sich vor Vergnügen, indem sie ihre Nase zwischen das Gitter einer hohen stattlichen Pforte steckte, durch welches man in einen nach alter Mode angelegten, zugerichteten und ausgeschmückten Park sah. Im Nu standen viele kleine Köpfchen am Gitterthore und guckten neugierig hinein. Sie glaubten das Paradies zu sehen. Bald erschien auch der Kandidat, nicht wie der Cherub mit dem abwehrenden Schwerte, sondern wie ein guter Engel, der den entzückten Kindern die Pforte des Paradieses öffnete. Diese Ueberraschung war ihnen von Elise und dem Kandidaten bereitet worden, welche die verwittwete Gräfin S. um Erlaubniß gebeten hatten, die Kinder auf ihrer heutigen Wanderung nach dem Nußhain durch den Park zu führen.

Hier gab es nun unerschöpflichen Stoff zum Verwundern und Fragen. Elise und der Kandidat konnten kaum auf Alles antworten. Bald wurden die Herzen der Kinder von einem kleinen, plumpen Kupido gerührt, der in einem wasserlosen Wasserwerke stand und weinte. — „Warum weint er?“ „Vermuthlich über den Wassermangel,“ antwortete lächelnd der Kandidat. Bald wurden ihre Blicke von einem chinesischen Tempel entzückt, von dem sie glaubten, er müsse alle Herrlichkeiten der Welt enthalten und nicht bloß, wie es sich herausstellte, einige Hühner; bald erstaunten sie über Bäume in Pyramidenform — sie hatten nie etwas so Schönes, so Wunder-

bares gesehen! Das Wunderbarste aber erwartete sie noch. Man kam in eine dunkle Gegend des Parks. Sie vernahmen melancholische Töne, ohne Zusammenhang, aber nicht ohne Anmuth, accompagnirt von einem ununterbrochenen Geplätscher, wie von Wasser. Die Kinder gingen langsamer und schlossen sich in gespannter Erwartung mit einer Art schauernder Neugierde dichter zusammen. Die Töne und das Wassergemurmel kamen immer näher. Rund umher war ein dichter, dunkler Fichtenwald. Aber jetzt öffnete er sich zur Rechten und reich bekränzt von grünen Gewächsen und dichtbelaubten Bäumen erschien ein Grottengewölbe, in dessen Hintergrund eine große weiße Gestalt stand, mit ältlichem Kopfe, langem Barte, gekrümmtem Rücken und Bocksfüßen. Sie hatte die Lippen an eine Pansflöte gesetzt, aus deren Pfeifen die wunderlichen Töne zu kommen schienen. Kleine Wasserfälle sprangen da und dort aus der Felsenwand heraus und sammelten sich zu den Füßen der weißen Gestalt in ein Bassin, worin diese träumenden Blicks ihr Bild und das laubgekrönte Steingewölbe über ihrem Haupte zu betrachten schien. Das sei der Waldgott Pan, erklärte der Kandidat, was er aber weiter über den Glauben der Alten an diese Naturgottheit hinzusetzte, darauf hörte Niemand außer Louischen, die ihr hochweises Köpfchen darüber schüttelte, wie die Griechen so unweise haben sein können, an einen solchen Gott zu glauben, und Elise, die es liebte, in der Vorzeit den Glauben an ein Götterleben der Natur wieder zu finden, der sich auch in unsern Tagen, wiewohl in einer wahreren und unsers Dafürhaltens göttlicheren Bedeutung, geltend macht. Das Schauspiel in der Grotte hatte auf sämmtliche Zuschauer, groß und klein, einen gewissen Eindruck gemacht, aber auf der kleinen Petrea Gehirn wirkte es berauschend und beinahe verwirrend. Der Waldgott mit seinen Tönen, seiner halb menschlichen, halb thierischen Gestalt, obgleich er nur von Gyps war und der Kandidat ihn als Erzeugniß einer unklaren Phantasie alles Lebens und aller

Wirklichkeit ermangelnd erklärte, war und blieb in ihrer Einbildung ein lebendiges Wesen, ebenso wirklich, als wunderbar. Sie sah Nichts und dachte an Nichts, als an den Waldgott; die Ahnung einer neuen wunderbaren Welt ging mit lieblichem Schauer in ihrer Seele auf.

Inzwischen führte der Kandidat Elise auf einen Fußweg, der sich zwischen Erlen und Birken, den Berg hinanschlängelte, in dem die Grotte sich befand. Da oben war es sonnig und heiter und auf einem grünen Hügel glänzte ein kleines Mahl von Beeren und andern Waldfrüchten aufs Freundlichste im Sonnenschein. Der Kandidat, dessen Freude es war, zu bewirthen und aufzuheitern, hatte Elise und den Kindern diese kleine Ueberraschung bereitet. Und nie war vielleicht eine willkommener und freudvoller. Kindern ein Vergnügen zu machen ist übrigens die dankbarste Sache von der Welt und das Wohlwollen der Mutter gewinnt man immer obendrein.

Auf einem grünenden Abhang, im Schutze von Rosenhecken, die noch Elisens geliebte Blumen trugen, breitete der Kandidat seinen Mantel aus zum Sitze für sie und die Kleine, die aus ihrem Korbwagen gehoben wurde, den grünen Seidenhut ablegen und ihre goldnen Locken in der Sonne baden durfte. Der Kandidat suchte einige der schönsten Früchte für sie und die Mutter aus, setzte sich sodann neben Gabriele ins Gras, schäkerte mit ihr und verscheuchte mit einem Rosenzweige die Mücken von Elisens Händen und dem Köpfchen der Kleinen, während die andern Kinder in einiger Entfernung umherschwärmten, Freiheit und Stachelbeeren mit der ganzen Fähigkeit empfänglichen Kindersinnes genießend. Die Bäume säuselten von einem leisen Südwinde und in das Gesäusel mischten sich des Waldgottes melodische Seufzer und das Gemurmel des Wassers. Es war eine schöne Stunde und sie wirkte lieblich auf Elisens Seele. Die Sonne, der Duft der Rosen, des Waldes, der Gesang des Wassers und der Syrinx, das schöne Schauspiel um sie her, die glücklichen Kinder, Alles dieß rief plötzlich

in ihrer Brust jenen Sommer des Herzens hervor, in welchem alle Gefühle, alle Gedanken wie schöne Blumen werden, so daß man das Leben so leicht, so wonnevoll fühlt. In diesem Augenblicke empfand sie Freundschaft für den jungen Mann, der ihn hervorgerufen und dessen gutes Herz aus seinen Augen strahlte, indem sie sich bald auf den blauen Himmel, bald auf die milde, blauäugige Elise hefteten, mit einem Ausdruck von Ergebenheit und einer gewissen reinen Sehnsucht, die sie früher nie bei Jakobi gesehen hatte. Elise fühlte, daß sie jetzt die oben erwähnte Erklärung vornehmen könnte, sie fühlte, daß sie offen und innig, wie eine Schwester mit ihm sprechen könnte und daß die Wahrheit von ihren Lippen fließen würde, ohne zu verletzen und wehe zu thun. Kaum aber hatte sie mit herzlicher, obschon Etwas zitternder Stimme zu sprechen begonnen, als sie durch unruhige Bewegungen in der Kinderschaar unterbrochen wurde; man suchte in den Hecken, man sprang um die Bäume herum, und der Name „Petrea! Petrea!" wurde fragend und rufend von den Geschwistern wiederholt. Unruhig sah die Mutter um sich her und der Kandidat sprang auf, um zu erforschen, was es gebe. Es war etwas Gewöhnliches, daß Petrea sich zuweilen von den übrigen Kindern trennte und mit ihren kleinen Gedanken allein ihres Weges ging; deßwegen hatte man im Anfang nicht sonderlich darauf Acht gegeben, daß sie bei dem Mahle fehlte. Elise und der Kandidat waren von ihren eigenen Gefühlen in Anspruch genommen. Die Geschwister dachten: „Sie wird schon wieder kommen," aber als sie zu lange ausblieb, fingen sie an, nach ihr zu suchen. Der Kandidat kam ihnen zu Hülfe, Elise gleichfalls. Man ging zur Grotte des Waldgottes zurück, man suchte und rief. Alles vergebens. Petrea war nirgends zu finden und bald verwandelte sich die Unruhe der Suchenden in wirkliche Angst.

Wir wollen jetzt Petrea auf eigene Faust aufsuchen. Wie bezaubert von dem Waldgott und seinen Tönen hatte sie sich schon beim Anfange des Berges von den

Andern getrennt und war zur Grotte zurückgekehrt. Die wunderbare Welt derselben riß sie hin und auf einmal wurde sie von dem heftigsten Verlangen ergriffen, ihrem Vater und Brigitte zu erzählen, daß sie den Waldgott gesehen habe. Beschluß und Handlung sind Eins bei dem Kinde, noch mehr als beim Weibe. Die erste von den Geschwistern zu sein, die dem Vater die wichtige Neuigkeit gebracht: „Papa, ich habe den Waldgott gesehen!“ war eine gar zu starke Versuchung für Petreas Ehrgeiz und Mittheilungslust. Sie hatte sagen hören, daß man da oben ausruhen wolle und da sie einen eben so schwachen Lokalsinn, als eine starke Einbildungskraft besaß, so zweifelte sie keinen Augenblick daran, nach Hause und wieder zurückkommen zu können, ehe man ihre Abwesenheit bemerke. Im Uebrigen befaßte sie sich, die Wahrheit zu sagen, wenig mit solchen Gedanken; mit hochklopfendem Herzen und den Worten: „Ach Papa! wir haben den Waldgott gesehen,“ auf den Lippen machte sie einen Sprung und eilte auf den Flügeln der Phantasie, so weit ihre Füßchen sie tragen wollten, fort auf einem Wege, der dem in die Stadt ganz entgegengesetzt war und sie zugleich von der Grotte entfernte. Petrea wußte noch nicht, daß es viele Wege in der Welt gibt. Bald mußte sie stehen bleiben, um auszuruhen. Es war schön um sie her; liebliche Düfte entstiegen den Blumen, die Vögel sangen, der Himmel war klar und hier, wo keine Kupidos oder chinesische Tempel ihre Sinne blendeten, verschwand auf einen Augenblick das Pansbild aus ihrer Seele und an seine Stelle trat ein Gedanke oder richtiger ein Gefühl, schön und heilig, das die Mutter frühzeitig in den Kinderseelen erweckt hatte. Petrea sah sich allein, fühlte aber zugleich, daß sie nicht allein sei. In der Lieblichkeit der Luft, in der Schönheit der Natur fühlte sie die Nähe des guten Geistes, den die Mutter sie gelehrt hatte Vater zu nennen. Und bei dem Gefühl seiner Güte und Obhut, das ihr nie so klar gewesen war, wie in diesem Augenblick wurde Petreas

Herz von etwas so Wonnigem erfüllt, daß es sich in Liebe und Seligkeit auflösen zu wollen schien. Sie sank nieder ins Gras und es war ihr, als sei sie auf dem Wege in den Himmel. Aber ach der Weg dahin ist nicht so leicht und diese schönen Himmelsahnungen verweilen nur kurz in den Seelen der kleinen, wie der großen Menschen. Was Petrea jetzt von ihrer Himmelfahrt abbrachte, war ein Eichhörnchen, das quer über den Weg hüpfte. Sie machte sogleich Jagd darauf. Ein solches Wildpret fangen und heimführen zu können, war sicherlich eine Heldenthat ohne gleichen. „Was werden wohl die Andern, was wird die ganze Stadt dazu sagen? Vielleicht kommt es in den Zeitungen. Vielleicht erfährt es der König!" dachte Petrea, während sie ganz außer sich vor Eifer und Ehrgier über Stock und Stein dem Thierchen nachjagte. Ihre Kleider zerrissen, sie stieß sich Hände und Füße wund. Kleinigkeiten! Sie fühlte es nicht, besonders als sie — o Gipfel des Glücks! zu Boden stürzte, aber in demselben Augenblick mit ihren zitternden Händen das Eichhörnchen umschloß. Petrea schrie laut auf vor Freude und rief Mutter und Geschwistern, die — sie nicht hören konnten. „O du allerliebstes Thierchen!" fuhr Petrea fort, indem sie ihren kleinen Gefangenen küssen wollte. Das allerliebste Thierchen biß sie dabei ins Kinn, so daß sie vor Ueberraschung und Schmerz zu schreien anfing, es aber gleichwohl nicht los ließ, obschon das Blut aus der Wunde tropfte. Petrea sprang wieder vorwärts und wunderte sich sehr, daß das große Gitterthor nicht kommen wollte, von dem sie wußte, daß es sie nach Hause führe. Während sie voll Verwunderung weiter sprang und mit ihrem ungebärdigen kleinen Gefangenen kämpfte, sah sie einen Herrn des Wegs kommen. Es fiel ihr nicht ein, daß es Jemand anders sein könne, als ihr Vater und außer sich vor Freude rief sie ihm entgegen: „Ach Papa, ich habe den Waldgott gesehen!" Sehr verwundert sich Papa anrufen zu hören, sah der junge Herr aus seinem Buche auf und sagte

lächelnd zu ihr: „Nein mein liebes Kind, er ist dahin gegangen.“ Dabei zeigte er nach der Seite, woher Petrea kam. Petrea verstand, daß er den Kandidaten meinte. „Ach nein, der ist es nicht!“ rief sie ängstlich und kehrte mit einer plötzlichen Ahnung, daß sie sich verirrt habe, schnell um. Sie gab jetzt ihren Plan nach Hause zu springen auf und wollte diejenigen suchen, die sie so gedankenlos verlassen hatte. Sie eilte den Weg, den sie gekommen war, zurück, aber als er sich nach zwei Seiten theilte, wählte sie den unrechten, gerieth in eine wildere Gegend und merkte jetzt, daß sie sich gänzlich verirrt hatte. Sie wußte jetzt nicht mehr, wohin sie sich wenden sollte; verzweiflungsvoll warf sie sich in das Gras und weinte. Allen Ehrgeiz vergessend ließ sie das Eichhörnchen laufen und gab sich trostlosen Gefühlen hin. Sie dachte jetzt an die Unruhe und Angst ihrer Mutter, weinte darüber und über ihr Vergehen. Aber bald stellten sich tröstlichere Gedanken bei ihr ein. Sie trocknete ihre Augen an ihrem Kleide (das Nastuch hatte sie verloren) und als sie aufschaute, fielen ihre Blicke auf prächtige Himbeeren, die ganz in ihrer Nähe, in den Spalten einer Felsenwand wuchsen. „Himbeeren! Mamas Lieblingsbeeren!“ Und nun sehen wir unsre kleine Petrea aus Leibeskräften den Fels hinanklettern, um die schöne Frucht zu erobern. Mit einem Strauß davon in der Hand wollte sie der Mutter zu Füßen fallen und um Verzeihung bitten. So dachte Petrea, während sie mit Händen und Zähnen die Himbeerzweige abweidete und neuer Muth und neue Hoffnung lebte in ihrer Brust auf. Und — wenn sie noch ein wenig höher hinaufkletterte — mußte sie dann nicht entdecken, wo sie sich befand, mußte sie nicht Mutter, Vater, Geschwister, die ganze Welt entdecken? Ganz gewiß! Ein kluger Einfall! Den Himbeerstrauß in der einen Hand benützte Petrea die andere, um hinaufzuklettern; aber an einer schlüpfrigen Stelle glitt der eine Fuß aus, dann der andere; die linke Hand vermochte den Körper nicht mehr zu tra=

gen, die rechte wollte die Himbeeren nicht los lassen. Ein Augenblick der Angst und Anstrengung, dann rollte Petrea den Felsen hinab auf einen Haufen — Reiser und Nesseln, wo — wir sie für den Augenblick lassen und zu Elise zurückkehren wollen.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Angst die Mutter ergriff, als sie über eine Stunde lang nebst dem Kandidaten und Heinrich (Louise wachte über die andern Kinder in der Nähe der Pansgrotte) Petrea gesucht und gerufen hatte, ohne sie zu finden. Es waren mehrere Teiche im Park. Sie konnte möglicherweise in einen derselben gefallen sein; dieser Gedanke war schauderhaft für Elise und vollends der Gedanke, zu ihrem Mann zurückzukehren mit einem Kinde weniger — einen seiner Lieblinge verloren durch ihre Unachtsamkeit — jagte Todesangst in ihr Herz. Lieber hätte sie sterben mögen. Bleich, wie eine Leiche und athemlos irrte sie umher und war mehr als einmal nahe daran umzusinken. Vergebens beschwor sie der Kandidat sich zu schonen, ruhig zu bleiben und ihn allein suchen zu lassen. Sie hörte ihn nicht, ohne Rast und Ruhe mußte sie ihr Kind suchen. Der Kandidat wagte es nicht sie lange allein zu lassen, sondern kehrte oft zu ihr zurück, während Heinrich in einer andern Gegend des Parkes spähte und rief.

Erst nach zweistündigem, vergeblichem Suchen, in einem Augenblick, da der Kandidat sich der verzweifelten Mutter wieder angeschlossen hatte, richteten sich Beider Blicke plötzlich auf denselben Gegenstand. Es war — Petrea. Sie lag in einem Gebüsche am Fuße eines Berges; Blutflecken waren auf dem Gesicht und den Kleidern zu sehen und ein schreckliches Halsband blinkte in der Sonne um ihren Hals. Es war eine gelbgesprenkelte Schlange, die sich um denselben geschlungen hatte. Petrea lag unbeweglich da und schien zu schlafen. Ein schwacher Ruf des Entsetzens entfuhr der Mutter. Sie wollte vorstürzen, wurde aber von dem Kandidaten verhindert. „Um Gottes willen,“ bat er bleich und heftig,

„seien Sie ruhig, vielleicht ist noch Nichts geschehen; aber es ist ein Esping, die giftigste Schlange in unsern Wäldern. Eine unvorsichtige Berührung und Sie und Petrea sind verloren. Nein Sie dürfen nicht! Ihr Leben ist zu kostbar, aber ich .... versprechen Sie mir stille zu sein und ....“

Elise war kaum mehr ihrer Sinne mächtig. „Hinweg, hinweg!“ sagte sie und suchte Jakobi mit ihren schwachen Händen wegzuschieben. Sie wollte gehen, aber ihre Kniee trugen sie nicht. Sie wankte und sank zu Boden.

In demselben Augenblick war der Kandidat bei Petrea und mit eben so viel Kühnheit, als Gewandtheit faßte er die Schlange am Nacken und schleuderte sie weit weg. Bei dieser Berührung erwachte Petrea, schüttelte sich, spannte schlaftrunken die Augen auf und sagte, indem sie um sich blickte: „Ach .... ach .... Papa, ich habe den Waldgott gesehen!“ — „Gott segne dich mit deinem Waldgott!“ versetzte der Kandidat, indem er entzückt über dieses deutliche Zeichen von Leben und Gesundheit das Kind an seine Brust drückte und auf den Armen zur Mutter trug. Aber die Mutter sah und hörte nicht mehr. Sie lag in tiefer Ohnmacht da. Erst Heinrichs Küsse und Thränen riefen sie zum Leben zurück. Eine Weile sah sie mit angstvollen, irren Blicken um sich. „Ist sie todt?“ flüsterte sie. „Nein, nein, sie lebt, sie ist unversehrt,“ rief Jakobi, der neben Elisen auf den Knieen lag. Und neben ihm, gleichfalls auf den Knieen, lag die kleine Petrea, ihren Himbeerstrauß darbietend und laut schluchzend. „Verzeih, Mama, verzeih mir.“

Jetzt kam Licht in die Augen der Mutter; sie richtete sich hastig auf und mit einem unbeschreiblichen Freuderuf drückte sie das gerettete Kind an ihre Brust. „Gott sei Lob und Dank!“ rief sie hierauf, indem sie ihre gefalteten Hände zum Himmel erhob. Stumm reichte sie dieselben dann Jakobi, während sie ihn unter Thränen ansah, mit einem Blicke, welcher aussprach,

was keine Worte zu sagen vermögen. „Gott sei Dank, Gott sei Dank!“ sagte auch Jakobi, indem er tief gerührt Elisens Hände an seine Lippen und seine Brust drückte. Er fühlte sich unendlich glücklich.

Man eilte jetzt, sich aus dem gefährlichen Bereich der Schlange zu entfernen, nachdem Jakobi und Heinrich auf Elisens Bitten das vermuthlich fruchtlose Vorhaben aufgegeben hatten, das giftige, aber unschuldige Thier aufzusuchen und zu tödten.

Oberhalb der Pansgrotte saß Louischen und suchte die Kleinen zu trösten, während sie selbst mit ihnen bitterlich über die Schwester weinte, die sie nie mehr zu sehen glaubte. Um so größer und lärmender war die Freude, als sie sie jetzt auf den Armen des Kandidaten erblickte. Bald umschlangen ihre liebkosenden Arme seinen Hals, als sie von der Mutter erfuhren, wie er ihre Schwester aus Lebensgefahr gerettet habe. Petrea betrachteten sie mit Verwunderung und Neugierde, wie Jemand, dem etwas Unerhörtes begegnet ist. Petrea aber vergoß über ihre Unbedachtsamkeit und den Kummer, den sie Mutter und Geschwister verursacht, so verzweifelte Thränen, daß die Mutter selbst sie trösten und aufmuntern mußte. Von ihrem Fall ins Gebüsch wußte sie nichts Anderes, als daß sie dabei sehr irre im Kopf geworden sei, sich nicht habe aufrichten können, sondern eingeschlafen sei und vom Waldgott geträumt habe.

Inzwischen war es spät geworden und an die Nüsse war nicht mehr zu denken. Sowohl der Mutter, als Petreas wegen mußte man nach Hause eilen. Die andern Kinder würden vermuthlich die mißlungene Lustfahrt mehr betrauert haben, wenn sie nicht einen ganz schrecklichen Eifer verspürt hätten, das merkwürdige Ereigniß des Tages erzählen zu können. Bei der Heimkehr entstanden einige Schwierigkeiten; Petrea, die äußerst müde und überdieß durch ihren Fall übel zugerichtet war, konnte nicht gehen; man beschloß daher, sie sollte in dem kleinen Wagen gezogen, Gabriele dagegen von dem Kan-

didaten getragen werden. Aber als die Kleine sah, daß dieser keine Handschuhe anhatte, wollte sie sich von ihm weder tragen, noch berühren lassen und erhob das jammervollste Nothgeschrei, als er sie lachend auf die Arme nahm, ohne sich im Mindesten um ihre Schwierigkeiten zu bekümmern. Was die Zureden der Mutter und des Kandidaten nicht vermochten, bewirkten endlich Bruder Heinrichs Luftsprünge und Liebkosungen. Die Kleine ergötzte sich daran; ihre Thränen blieben halbwegs auf der Wange stehen, in den Grübchen, die plötzlich von dem freundlichsten Lächeln gebildet wurden. Petrea, die, nachdem der Paroxismus des Kummers und der Reue sich gelegt hatte, sich selbst und ihre Abenteuer ganz ausnehmend interessant zu finden anfing, saß mit nicht geringer Wichtigkeit in ihrem Wagen, umgeben von den Schwestern, die sich an ihren Erlebnissen nicht satt hören konnten und wetteiferten, die kleine Equipage zu ziehen. Und der Kandidat — er zog Petrea, die den ganzen Weg über plauderte, er trug die Kleine, die bald an seiner Schulter einschlief, er sang Lieder und erzählte Geschichten, um Elise zu zerstreuen, die von der ausgestandenen Gefahr und Angst noch lange ganz bleich und befangen war.

Endlich kam man nach Hause; man vergaß sich in Erzählungen; Brigitta weinte über ihre kleine, engelgute Mamsell Petrea und der Landrichter drückte aus Herzensgrund Jakobi an seine Brust. Nachdem man Petreas Beulen und Schrammen mit Rigabalsam gewaschen, ließ die Mutter, um die Kinder über die verunglückte Expedition vollends ganz zu trösten, Pfannenkuchen nebst einer Crême von gequirltem Rahm und eingemachte Himbeeren für sie zubereiten. Die Kinder tanzten vor Freude um den Tisch herum und Petrea, die wegen ihres Unglücks eine besonders gute Portion bekam, hielt es für ganz ausgemacht, daß man im Himmel beständig solche Crême esse und war daher der Meinung, man solle sie Himmelsspeise nennen. Dieser Vorschlag wurde mit

großem Beifall aufgenommen und von dem Tage an war Himmelsspeise ein bekanntes Gericht im Frank'schen Hause.

An des Vaters Brust weinte Petrea noch einige bittere Thränen bei der milden Ermahnung, die sie von ihm erhielt, schlief aber bald süß auf seinem Arme ein.

Und die Lektion für den Kandidaten?

„Bleiben Sie heute Abend bei uns," sagte Elise mit freundlich bittendem Blick zu ihm.

Der Kandidat blieb.

Brandungen.

„Bleiben Sie heute Abend bei uns!" bat Elise am folgenden und noch mehrere Tage. Der Kandidat blieb. Nie hatte er Elise so freundlich, ja so herzlich gegen sich gesehen, nie hatte sie ihm so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie jetzt und diese Aufmerksamkeit und Herzlichkeit von einer im Umgang mit Männern gewöhnlich bloß artigen und gleichgültigen Dame schmeichelte auf der einen Seite der Eitelkeit des Kandidaten und ging auf der andern seinem guten Herzen nahe. Bald verschwand jede Veranlassung zu Erklärungen und Verweisen, denn der Kandidat entsagte auf einmal seinen ausschweifenden Freunden und Gesellschaftern. Niemand sprach erbaulicher darüber, als er. Er stimmte Elisen so herzlich darin bei, daß der flüchtige Champagner der Orgien zwar für Augenblicke berausche, aber Nichts als Leere und Erschlaffung zurücklasse. Einmal, ja ein Paar Mal, meinte der Kandidat, könnten solche Feste unschädlich, ja selbst erfrischend sein; aber oft wiederholt — o Gott behüte! da müssen sie höchst nachtheilig, ja selbst demoralisirend einwirken. Und der kleinen Louise, die dieses hörte, schien es ganz weise gesprochen. Niemand schien sich jetzt besser als der Kandidat zu Hause

zu gefallen. Man befinde sich, sagte er, so wohl bei einer geordneten Lebensweise und es sei so viel ächtes, frisches Leben in den Beschäftigungen und unschuldigen Freuden, welche die stillen Tage des Hauses mit sich bringen.

Indessen bekam des Kandidaten frisches Leben bald seine krankhafte Seite. Dankbarkeit hatte zuerst Elisens Herz für ihn erwärmt, sodann machte eine reine Zuneigung zu Jakobis wirklich liebenswürdiger Persönlichkeit, daß sie die Wünsche ihres Mannes in Beziehung auf ihr Benehmen gegen ihn unendlich leicht zu erfüllen fand, und bald wurde Jakobis Umgang für ihr eigenes Leben erheiternd. Sie sympathisirten in manchen Stücken, besonders in der Liebe zur Musik und schönen Literatur und seine jugendliche Wärme gab ihren gemeinsamen Beschäftigungen höheres Leben und Interesse. Die Discussionen verloren ganz den Character von Disputen und wurden ein angenehmer entwickelnder Gedankenaustausch. Der Kandidat war nicht mehr darauf erpicht, in Allem Recht zu haben; er fand ein gewisses Vergnügen darin, Elise nachzugeben. Er wußte mehr aus Büchern als sie, sie wußte mehr aus dem Leben — der Mutter der Bücher, und ging daher als ältere, leitende Freundin an seiner Seite. Der Kandidat fühlte sich glücklich durch den Einfluß und die milde Leitung der anmuthsvollen Frau und wurde ihr immer inniger ergeben. Aber so still und so angenehm war dieses Verhältniß, daß er seine Gefahr gar nicht ahnte. Er liebte es, von Elise als Kind behandelt zu werden und ließ daher seinem natürlichen kindlichen Sinne freien Lauf. Ihre sanften Vorwürfe waren eine Art Wollust für sein Herz; er hatte Lust zu fehlen, nur um sie zu verdienen; er hätte, wenn er sie anhörte, ihr Kleid, ihre weiße, schöne Hand an seine Lippen drücken mögen und doch war es ihm eine Art schmerzliche Wonne, daß er es nicht wagte. Wenn sie sich nahte und er ihren leichten Schritt hörte, wenn er den Rosenduft empfand, der sie immer begleitete,

wurde es ihm so unendlich warm ums Herz und was ihn beinahe noch mehr, als alles Andre an Elisen fesselte, war ihr Leiden. Wenn nervöse Schmerzen oder häusliche Unannehmlichkeiten ihr Gemüth betrübten, wenn sie geduldig die oft harte Laune ihres Mannes ertrug, da schmolz des Kandidaten Herz vor Zärtlichkeit gegen sie und er bot Alles auf, um sie zu zerstreuen und zu erquicken, er suchte ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen. Elise konnte für dieß Alles nicht gefühllos sein und vielleicht schmeichelte es auch ihrer Eitelkeit, eine solche Gewalt über den jungen Mann zu besitzen, vielleicht verblendete sie sich auch absichtlich über die Art seiner Gefühle, um ein Verhältniß nicht zu stören, das ihrem Leben einen angenehmen Reiz verlieh. „Er liebt die Kinder und ihre Mutter," sagte sie zu sich, „er ist ihr und mein Freund. Möchte es immer so bleiben!" Und gewiß ist, daß die Kinder nie artiger, gelehriger und glücklicher waren, als jetzt, während Jakobi eine immer glücklichere Fähigkeit zu lehren und sie zu leiten entwickelte.

Das unfreundliche Schicksal, das gefährliche Brandungen nahe an das Ufer verlegt, welches das Fahrzeug zu erreichen sucht und störend in das Verhältniß zwischen Freunden und Gatten eingreift, eben wenn sie nahe daran sind, es für die Ewigkeit zu befestigen, dieses Schicksal wollte, daß gerade um die Zeit, wo Jakobi immer mehr seine schöne Seite im Hause entwickelte, der Landrichter immer mehr seine unschöne herauskehrte. Er gehörte zu den Menschen, die, je mehr sie zu thun haben und in je rascherer Wirksamkeit sie leben, sich bei immer besserer Laune befinden. Und gerade jetzt war in einem Unternehmen zum Besten des Landes, das dem Landrichter sehr am Herzen lag, eine Pause eingetreten und dieser Aufenthalt, der durch eine Menge kleiner Rücksichten entstand, die er beim besten Willen nicht zu beseitigen vermochte, verstimmte ihn. Er war zu Hause oft herrisch und zänkisch, besonders gegen seine Frau und

stellte sich dadurch in ein höchst unvortheilhaftes Licht neben dem guten, heitern Jakobi. Er fühlte dieß auch und ärgerte sich deßhalb über sich selbst, so wie über seine Frau, weil sie immer weniger auf sein Brummen zu achten schien und sich durch Singübungen mit Jakobi zerstreuen ließ. Diese Singübungen, die er selbst hervorgerufen hatte, fingen ihm jetzt an gar zu übermächtig zu werden. Zänkereien schienen ihm ein angenehmerer Ohrenschmaus zu sein. Im Uebrigen befand er sich jetzt in der lieblichen Gemüthsstimmung, die sich über Alles ärgern will, was man leicht, ja mit einem einzigen guten Worte aufhören lassen könnte.

Das Vorlesen, das er so eifrig anbefohlen hatte, wurde jetzt sein zweiter Plagegeist. Eben jetzt hätte er Abends gerne Etwas mehr von der Gesellschaft seiner Frau gehabt und gewünscht, daß sie sich für seine Unternehmungen und Widerwärtigkeiten interessire. Aber so oft er ins Gesellschaftszimmer kam, wurde dort entweder vorgelesen oder musicirt und wenn bei seiner Ankunft die Lektüre auch unterbrochen wurde, so entstand merklich eine gewisse Stockung in den Gemüthern und die Unterhaltung wollte nicht recht vor sich gehen. Wenn nun der Landrichter sagte: „Fahret fort, fahret fort," und man dann fortfuhr, so war er ganz und gar nicht zufrieden, sondern ging wieder in sein Zimmer oder raste wie ein Donnerwetter auf und ab.

Eben dieses Schicksal, das wir so eben bezeichnet haben, lenkte es, daß der Landrichter eines Abends, als er seiner üblen Laune preisgegeben auf und abging, ein Billet erhielt, bei dessen Anblick er einen Ausruf freudiger Ueberraschung that. Nachdem er es durchlesen, sagte er mit vieler Lebhaftigkeit: „Ei der tausend, das ist einmal angenehm! Elise, die Oberstin S., Emilie ist da! Sie ist heute Abend angekommen. Ich muß sogleich zu ihr eilen; willst du nicht mit, liebe Elise? Es wäre artig."

„Ach es ist so spät! ... Und ich glaube, es regnet.

Kannst du heute Abend nicht allein hingehen? . . . Ich will morgen früh . . ."

„Schon gut," sagte der Landrichter abbrechend und eilte Etwas beleidigt durch die Weigerung hinaus.

Er kam erst ziemlich spät von seinem Besuch zurück und war sehr belebt. „Sie ist eine höchst interessante Dame," sagte er. „Meine beste Elise, es würde dir sicherlich großes Vergnügen machen, sie näher kennen zu lernen."

„Ach das glaube ich kaum," dachte Elise.

„Sie spricht davon, sich hier in der Stadt niederzulassen," fuhr der Landrichter fort, „und ich hoffe, wir werden sie vollends dazu bestimmen."

„Ach das will ich nicht hoffen," dachte Elise.

„Wir wollen Alles thun, was wir können, um ihr den Aufenthalt hier angenehm zu machen. Ich habe sie auf morgen Mittag eingeladen . . ."

„Auf morgen?" rief Elise halb erschrocken.

„Ja auf morgen," antwortete der Landrichter Etwas peremtorisch. „Ich sagte ihr, daß du ihr morgen früh deinen Besuch machen wollest, aber sie will durchaus vorher zu dir kommen. Wegen des Mittagessens brauchst du nicht unruhig zu sein; Emilie wird von einem improvisirten Mahle nicht viel erwarten — es kann jedenfalls so gut werden, wie irgend ein anderes, wenn man sich ein wenig Mühe damit geben will. Ich hoffe, Emilie wird oft in aller Einfachheit bei uns vorliebnehmen."

Mit einem von unbestimmten, aber höchst unbehaglichen Gefühlen bedrückten Herzen ging Elise diesen Abend zu Bette, dachte an das morgige Mittagessen und träumte, ihres Mannes alte Flamme zünde das Haus an und beraube die ganze Familie ihres Obdaches.

Das improvisirte Mittagessen.

Ihr Hausfrauen, die ihr wißt, was ein Braten bedeuten will, die ihr die Schwierigkeiten kennet, welche sich zuweilen, besonders bei einem improvisirten Essen häufen, denen es wohl bekannt ist, daß trotz aller Begeisterung des Verstands und Willens — Begeisterung wird zu jeder Improvisation gefordert — gleichwohl die Küchlein oder Haselhühner sich nicht dazu begeistern lassen, angeflogen zu kommen und die wichtige Schüssel vor dem Backwerk auszufüllen; ihr Hausfrauen, die ihr manchen langen Vormittag in Speisegedanken und Angst zugebracht habt, ohne es zu wagen, den lieben Gott um Hülfe anzuflehen, obgleich beständig in Versuchung, es zu thun, ihr werdet an Elisens Noth Theil nehmen, als sie am Tage des wichtigen Mittagessens die Uhr demnächst auf zwölf stehen sah und noch keinen Braten zu improvisiren vermocht hatte. Man wird vielleicht die Einwendung machen, ein improvisirtes Mittagessen könne auch ohne Braten vor sich gehen. Wir geben es im Allgemeinen zu, läugnen es aber in Beziehung auf dieses Essen, dessen ganze Anordnung wir zur Bekräftigung unsres Satzes anführen könnten, wenn wir uns nicht schmeichelten, man werde uns aufs Wort glauben. Ueberdieß war der Landrichter ein erklärter Liebhaber von Braten und Fleischspeisen überhaupt, was uns Elisens peinliche Verlegenheit besser erklärt, als alles Andre. Um das Maaß derselben voll zu machen, fehlte es ihr gerade an diesem Tage an Leuten und der Landrichter hatte in eigenen Geschäften den Bedienten fortgeschickt, der bei außerordentlichen Fällen immer Elisens beste Hülfe war. Die Köchin war heute verzweifelt confus, die Kinder ungebärdiger, als je: Eva und Leonore hatten sich gezankt, Petrea hatte ein Loch in ihr neues Kleid gerissen; Heinrich schlug eine Flasche und sechs

Gläser zusammen, die Kleine schrie und weinte umsonst und um Nichts. Und der Zeiger stand nahe auf zwölf und kein Braten wollte kommen. Elise war nahe daran, an Braten, Köchin, Mittagessen, den Kindern und der ganzen Welt zu verzweifeln, als die Thüre sich öffnete, ein lautes, freundliches: „Ergebenste Dienerin!“ von derselben her erschallte und die Hofmarschallin — sie erschien Elise als ein Engel des Himmels — mit ihrem strahlendsten, freundlichsten Gesichte im Zimmer stand, aus einer ungeheuren Tasche ein Hühnlein nach dem andern hervorzog und sie auf den Tisch stellte, während sie mit einem Blick auf Elise bei jedem einen Knix machte. Sodann lachte sie herzlich. Elise umarmte entzückt zuerst die Hofmarschallin, dann die Hühner, mit denen sie schnell in die Küche lief, worauf sie zurückkam und vor der Freundin in der Noth Kummer und Dank ausschüttete. Diese nahm herzlich Antheil und sagte Etwas gerührt und sehr freundlich: „Nun, nun, meine herzliebste Freundin, man muß nicht Alles so zu Herzen nehmen. Solche Sachen gehen vorüber, ja wahrhaftig, sie sind schnell vorbei. Hören Sie, ich will Ihnen Etwas sagen: Wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. Vergessen Sie mir dieses ja nicht. Ja, ja, ich sah die Küchlein da auf einem Bauernwagen, als ich über den Markt ging und da ich wußte, wie es hier aussah, so war ich nicht faul, sondern kaufte sie und nahm sie unter dem Mantel mit und habe mir vor lauter Eile beinahe den Athem ausgelaufen. He, he, he! Sehen Sie, jetzt gehe ich wieder meines Wegs, denn das liebe Frauchen wird sich wohl ankleiden und ich auch. Adieu jetzt, mein liebes Elischen! Wünsche, daß das Essen gut vorüber geht und die Kinder sich ordentlich aufführen. He, he, he!“

Gunille ging, die Mittagsstunde kam, mit ihr die Gäste und der Landrichter, der den ganzen Morgen in Geschäften ausgewesen war.

Die Oberstin war in hohem Grade elegant, sah

gut und distinguirt aus, zeigte sich äußerst artig und zuvorkommend, allein gegen ihren Willen fühlte sich Elise steif und stumm neben ihres Mannes „alter Flamme.“ Außerdem war sie sehr zerstreut. „Wenn nur die Hühner gut gebraten werden!“ war der unaufhörliche Schleppgedanke ihrer Seele, der sich an den Pabst und die St. Peterskirche, an Thorwaldsen, an die Pasta und an Alles, wovon die Rede war, anhing. Die Mittagsstunde war gekommen, aber das Essen fehlte noch. Der Landrichter, der von Andern dieselbe entsetzliche Pünktlichkeit forderte, die ihm eigen war, fing an, sein Mittagsfieber zu bekommen, wie Elise es nannte und warf ungeduldige Blicke bald auf die Thüre im Speisesaal, bald auf seine Frau, deren Lage wahrhaftig nicht beneidenswerth war. Sie bemühte sich ruhig auszusehen und flüsterte oft der kleinen Louise ins Ohr, die dann mit affectirter Geschäftigkeit aus- und einlief. Ihre Unterhaltung, sowohl die hörbare, als nicht hörbare war in diesem Augenblick folgendermaßen beschaffen:

„Unendlich angenehm, Sie kennen zu lernen! .... (Ach wie unerträglich lange es ansteht!) Das muß sehr interessant sein! (Ich wünschte, Ernst finge aufs Neue Feuer für seine „alte Flamme“ und vergäße das Essen!) Ja so. Ach, das ist merkwürdig! (Nun könnten in Gottes Namen die Hühner einmal gebraten sein!) Das arme Spanien! (Nun Gott sei Dank, kommt endlich das Essen! Wenn nur die Hühner . . .)“

Und jetzt zum Mittagessen! Ein Wort, das alle Gesichter erglänzen, alle Gemüther neu aufleben macht. Elise fing an die Oberstin hochzuschätzen, denn sie unterhielt das Gespräch höchst lebhaft und Elise hoffte, dieß werde die Aufmerksamkeit von den minder geglückten Gerichten ablenken. Der Landrichter war ein artiger und angenehmer Wirth und die Mittagsstunde gehörte überhaupt zu seinen Lieblingsstunden, da er gerne Jedermann seinen guten Appetit, seine gute Laune und sein gutes Mittagessen mitgetheilt hätte, NB. wenn es gut

war. Im andern Fall litt seine Laune gewaltig darunter. Elise sah während des Essens das eine und das andre leichte Gewölke über ihres Mannes Stirne ziehen. Doch schien er es selbst zerstreuen zu wollen und Alles ging recht gut, bis die Hühner kamen. Als der Landrichter, der gerne alte Sitten beibehielt, sie tranchiren wollte, widerstrebten sie sichtbarlich. Elisen wurde über den Tisch ein Blick zugesandt, den sie, wie einen Messerstich, im Herzen fühlte. Nach dem ersten Schmerz regte sich in ihr ein gewisser Verdruß über das gar zu Strenge in diesem vorwurfsvollen Blick, so wie ein Bemühen sich gegen ein Unglück zu stählen, an dem sie dießmal nicht Schuld war. Sie wurde auf einmal ganz lebendig und gesprächig und sah nicht ein einziges Mal ihren Mann an, der grimmig und schweigsam mit dem Messer im Braten und Schweiß auf der Stirne dasaß. Aber sie schöpfte tief Athem, als das Essen glücklich vorüber war. Es verlangte sie, ihrem Mann ein versöhnendes Wort zu sagen; allein er schien nur für die Oberstin Augen und Ohren zu haben. Es hatte sich zwischen Beiden ein lebhaftes und interessantes Gespräch entsponnen, woran Elise gewiß viel Vergnügen gefunden haben würde und in das sie sich leicht hätte mischen können, wenn sie sich nicht immer mehr niedergedrückt gefühlt hätte, weil sie in dem ganzen Wesen und der Art ihres Mannes etwas Kaltes und Geringschätziges gegen sie zu bemerken glaubte. Sie wurde immer stiller und bläßer. Alles sammelte sich um die glänzende Emilie. Auch die Kinder waren wie bezaubert. Heinrich reichte ihr eine schöne Blume, die er Louise abgeschmeichelt hatte. Petrea hatte eine Art Leidenschaft für ihres Vaters „alte Flamme" gefaßt, sie setzte sich auf einen kleinen Schemel neben ihr und küßte ihre Hand, sobald sie dieselbe erreichen konnte. Die Oberstin selbst wandte sich beinahe ausschließlich an ihren vormaligen Anbeter und ließ die Strahlen ihrer schönen Augen, ihr zauberisches Lächeln auf ihn spielen.

„Das ist ja lauter Freude und Wonne!" dachte Elise,

„indem sie eine sich vordringende Thräne abwischte, aber ich will mir wenigstens Nichts ansehen lassen.“

Der Kandidat merkte dieß; schnell machte er sich von dem Zauberkreis der Oberstin, in den auch er mit den Andern gezogen worden war, los, setzte sich mit der Kleinen auf seinen Knieen neben Elise und begann ein Mährchen zu erzählen, das berechnet war, sowohl das Kind, als die Mutter zu interessiren. Bald hatte er alle die Kleinen um sich gesammelt; auch Petrea gab ihre „neue Flamme“ auf, um die merkwürdige Geschichte des Kandidaten zu hören und Elise selbst ergötzte sich dermaßen daran, daß sie für den Augenblick alles Andre vergaß. Das war es, was der Kandidat wollte, was aber dem Landrichter ganz und gar nicht gefiel. Er ging einen Augenblick hin, um zu hören, was die Aufmerksamkeit seiner Frau so ganz in Anspruch nahm und sagte dann halblaut zu ihr:

„Ich kann nicht begreifen, wie du an solchen Abgeschmacktheiten eine Freude haben magst. Auch sehe ich nicht ein, welchen Nutzen es haben kann, die Kinder mit derartigem Zeug vollzustopfen.“

Endlich brach die Oberstin auf und übergoß Elise mit einer Fluth von Artigkeiten, die sie so gut als möglich beantwortete. Der Landrichter, welcher der Oberstin versprochen hatte, sie in eine der merkwürdigen Anstalten der Stadt zu führen, folgte ihr. Die übrigen Gäste zerstreuten sich bald darauf. Die ältern Kinder gingen mit dem Kandidaten ins Lehrzimmer, um eine Lektion im Zeichnen zu erhalten; die jüngeren durften spielen. Petrea wollte Gabriele bei sich haben, die aus Rücksicht auf ein Pfefferkuchenherz nicht widerstand und als Belohnung einen ganz kleinen Bissen davon bekam. Elise ging auf ihr Zimmer.

Die arme Elise! Sie wagte es in diesem Augenblick nicht in ihr eigen Herz hinabzusteigen; sie fühlte ein Bedürfniß nicht zu denken, ein Bedürfniß, sich selbst und die störenden Eindrücke, die sich heute über ihre

Seele gehäuft hatten, ganz und gar vergessen zu können. Sie sah jetzt eine freie Stunde, eine Stunde ungestörter Ruhe vor sich und eilte zu ihrem Manuscripte, um durch Beschäftigung mit den reicheren Augenblicken des Lebens, die ihre Feder nach Gefallen hervorzuzaubern vermochte, das Bleigewicht dieser armen, kleinen Momente, mit Einem Wort über der höheren Wirklichkeit die niedrigere zu vergessen. Das Gefühl des Leidens, das die kleinen Erbärmlichkeiten des Lebens ihr zu schmecken gaben, verlieh ihr die herrlichsten Ausdrücke für die Schönheit des Daseins und das harmonische Leben, das ihre Seele liebte. Sie schrieb und schrieb und schrieb, ihr Herz wurde warm, ihr Auge füllte sich mit Thränen, die Worte glühten, das Leben wurde hell, die Zeit entfloh. Anderthalb Stunden gingen dahin. Jetzt schlug die Theestunde des Landrichters. Es war ihm so angenehm, wenn er um diese Zeit nach Hause kam, seine Frau im Familienzimmer, mit den Kindern um sich her, am Theetische zu finden. Elise versäumte es auch selten, ihn es so finden zu lassen und jetzt erweckte sie der Glockenschlag sieben plötzlich aus ihrem Schreibrausche. Sie legte ihre Feder weg und wollte aufstehen, als der Landrichter eintrat.

Ein starker Ausdruck des Mißvergnügens breitete sich über sein Gesicht, als er ihre Beschäftigung sah. Er ging auf sie zu und sagte mit Härte: „Du gabst uns heute ein erbärmliches Mittagessen, Elise; — aber da das Romanschreiben deine Zeit so sehr in Anspruch nimmt, so ist es kein Wunder, wenn du deine häuslichen Pflichten verabsäumst. Du wirst dich im Uebrigen darum eben so wenig bekümmern, als du dich überhaupt um Erfüllung meiner Wünsche bekümmerst.“

Es wäre Elise ein Leichtes gewesen, sich zu entschuldigen und Alles sogleich wieder gut zu machen, aber der strenge Ton und das höhnische Gesicht ihres Mannes verletzte ihr Gefühl tief. Nicht ohne Stolz und Unmuth sagte sie: „Du mußt mit mir Geduld haben, Ernst; ich war nicht gewohnt, allen unschuldigen Genüssen zu ent-

sagen. Meine Erziehung, meine früheren Verhältnisse haben mich nicht darauf vorbereitet." —

Es war, als hätte man den Landrichter ins Auge gestochen. Schärfer und härter, als je antwortete er: „Du hättest das bedenken sollen, ehe du mir deine Hand gabst, ehe du in einen so niedrigen und mühevollen Kreis herabstiegst. Jetzt ist es zu spät. Jetzt will ich..." Er schwieg plötzlich, denn er fühlte, daß ein Sturm in seinem Innern aufbrauste, vor dessen Ausdruck er selbst bange war. Er ging auf die Thüre zu, öffnete sie und sagte ruhiger, aber mit eiskaltem Blick und Ton: „Ich wollte dir sagen, daß ich für das morgende Concert Billete genommen habe, wenn du hingehen willst. Ich hoffte dich am Theetisch zu finden, allein ich sehe jetzt, daß gar nicht daran gedacht worden ist. Es ist so verlassen und öde im Zimmer, als ob die Pest im Hause grassirt hätte — mach dir jetzt keine Mühe, ich werde meinen Thee im Klubb trinken." Mit diesen Worten warf er die Thüre zu und ging.

Elise setzte sich — sie konnte wirklich nicht stehen — und verbarg ihr Gesicht in die zitternden Hände. „Guter Gott! Ist es dahin gekommen? Ernst, Ernst, Ernst! Welche Worte, welcher Blick! Und ich Unglückselige, was habe ich gesagt!"

Das waren Elisens abgebrochene, nur halb klare Gedanken, während die Thränen über ihre Wangen strömten.

„Worte, Worte, Worte!" sagt Hamlet geringschätzig. Aber Gott bewahre uns vor der zerstörenden Macht der Worte! Es gibt Worte, welche die Herzen noch mehr trennen als scharfe Schwerter, es gibt Worte, deren Spitze das Herz das ganze Leben hindurch stachelt.

Elise weinte lange und heftig; ihre ganze Seele war in Aufruhr.

In Augenblicken heftigen Kampfes nähern sich dem streitenden Menschen böse und gute Geister. Sie umgaben Elise und sprachen also zu ihr:

Die bösen.

„Denke an deine Entsagungen, denke an deine Verdienste. Erinnere dich der vielen kleinen Ungerechtigkeiten, die du erlitten hast; erinnere dich der bittern Stunden, welche die Härte deines Mannes dir bereitet hat. Warum solltest du demüthig im Staube kriechen? Nein erhebe dich, unterdrückte, erhebe dich, verunglimpfte Gattin! Denk an deine Würde, deine Rechte. Laß dich nicht zur Sklavin machen. Zeige Character. Laß ihn entgelten, was du gelitten hast. Du kannst ihn auch plagen, kannst ihn strafen. Nimm deine Zuflucht zu Nervenzuständen oder zur Unfreundlichkeit. Gebrauche deine Macht und genieße das Vergnügen der Wiedervergeltung.“

Die guten.

„Denke an deine Mängel, denke an deine Fehler. Erinnre dich all der Geduld, all der Güte und Zärtlichkeit, die man dir bewiesen hat. Denke an die manchen schönen Stunden. Denke an die Würde deines Mannes, an seine schönen edlen Eigenschaften: Denke auch an das Leben, wie kurz es ist, wie manche unausweichliche Bitterkeit es mit sich führt, wie manche, die vermieden und leicht wieder ausgeglichen werden kann, denke auch an die Alles versöhnende Macht der Liebe. Fürchte die Fessel selbstsüchtiger Gefühle. Befreie dich davon durch ein neues Liebesopfer und reinige den Himmel des Hauses. Die aufsteigende Wolke kann leicht zu einer zerstörenden Gewitterwolke werden, sie kann sich aber auch spurlos in der Luft zerstreuen. Blase, o blase sie weg mit dem mächtigen Hauch der Liebe.“

Ein langes Lebensglück beruht nicht selten darauf, welchem von diesen unsichtbaren Rathgebern man in solchen Augenblicken am Meisten Gehör schenkt. Davon hängt es ab, ob sich dem Menschen schon auf Erden die Pforten des Himmels oder der Hölle öffnen. Elise hörte auf die guten. Sie sprach lange mit ihnen und je mehr

reine Erinnerungen sie in ihrer Seele heraufriefen, um so lichter wurde es darin. Das Licht der Liebe wurde in ihr angezündet und von seinem Schein wurde sie hellsehend in mehreren Richtungen. Sie sah jetzt, was sie mit ihrem Roman anzufangen habe; es wurde ihr bei dieser Offenbarung ganz warm ums Herz. Sie wußte auch, daß es der letzte von ihrer Hand sein mußte, und daß ihr Mann sie nie mehr aus einem solchen Grunde am Theetisch vermissen und seinen Thee im Klubb trinken sollte. (Aber einst sollte er sich doch mit dem sündhaften Roman aussöhnen!) Und ein Mittagessen wollte sie für die Oberstin bereiten, das sämmtliche Mängel des improvisirten verwischen sollte und... „und wenn Ernst nur bald nach Hause kommt! Ich werde sein Mißvergnügen zu bannen, werde ihn wieder gut zu machen suchen."

Es war der Badetag der Kinder und die Botschaft, daß die Stunde gekommen sei, unterbrach Elisens Einsamkeit. Sie ließ Brigitte sagen, sie solle mit den Vorrichtungen beginnen und als sie sich mehr beruhigt und mit Rosenwasser die Spuren ihrer Thränen verwischt hatte, ging sie selbst ins Zimmer hinab.

„Gott sei gedankt für das Wasser!" war Elisens Gedanke beim Anblick der Scene, der sie hier begegnete. Die weichen glänzenden Kinderleiber in dem klaren, lauen Wasser, der Schein des Kaminfeuers auf sie und die weißen Tücher, das Plätschern und Jubeln der Kinder vor unendlichem Wohlbehagen, ihre unschuldigen Spiele mit einander auf dem ruhigen Binnensee der Badewanne, wo sie sich nicht scheuten, die stürmischsten Wogen zu erheben, selbst Brigittens vergnügtes Gesicht unter der weißen Haube, ihre muntre Wirksamkeit und ihr beständiges Geschwatze von allerliebsten Alabasterärmchen, Alabasterfüßchen, Lilienbrust u. s. w., während sie Lilienbrust und Alabasterarm mit kaum weißrem Seifenschaum übergoß und dann in glänzende Tücher einwickelte, aus denen bloß lebhafte, leuchtende, lebenslustige Köpfchen hervorguckten und mit einander Versteckens spielten, Alles dieß

vereinigte sich zu einem Gemälde voll Leben und Anmuth. Elise konnte es jedoch nicht vollkommen genießen; der Gedanke an das Vorgefallene, die Sehnsucht nach Versöhnung mit ihrem Manne, die Furcht, er möchte lange ausbleiben und so mißvergnügt sein, daß er lange nicht mehr gut werde, nahm ihre Gedanken in Anspruch. Doch mußte sie lächeln, als Gabriele allein ins Bad hinabgesenkt wurde und außer sich vor Schrecken rief: „Ich ertrinke! Ich ertrinke!" Um sie zu beruhigen, umgab die Mutter sie mit ihren weißen Händen und unter deren Schutz lachte und zappelte die Kleine bald, wie ein Fisch im Wasser.

Ein Regen von Blumen überströmte plötzlich Mutter und Kind, Gabriele rief laut auf vor Freude und streckte ihre Aermchen aus, um die Levkoien, Rosen und Nelken aufzufangen, die über und um sie herumfielen. Elise wandte sich verwundert um, und ihre Verwunderung verwandelte sich in das wonnigste Freudegefühl, als ihre Stirne Ernsts Lippen begegneten.

„Ah, du bists," rief Elise, indem sie ihre Arme innig um seinen Hals schlang und mit den Händen seine Wange streichelte. „Ich werde von all dem recht naß," sagte der Landrichter lächelnd, entzog sich aber seinem Antheil am Bade nicht, ja er senkte sogar seinen Kopf zur kleinen Gabriele hinab, küßte sie und ließ sich von ihr beplätschern.

„Gott sei Dank, Alles ist wieder gut! Vielleicht ists am Besten, man erwähnt die unangenehme Geschichte gar nicht mehr," dachte Elise, indem sie sich anschickte, ihrem Mann ins Gesellschaftszimmer nachzufolgen.

Der Landrichter hatte bei seinem schlechten Thee im Klubb mit unsichtbaren Sprechern bis auf einige Variationen ungefähr dieselbe Unterhaltung geführt, wie Elise während seiner Abwesenheit. Die Folge davon war sein Besuch in der Badstube, der Blumenregen (von dem für Elise mitgebrachten Strauße) und der Versöhnungskuß, der die Bitterkeit all der unbedachten verletzenden Worte

auslöschte. Er fühlte jetzt sehr wohl, daß Alles wieder gut war, daß Elisens sanftes nachgiebiges Gemüth nicht mehr forderte. Aber vielleicht gerade deßwegen war er um so unzufriedener mit sich. Ihre rothen verweinten Augen thaten ihm weh, besonders da sie ihn so freundlich anblickten; er fühlte, daß er die Macht, welche die Umstände ihm über seine Gattin gegeben, mißbraucht hatte, er fühlte, daß er hart gegen sie gewesen war; deßhalb hatte er keinen Frieden mit sich selbst, deßhalb empfand er das Bedürfniß ein Wort auszusprechen — ein Wort, das schwer über männliche Lippen kommt, das zu scheuen aber Ernst Frank zu männlich stark war. Als daher Elise hereinkam, reichte er ihr die Hand und sagte mit der Innigkeit, die seinen Ernst auszeichneten:

„Verzeih mir Elise! Ich war heute hart, ja unvernünftig gegen dich."

„O verzeih mir Ernst!" sagte Elise tief gerührt, indem sie die dargereichte Hand an ihre Brust zog und — — verdammt seien alle Friedensstörer in der Welt! Ein solcher trat eben jetzt herein und löste, was sich so warm an einander schließen sollte. Es war ein Bote von der Oberstin mit einem Billet und einem Buch an den Landrichter, nebst zwei Fläschchen ausgesuchtes Rosenwasser für Elise, „von der ich weiß," schrieb die Oberstin, „daß sie diesen Wohlgeruch sehr liebt." Eine Röthe stieg dem Landrichter in die Wangen, als er dieses las und er theilte das Billet Elise nicht mit.

„Eine höchst artige und interessante Dame," sagte er, „ich werde sogleich antworten."

„Ernst," sagte Elise, „wollen wir sie nicht auf morgen Mittag einladen? Ich habe an einige gute Gerichte gedacht, die hoffentlich recht ausfallen werden. Dann wollen wir zusammen ins Concert gehen und nachher kann sie mit uns soupiren."

„Nun das war eine gute Idee. Dafür danke ich dir, meine liebe Elise," sagte der Landrichter außerordentlich vergnügt.

Ja wenn die Oberstin nicht gewesen wäre, wenn der Kandidat nicht gewesen wäre und wenn kein Wind dazwischen gekommen wäre, so wäre jetzt Alles auf gutem Wege gewesen. Aber es war nun anders und

Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

Zu viele chaotische Elemente hatten sich innerhalb der Frank'schen Familie gesammelt, als daß ein einziger freundlicher Sonnenblick sie hätte entwirren können. Auch waren die Gatten über sich selbst keineswegs im Klaren. Der Landrichter war wirklich entzückt über seine frühere Geliebte und die schöne Oberstin that Alles, um ihren ehemaligen Anbeter in Bande zu schlagen. Frank war gegen jede deutlich ausgesprochene und directe Schmeichelei so kalt, ja so stolz wie Einer dagestanden, aber gegen die feine, unmerkliche, die Emilie anwandte, indem sie sich mit ihren eigenen ausgezeichneten Geistesgaben seiner höheren Intelligenz unterordnete und sich von ihm aufklären und unterrichten ließ, gegen diese war er nicht gestählt. „Eine außerordentlich liebenswürdige und interessante Dame," dachte er immer lebhafter, obgleich er es nur selten äußerte. Daß in demselben Maße, wie er Emilie interessant fand, Elise es weniger für ihn wurde, war natürlich, zumal da er bei Emilie das fand, was er bei seiner Elise oft vermißte, ein Interesse für seine staatsbürgerliche Wirksamkeit und im Allgemeinen für die damit zusammenhängenden Gegenstände, die ihn aufs Lebhafteste beschäftigten.

Elise ihrerseits war weder klar noch ruhig; sie fühlte sich unglücklich durch das Verhältniß, das sich zwischen ihrem Manne und Emilie entspann und fand eine Art Trost, eine Art Wohlbehagen in der Ergebenheit Jakobis, obgleich der leidenschaftliche Character, den sie mitunter annahm, sie ernstlich zu beunruhigen anfing. Ein Brief, den sie um diese Zeit an ihre Schwester Cäcilie schrieb, mag Zeugniß von ihrer Gemüthsstimmung ablegen.

„Ich habe dir lange nicht geschrieben, Cäcilie; ich weiß nicht recht, warum, ich weiß nicht recht, wie es mit mir, wie es überhaupt steht. Alles ist so unerquicklich, so unklar. Ich wollte, es klärte sich auf! Du mußt wissen, sie ist sehr schön, diese „alte Flamme" Ernsts, sehr glänzend. Ich glaube, ich bin eifersüchtig auf sie. Gestern war ich bei einem großen Souper, zum erstenmal seit mehreren Jahren. Ich hatte mich mit vieler Sorgsalt gekleidet; ich hatte Blumen im Haare; ich wünschte Ernst zu gefallen. Ich war sehr zufrieden mit mir, als ich hinfuhr. Ernst konnte erst später kommen. Ich traf die Oberstin S. schon in der Gesellschaft. Sie war schön und äußerst elegant. Man placirte mich neben sie. Vor uns war ein Trümeau; ich warf einen verstohlenen Blick hinein und sah darin vor mir — einen Schatten. Ich hielt es zuerst für ein Blendwerk, sah wieder in den Spiegel, aber wieder und unbarmherzig zeigte er mir ein bleiches Schattenbild neben der schönen, blühenden Emilie. Es ist vorbei, dachte ich jetzt, unwiderruflich vorbei mit meiner Jugend, meiner Blüthe! Wenn nur mein Mann und meine Kinder mich lieben! Dann kann ich Jugend und Schönheit entbehren. Aber ich mußte aufs Neue den Schatten im Spiegel ansehen und wurde ganz wehmüthig darüber. Emilie warf ebenfalls Blicke hinein und stellte Vergleichungen an, aber sichtlich mit andern Gefühlen, als ich. Da kam Ernst. Ich sah, daß auch er uns verglich. Er war diesen Abend sehr mit Emilie beschäftigt. Ich fühlte mich krank; ich sehnte mich so herzlich, meinen Kopf an ihn lehnen zu können — aber er näherte sich mir nicht. Vielleicht glaubte er, ich sei übler Laune; — vielleicht sah ich auch so aus. Ach ich fuhr vor dem Souper nach Hause; er blieb zurück. Als ich mich in dem unbehaglichen Miethwagen allein auf den öden Straßen rütteln ließ, da beschlich mich ein Gefühl von Traurigkeit, das ich nicht beschreiben kann. Einige bittere Gedanken wurden in meiner Seele aufgeschüttelt — es bangte mir selbst davor. Un-

ter der Hausthüre empfing mich Jakobi. Er hatte auf mich gewartet und wollte mir allerhand Erfreuliches von meinen Kleinen sagen; er schien meine Gefühle an diesem Abend geahnt zu haben; er hatte meine Lieblingsfrüchte angeschafft, um mich damit zu erquicken; seine Freundschaft, seine Ergebenheit belebten mich. Es ist so wonnig, sich geliebt zu sehen!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Jede innigere Berührung, jede neue Verbindung zwischen Menschen hat ihre Gefahr, ihre Versuchung; selbst die schönste, die edelste kann ihre bedenkliche Neigung haben. O wie soll man da helfen? Wie soll man befreien, ohne aufzulösen, wie das Gift wegschaffen, ohne die Spitze abzustumpfen? O Cäcilie, ich bedürfte in diesem Augenblicke einer Freundin, ich bedürfte deiner, ich sollte bei dir Licht und Kraft gegen meine eigene Schwachheit, gegen beunruhigende Umstände suchen. Ich bin unzufrieden mit mir. Ich bin unzufrieden mit... Ach er allein könnte, wenn er wollte, Alles noch gut machen."

— — — — — — — — — — — — — —

„O Cäcilie! Dieß ist eine neblichte Stunde in meinem Leben. Verkündet sie Tag oder — Nacht? Mein Blick ist trübe; — ich sehe meinen Weg nicht mehr. Doch.... ich will mich an den wenden, welcher sagen kann: „Es werde Licht!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Jetzt ist es besser und klarer. Gott sei Dank! In einigen Stunden ist dieser Tag vorbei. Ich sehne mich ungemein darnach. Wir haben heute Abend einen kleinen Kinderball bei uns. Emilie kommt auch. Es will sich durchaus kein rechter Annäherungspunkt zwischen uns finden. Sie ist mir zu kalt, zu witzig und zu . . . Aber ich will mein Bestes thun, um eine recht gute Wirthin zu machen. Und wenn der Tag zu Ende ist, will ich mich hinsetzen, will meinen schönen Knaben schlafen sehen und über meinen Kleinen glücklich sein."

———

Das Ende des Tages.

Der Abend kam, mit ihm die Lichter und die Gäste. Es lag heute eine große, entsagungsvolle Liebenswürdigkeit in Elisens Wesen. Sie war beinahe herzlich gegen die Oberstin, sorgte für Aller Behagen, spielte das Fortepiano zum Tanz der Kinder und schien nur da zu sein, um allen Andern zu dienen. Die schöne Emilie dagegen dachte an sich, war lebhafter und glänzender als je und sammelte, wie gewöhnlich, alle Herrn um sich. Die Unterhaltung war lebhaft in dieser Gruppe. Sie hatte sich von der Politik auf die Literatur gespielt und war einen Augenblick beim Theater stehen geblieben, indem Emilie die Schauspielfabrik der Herren Scribe und Mellesville eben so lebhaft als treffend charakterisirte. „Im Uebrigen," fügte sie hinzu, „ist es klug und vernünftig, daß die Bühne sich immer beeilt, den Vorhang fallen zu lassen, sobald sie ihren Helden und ihre Heldin zum Altar geführt hat. Der Roman thut dasselbe ebenfalls ganz vernünftigerweise; zöge er sich länger hinaus, so könnte ihn Niemand lesen."

„Wie so?" fragte der Landrichter plötzlich ernsthaft.

„Weil," antwortete Emilie, „jenseits dieses goldnen Augenblicks die Illusionen des Lebens erlöschen und seine Wirklichkeit in ihrer ganzen Schwere und Nacktheit hervortritt. Betrachten Sie einmal ein junges Paar in der Morgenröthe seiner Verbindung! Wie warm ist da nicht die Liebe, wie durchdringt und verschönt sie nicht Alles, wie flammt und wie spricht sie nicht in Blicken, Worten und anmuthigem Benehmen! Wie verwandelt sich nicht das ganze Leben bei ihrem Glanze in Poesie! „Du, du!" ist der einzige Gedanke bei den jungen Leutchen. Aber betrachten Sie einmal dasselbe Paar einige Jahre später. „Ich, ich und mein Wunsch!" heißt es jetzt. Der anbetende, Alles gebende Liebhaber ist der fordernde Ehe=

herr geworden, der bedient sein und Gehorsam sehen will. Und die liebevolle, Alles opfernde Braut hat sich in die schwerfällige, bekümmerte Hausmutter verwandelt, die von Nichts als Mühen, schlechten Sulzen und nachläßigen Mägden spricht. Und welche Mittheilungen füllen jetzt die Stunden der tête-à-têtes? „Ei der Tausend, meine Liebe, ist die Butter schon zu Ende? Ich habe ja erst vor ein Paar Tagen Geld zu Butter hergegeben. Du mußt darauf sehen, daß die Köchin besser mit der Butter wirthschaftet. Ich kann eine solche Verschwendung nicht dulden. Willst du noch was?"

„Ja mein Lieber. Ich und die Kinder brauchen neue Kleider. Des kleinen Peters Rock ist ganz zerrissen und Paul ist aus dem seinigen hinausgewachsen. Mein alter Pelz kann auch nicht in Ewigkeit währen."

„Jetzt muß man noch Gott danken, wenn nicht irgend ein wirklicher, abgeschmackter Streit aus solchen interessanten Mittheilungen entsteht und in der glückseligen Ruhe des Hauses nur freudloses Gähnen den Platz ausfüllt, den die Küsse verlassen haben. Die Krämpfe, Peinlichkeiten und Schwierigkeiten des häuslichen Lebens verzehren das Glück der Ehe, wie der Wurm die Blume verzehrt; sie legen Säure und Bitterkeit in die Gemüther und wenn die Leutchen auch bis zu ihrer Todesstunde einander beharrlich „mein liebes Kind" nennen, so heißt es doch gar zu oft in petto: „Du langweiliges Geschöpf." Dieß ist übrigens auch ganz natürlich und die Ehe folgt hier bloß dem ewigen Naturgesetz für alle irdische Existenz. Alle Formen des Lebens tragen den Keim der Auflösung und Verwesung in sich und selbst an der Wurzel des Weltbaumes nagt eine giftige Schlange."

Mehrere von den Zuhörern, worunter der Kandidat, hatten laut gelacht über die Skizze der Oberstin. Der Landrichter aber hatte nicht einmal den Mund verzogen und als sie zu Ende war, antwortete er mit einem Ernst, der den Spott auf ihren Lippen verstummen machte:

„Wäre dem so, Emilie, so wäre das Leben selbst in

seinen Glanzpunkten wenig werth. Mit Recht könnte man sie dann Illusionen nennen. Aber es ist nicht so und Sie haben die Ehe nur in ihrem niedrigsten, nicht in ihrem bessern, nicht in ihrem wahrsten Verhältniß geschildert. Ich läugne nicht, daß sie, wie alle Zustände des Lebens auch ihre Schwierigkeiten hat, aber ich bin überzeugt, daß diese überwunden werden müssen und können, so bald die Leute nur die rechte Gesinnung und ein gutes Gemüth mit ins Haus bringen. Und dann — möge Mangel, mögen Kümmernisse, mögen störende, ja bittere Augenblicke kommen, sie werden auch vorübergehen, die Bande der Liebe und Treue werden trotz ihnen, ja sogar durch sie erstarken. Sie haben von Auflösung und Tod, als dem Ende des Lebensdramas gesprochen, Emilie. Sie haben die Auferstehung, die Verjüngung vergessen, von welcher auch die altnordische Wala singt. Das ehliche Leben hat, wie jedes Leben, eine solche Verjüngung, ja eine fortgehende, indem es sich auf das Eine, Ewige gründet. Und jeder durchgemachte Kampf, jede überstandene Gefahr, jeder erlittene Schmerz verwandelt sich dann in einen Segen über das Haus, über die Gatten, die nur tiefer in einander eingegangen, nur inniger sich verbunden haben."

Der Landrichter hatte mit ungewöhnlicher Wärme und nicht ohne gewisse Gemüthsbewegung gesprochen. Sein ausdrucksvoller Blick suchte und begegnete dem Blicke Elisens. Sie hatte sich unbemerkt den Redenden genähert; mit stechendem Schmerz hatte sie Emiliens bittre Satire gehört; sie fühlte, daß etwas Wahres daran war. Als aber der Landrichter sprach, da fühlte sie, daß er die ganze Wahrheit erblickte, ihr Herz schlug freier und stärker, es wurde mit einem Male klar in ihrer Seele. Den Kopf vorwärts geneigt, mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Vertrauen sah sie ihn an, sich selbst vergessend und begierig jedem Wort von seinen Lippen lauschend. In diesem Augenblick begegneten sich ihre Augen. Es lag viel, unaussprechlich viel in diesem Blicke. Eine lichte

Freudenröthe stieg in Elisens Wange auf und sie wurde schön davon. Die milde Freudigkeit, die jetzt auf einmal ihr Wesen belebte, verbunden mit ihrem schönen Wuchse, ihren anmuthsvollen Bewegungen, der Reinheit ihrer Stirne, machte sie zu einem weit einnehmenderen Wesen, als die schöne Oberstin. Der Landrichter folgte ihr oft mit den Augen, während sie freundlich und aufmerksam sich mit den Gästen beschäftigte oder mit der kleinen Gabriele auf dem Arm am Tanze der Kinder Theil nahm, wozu Evelinas Pflegtöchter vierhändig spielten.

Auf einmal fühlte er sich ziemlich kühl neben seiner alten Flamme und wurde auch von dem scharfen Tone nicht eben erwärmt, womit der liebkosenden, kleinen Petrea bedeutet wurde, sie solle nicht so „zudringlich“ sein.

„Unser Louischen wird mit der Zeit recht gut tanzen,“ bemerkte der Landrichter gegen seine Frau, indem er mit vielem Wohlbehagen die Brisés und Chassés seiner Tochter betrachtete, während der zwölfjährige Nils Gabriel Stjernhök mit vielem Ernst und einer gewissen Ritterlichkeit seine Dame herumschwenkte und sich mit ihr unterhielt.

Inzwischen ertheilte die Hofmarschallin der Oberstin Unterricht über den Character und die Sitten der Franzosen und Emilie, die nach der Abhandlung der Ehestandsfrage einen gewissen bitteren Zug in ihr Gesicht bekommen hatte, machte mit ziemlicher Schärfe im Ton ihr besseres Wissen geltend, wurde aber nachdrücklich von der Erstern zurechtgewiesen, die — niemals in Frankreich gewesen war.

Der Kandidat folgte Elise überall mit liebenden Blicken und schien diesen Abend ganz entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit.

„Pfui, schäme dich, alles Confect allein zu nehmen!“ moralisirte Louischen einen von den kleinen S., einen dicken, ruhigen Jungen, der mit derselben stoischen Ruhe Confect und Predigt hinnahm. Louischen warf ihm einen Blick hoher Indignation zu und gab von ihrem eigenen

Antheil einem kleinen Mädchen, das sich beklagte, Nichts bekommen zu haben.

Das Souper kam. Emilie, deren Augen von einem ungewöhnlichen Glanz strahlten, schien mit Gewalt das Interesse wieder gewinnen zu wollen, das sie vielleicht bald zu verlieren ahnte und ihre witzige, spielende Unterhaltung wirkte elektrisirend auf die Gesellschaft. Jakobi, der ungewöhnlich munter war, trank ein Glas Wein ums andere, sprach und lachte sehr laut und sah dazwischenhinein Elise mit Blicken an, die unzweideutig seine Gefühle verriethen. Diese Blicke waren nicht die ersten der Art, die von dem scharfen Auge der Oberstin aufgefangen wurden.

„Der junge Mann dort," sagte sie mit einem Blick auf Jakobi leise und bedeutungsvoll zum Landrichter, „der junge Mann dort scheint recht artig zu sein; — er besitzt wirklich ausgezeichnet angenehme Gaben; — ist er nahe verwandt mit Elise?"

„Nein," sagte der Landrichter und sah sie Etwas verwundert an, „aber er ist seit drei Monaten Mitglied unserer Familie."

„So, so, so," sagte die Oberstin absichtsvoll und ernst. „Ich hätte geglaubt .... im Uebrigen —" fügte sie scheinbar nachläßig hinzu — „ist Elise wirklich so freundlich und liebenswürdig, daß es einem, der täglich um sie ist, schwer fallen muß, sie nicht zu lieben."

Der Landrichter fühlte den Schlangenstich, sagte aber mit einem Blick, worin der Funke edlen Unwillens brannte, zu seiner schönen Nachbarin: „Sie haben Recht, Emilie. Ich kenne wirklich keine Frau, die mehr Achtung und Liebe verdient, als sie."

Die Oberstin biß sich in die Lippe und erblaßte; sie würde noch bläßer geworden sein, wenn sie das Gefühl gewußt hätte, das jetzt in der Brust ihres vormaligen Bewunderers gegen sie erwacht war. Der Landrichter hatte ein scharfes Auge für moralische Niedrigkeit, und wo diese sich kundthat, waren keine Geistes- oder Natur-

gaben mächtig genug, sie zu bemänteln. Er begriff Emiliens Absicht und verachtete sie deßhalb, sie wurde in diesem Augenblick häßlich in seinen Augen. Inzwischen war seine Ruhe gestört. Er sah Jakobi an und merkte seine Blicke, seine Gefühle. Er sah auf Elise und bemerkte, daß sie unruhig war, daß sie seinen Augen auswich. Ein fürchterliches, krampfähnliches Gefühl durchzuckte seine Seele. Um seine Empfindungen zu verbergen, wurde er lebhaft. Aber es lag etwas Ernstes, Hartes, Sarkastisches in seinen Worten, was jedoch die Meisten bei der allgemeinen Munterkeit nicht bemerkten. Nie war Assessor Munter so munter, so lustig grob gegen alle Leute gewesen. Die Hofmarschallin und er schrieen wie besessen über einander her. Noch im vollen Streit stand man vom Tische auf und kehrte ins Gesellschaftszimmer zurück.

„Musik! Ums Himmelswillen, Musik!" rief jetzt der Assessor mit verzweifelter Geberde und die Oberstin und Elise eilten ans Fortepiano. Es war sehr wohlthuend nach den schreienden und gellenden Stimmen auf einmal eines von Blanginis melodischsten Notturni zu hören, Töne, die Italiens Himmel eingegeben zu haben schien und die der Seele eine Ahnung von seinen Sommernächten mit ihren Blumenwiesen, ihrer Liebe, ihren Gesängen, allen ihren unaussprechlichen Genüssen einflößen. „Un' eterna constanza in amor" waren die Worte, die mehrmals wiederholt unter den lieblichsten Biegungen den Gesang schlossen. „Un' eterna constanza in amor" wiederholte der Candidat leise und leidenschaftlich, die Hände an sein Herz gedrückt, indem er Elise an ein Fenster folgte, wohin sie ging, um für die Oberstin eine Rose zu brechen, und als Elisens Hand die Rose berührte, berührten Jakobis Lippen ihre Hand.

Emilie sang noch ein Lied, das allgemeines Interesse erregte. Nur der Landrichter stand still und düster da. Worte, die diesen Abend gesprochen worden waren, hatten sein schlummerndes Bewußtsein geweckt und bei dem Blick,

den er jetzt auf Elise und Jakobi warf, war es ihm, als bebte die Erde unter seinen Füßen. Er sah, was am Fenster vorging und schnappte nach Luft. Ein Sturm erhob sich in seiner Brust. Als er seine Augen wegwandte, begegneten sie zwei andern, die mit einem forschenden, durchdringenden Ausdruck auf ihn gerichtet waren. Es waren die des Assessors. Ein solcher Blick wäre in diesem Momente von jedem Andern Gift für ihn gewesen, aber von Jeremias Munter wirkte er anders. Als der Landrichter unmittelbar darauf seinen Freund Etwas auf einen Papierstreifen schreiben sah, ging er zu ihm hin und las über seine Schulter die Worte:

„Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balken in deinem Auge?"

„Geht dieses auf mich?" fragte der Landrichter mit gedämpfter, heftig bewegter Stimme.

„Ja," lautete die Antwort in demselben Tone.

Der Landrichter nahm das Papier und steckte es in seinen Busen.

Er wurde blaß und still und schaute in sich selbst hinab.

Die Gesellschaft brach auf. Der Landrichter hatte versprochen, die Oberstin nach Hause zu begleiten, stand aber jetzt kalt und stumm, wie eine Eissäule neben seiner alten Flamme, die munter mit ein Paar Herrn scherzte, während ihr Bedienter ihr die Pelzschuhe anzog. Die Hofmarschallin und der Assessor haderten bis auf den letzten Augenblick. Während dessen ging Elise zu Jakobi, der Etwas bei Seite stand und sagte mit gedämpfter Stimme zu ihm: „Ich will mit Ihnen sprechen und erwarte Sie, wenn Alles fort ist, im Gesellschaftszimmer." Jakobi verbeugte sich; eine brennende Röthe glühte auf seinen Wangen. Der Landrichter warf einen durchdringenden Blick auf diese Seite hin und strich mit der Hand über sein bleiches Gesicht.

„Ich sehe," schrie Frau Gunille mit gellender Stimme und stoßweise, „ich sehe meine Mitmenschen gerne und es

Bayerische
Staatsbibliothek
München

macht mir Vergnügen, wenn sie mich gerne um sich sehen. Mein Gott, wenn sie nicht immer ganz angenehm sind, so bin ich es ja auch nicht immer. Herzliebster, man muß sich auf der Welt mit einander vertragen können, man muß nicht immer bloß fordern und pochen. Gott bewahre mich davor. Ich muß wohl mit den Menschen und der Welt zufrieden sein, so wie es dem lieben Gott gefallen hat, sie zu erschaffen. Ich kann es nicht dulden, wenn man beständig Alles tadelt, kritisirt, Gesichter schneidet und schreit: Ich will das nicht haben, ich will das nicht haben. Das ist verrückt, das ist unerträglich, das ist langweilig, das ist dumm! Gerade, als ob ich allein erträglich, angenehm und gescheidt wäre. Nein ich habe bessere Mores gelernt. Ich bin gewiß kein Genie, ich besitze weder Gelehrsamkeit noch Talente, wie so viele Menschen in jetziger Zeit haben wollen, aber ich weiß mich zu bescheiden."

Gleichzeitig mit dieser Predigt und bemüht, sie zu übertönen, schrie der Assessor: „Und haben Sie denn das geringste Vergnügen an Ihrem verdammten Gesellschaftsleben? Nein, das haben Sie nicht. Was ist das Gesellschaftsleben anders, als ein Streben mit in der Welt zu sein, um die Welt unerträglich zu finden? man speculirt und arbeitet darauf hin, eingeladen zu werden, man fühlt sich beleidigt und verstimmt, wenn man es nicht wird, und wird man es, klagt man über lange Weile und Beschwerlichkeiten, bis die Klage sich endlich bewahrheitet. So ladet man eine Menge Leute zusammen, die man zum Teufel wünscht, und dieses ganze Streben führt nur dazu, daß man ärmer, mißlauniger, kränklicher wird, mit einem Wort eine durchaus falsche Stellung gegenüber von der Gesellschaft einnimmt .... Nun jetzt in Gottes Namen, Adieu, Adieu! Wenn die Frauenzimmer Abschied nehmen, kommen sie nie zu Ende."

„Es ist kein wahres Wort an Allem, was Sie sagen!" war der letzte, aber unter Lachen ausgesprochene Gruß der Hofmarschallin an den Assessor, als sie, begleitet von

Bayerische Staatsbibliothek München

dem Kandidaten zur Thüre hinausging. Der Landrichter war so eben vorausgegangen. Elise blieb allein und begab sich ins Gesellschaftszimmer.

Auf einmal hörte sie hastige Schritte hinter sich. Sie dachte: „Jakobi!“ wandte sich um und sah — ihren Mann. Aber so hatte sie ihn noch nie erblickt. Auf seinem Gesicht stand eine Spannung und Aufregung zu lesen, die sie erschreckte. Er schlang heftig seinen Arm um sie und heftete seine Augen auf die ihrigen mit einem Blick, der sich bis ins Innerste ihrer Seele hineinbohren zu wollen schien. „Ernst, Ernst, sei ruhig!“ flüsterte Elise, tief erschüttert von seinem Zustand, dessen Ursache sie ahnte. Der Landrichter ergriff ihre Hand und legte sie an seine Stirne. Kalter Schweiß stand auf derselben. Im nächsten Augenblick war er fort.

Wir gehen jetzt zum Kandidaten.

Wein, Liebe und gespannte Erwartung hatten die Phantasie des jungen Mannes dermaßen aufgeregt, daß er kaum wußte, was er that, ob er ging oder flog und mehr als einmal nahe dran war, die Hofmarschallin, welche er die Treppe hinabbegleitete, umzuwerfen, so daß diese zwar gütig, aber mit einiger Verwunderung sagte: Gott steh' mir bei! Herzliebster, ich begreife nicht, wie ich oder wie Sie heute Abend gehen. Sehen Sie! das ist wieder ganz toll! . . . Nein ich danke, meine Nase will ich behalten, so schief sie auch sitzt. Ich glaube, ich gehe sicherer allein; lieber halte ich mich an . . . .“

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung,“ rief der Kandidat, indem er Frau Gunillas Arm fest in den seinen drückte. „Alles ist mein Fehler. Aber jetzt soll es sicher und prächtig vorangehen. Ich war so eben etwas schwindlich.“

„Schwindlich? Herzliebster, davor soll man sein Herz und seinen Kopf behüten, davor soll man sich in Acht nehmen; sonst kann es noch schiefer gehen, als es — — jetzt wieder mit uns geht. He, he, he. Aber höre Er einmal, mein Freund,“ setzte Frau Gunille

plötzlich ernsthaft hinzu — ich will Ihn Etwas lehren und das ist . . ."

„Verzeihen Sie, Gnädigste," unterbrach sie der Kandidat, „aber ich glaube — — es ist mir nicht ganz wohl — — ich . . . sehen Sie, sehen Sie, jetzt sind wir an Ihrer Thüre. Verzeihen Sie mir!" Und der Kandidat stürzte wieder die Treppen hinauf.

Im Vorsaal zur Frankschen Wohnung schöpfte er Athem. Der Gedanke an die geheimnißvolle Zusammenkunft mit Elise erfüllte seine Seele zugleich mit Freude und Unruhe. Er konnte Nichts klar denken und ging mit hochklopfendem Herzen in das Zimmer, wo Elise ihn erwartete.

Als er ihre weiße, schöne Gestalt in dem magischen Lampenschein erblickte, wurde seine Seele berauscht und er war im Begriff, sich ihr zu Füßen zu werfen, aber Elise zog sich schnell und würdevoll einige Schritte zurück, indem sie mit zitternder, jedoch ernster Stimme sagte:

„Jakobi, hören Sie mich."

„Sie hören!" rief er leidenschaftlich, „o daß ich ewig Ihnen lauschen könnte, o daß ich . . ."

„Stille!" unterbrach ihn Elise mit einer bei ihr ungewöhnlichen Strenge. „Kein Wort dieser Art mehr, oder unser Gespräch ist zu Ende und wir sind auf immer geschieden."

„Mein Gott," rief Jakobi, „was habe . . ."

„Ich bitte Sie, hören Sie mich," fuhr Elise fort. „Jakobi, sagen Sie mir, habe ich Ihnen eine Veranlassung gegeben, mich gering zu schätzen?"

Jakobi stutzte. „Welche Frage?" sagte er stammelnd und erbleichend.

„Und gleichwohl," fuhr Elise aufgeregt fort, „muß ich sie an Sie richten. Ihr Benehmen heute Abend nöthigt mich dazu. Können Sie glauben, Jakobi, daß ich, eine verheirathete Frau, die Mutter mehrerer Kinder die Gefühle billigen könnte, die sie heute Abend so unbesonnen geäußert haben? Können Sie glauben, daß ich dabei

etwas Anderes, als den tiefsten Unmuth und Schmerz empfinden mußte? Ja, so ist es, Jakobi; ich fürchte, Sie sind in eine schreckliche Verirrung gerathen — und wenn ich selbst durch irgend eine Unvorsichtigkeit in meinem Benehmen dazu beigetragen habe, so — möge Gott mir verzeihen! Sie haben mich dafür bestraft, Jakobi, Sie haben mich für die Neigung gestraft, die ich für Sie empfand und an den Tag legte — und wenn ich jetzt ein Verhältniß aufhebe, von dem ich einen erfreuenden Einfluß auf mein Leben hoffte, so ist es Ihre eigene Schuld. Noch ein einziger Blick oder eine Aeußerung, wie an diesem Abend, und ich muß Sie aus meinem Hause entfernen."

Die Röthe der Schaam und des Unmuthes flammte auf Jakobis Wangen auf. „Wahrhaftig, wahrhaftig," sagte er, „eine solche Strenge habe ich nicht verdient."

„Ach prüfen Sie sich selbst, Jakobi, und Sie werden selbst noch strenger, als ich, urtheilen. Sie sagen, Sie lieben mich, Jakobi, und Sie scheuen sich nicht, leichtsinnig die Ruhe und das Glück meines Lebens zu stören. Vielleicht sind bereits giftige Zungen gegen mich geschäftig. Ich habe heute Abend Blicke auf mich und auf Sie gerichtet gesehen, die nicht mild waren und in meines Mannes Seele sind Gefühle, Gedanken erweckt worden, die nie, nie darin hätten erwachen sollen. Sie haben den Frieden eines Hauses gestört, wo Sie mit Freundschaft und Vertrauen aufgenommen wurden. Aber ich weiß," fuhr Elise sanfter fort, „Sie haben nichts Böses gewollt. Keine schlechte Absicht hat Ihr Benehmen geleitet, nur Leichtsinn hat Sie verführt, das heiligste Verhältniß auf Erden leichtsinnig zu behandeln. Sie haben an Ihr Leben, an Ihre Pflichten und Ihre Stellung in dieser Familie noch nicht ernstlich gedacht."

Jakobi lehnte den Kopf in seine Hand; eine tiefe Erschütterung ging durch seine Seele.

„Und Ernst," fuhr Elise mit Wärme und großer Innigkeit fort — „Ernst! Wie das den Mann kleidet

und seiner würdig ist! Jakobi! Retter meines Kindes! Mein junger Freund! Ich hätte nicht so mit Ihnen sprechen können, wenn ich nicht an Ihr besseres, an Ihr edleres Selbst glaubte, wenn ich nicht hoffte, in Ihnen einen Freund zu gewinnen, einen Freund auf das ganze Leben für mich und meinen Ernst. O Jakobi, hören Sie meine Bitte. Sie sind mit Menschen in Verbindung getreten, die von ganzem Herzen Ihre Freunde sein wollen. Machen Sie, daß wir Sie lieben, daß wir Sie hochachten dürfen und verwandeln Sie das herzliche Wohlwollen, das wir Beide für Sie empfinden, nicht in Kummer. Geben Sie das thörichte Gefühl, das Sie einen Augenblick für mich zu hegen glaubten, auf; bekämpfen, verbannen Sie es; betrachten Sie mich als eine Schwester, als eine Mutter. Ja — setzte Elise halb stutzend über dieses Wort, aber ahnungsvoll hinzu — vielleicht können Sie mich einst noch Mutter nennen. Und wollen Sie mir Liebe und Treue widmen, wie Sie gesagt haben, so nehme ich Sie an, Jakobi, für meinen Sohn. O Jakobi, wünschen Sie meine Segnungen, meine ewige Dankbarkeit zu verdienen, so werden Sie ein zuverläßiger Freund, ein guter Lehrer meinem Sohne, meinem Heinrich. Ihre Gaben als Lehrer der Jugend sind nicht gewöhnlicher Art; Ihr Herz ist gut, Ihr Verstand durch die edelste Bildung gekräftigt; der Weg steht Ihnen offen zu Allem, was den Menschen achtungswerth und liebenswürdig macht — o wenden Sie sich nicht davon ab, Jakobi — wenden Sie sich mit Ernst dahin . . . ."

„Sprechen Sie nichts mehr," rief Jakobi. „O ich sehe Alles ein. Verzeihen Sie mir, engelgleiche Elise! Ich will Alles, Alles thun, nm Ihrer Achtung, Ihrer Freundschaft würdig zu werden. Sie haben mein Herz durchdrungen, Sie haben es verwandelt; — ich will ein besserer Mensch werden. Aber sagen Sie, daß Sie mir verzeihen, daß Sie noch meine Freundin werden können und werden wollen."

Jakobi hatte sich in seiner heftigen Aufregung auf

die Kniee geworfen; auch Elise war tief bewegt. Thränen flossen aus ihren Augen, als sie ihm die Hand reichte und sich zu ihm niederbeugend aus der Tiefe des Herzens die Worte sagte: „Ihre Freundin, Ihre Freundin für immer."

Still mit verklärten Gesichtern erhoben sich jetzt Beide, aber ein unwillkürlicher Schauder durchzuckte sie, als sie den Landrichter im Zimmer sahen. Sein Gesicht war bleich und streng.

Jakobi stand auf und trat ihm entschlossen entgegen. „Herr Landrichter," sagte er mit fester, aber demüthiger Stimme, „Sie sehen hier ein .... einen ...."

„Still Jakobi," unterbrach ihn Elise schnell, „wegen Ihres Fußfalles brauchen Sie nicht zu erröthen und es bedarf hier keiner Erklärung. Nicht wahr, Ernst," fuhr sie mit der ganzen Freimüthigkeit der Unschuld fort, „du verlangst keine Erklärung? Du glaubst mir, wenn ich dir sage, daß Jakobi jetzt mehr als je deine Freundschaft verdient? Zwischen uns Drei ist nunmehr ein Bund geschlossen, von dem ich hoffe, daß Nichts mehr ihn stören, daß keine giftige Zunge ihn berühren wird. Du glaubst mir, Ernst.

Der Landrichter reichte ihr seine Hand und sagte bloß: „Ja ... würde ich es nicht so ...." dabei machte er eine entsetzliche Geberde. Jetzt schwieg er eine Weile, den Blick unverwandt auf seine Frau gerichtet und sagte dann ruhiger: „Ich habe mit dir zu sprechen. Gute Nacht, Herr Jakobi."

Jakobi verbeugte sich, ging einige Schritte, kam aber dann zurück. „Herr Landrichter," sagte er mit einer Stimme, die von aufgeregten Gefühlen zeugte, „geben Sie mir Ihre Hand, ich will Ihre Freundschaft verdienen." Der ausgestreckten Hand begegnete ein fester kräftiger Handschlag und Jakobi entfernte sich schnell.

„Elise, komm," sagte der Landrichter heftig, führte seine Frau an den Sopha und bat, indem er sie gleichsam in seine Arme flocht: „Sprich mit mir. Sage,

hat Etwas in meiner Aufführung in der letzten Zeit dein Herz von mir abgewendet?"

Elise schwieg, indem sie den Kopf gegen ihres Mannes Brust neigte. „Ach Ernst," sagte sie endlich mit einem schmerzlichen Seufzer, „ich bin mit mir auch nicht zufrieden gewesen. Aber o! — —" fuhr sie lebhafter fort, „wenn ich mich so an dich lehne, wenn ich dein Herz schlagen höre, und fühle und weiß, wie es darin aussieht, dann Ernst, fühle ich, wie ich dich liebe, wie ich an dich glaube. Dann werfe ich mir vor, daß ich so schwach, so undankbar, so empfindlich gewesen bin, dann . . . o Ernst, habe mich lieb. Sieh mich immer so an, wie jetzt! Dann wird mir das Leben klar, dann bekomme ich Kraft, Alles zu überwinden, ja selbst meine eigene Schwachheit. Dann fühle ich, daß bloß eine Wolke, ein Dunstbild, aber keine Wirklichkeit zwischen uns getreten ist. Und jetzt, jetzt ist es ja vorüber. Jetzt könnte ich dir die geheimsten Winkel meines Herzens eröffnen, dir meine ganze Schwachheit sagen . . ."

„Schweige doch, schweige jetzt davon," sagte der Landrichter, indem er mit einem klaren liebevollen Blick die Hand auf Elisens Mund legte. „Ich habe mehr Fehler gemacht als du, aber ich bin erwacht. Weine nicht, Elise. Laß mich deine Thränen wegküssen. Fühlst du nicht, wie ich, daß Alles noch gut werden kann? Glauben wir nicht an den ewig Guten und glauben wir nicht an einander? Laß uns verzeihen, vergessen und Frieden in einander haben. Einst, wenn die Verirrung dieser Zeit aus unsrem Gedächtniß beinahe verschwunden sein wird, werden wir uns wundern, wie sie zwischen uns treten konnte. Jetzt ist es ja klar zwischen uns, jetzt sehen wir ja beide unsern Weg. Unsere Fehler werden uns zur Warnung dienen. Warum leben wir in der Welt, als um besser zu werden? Sieh mich an Elise. Bist du mir gut? Kannst du Frieden mit mir haben?"

„Ja ich kann und habe ihn. Es ist kein Staubkörnchen mehr zwischen uns.“

„So sind wir also eins! Laß uns denn in Gottes Namen so durch das Leben gehen! Was er vereinigt hat, werden weder Menschen, noch Zufälle, wird Nichts in der Welt trennen.“

Die Nacht kam, aber in der Gatten Brust war Licht aufgegangen.

Die Furche der Uneinigkeit trägt gewöhnlich Dornen und Disteln, aber sie kann auch Saaten für die Scheunen des Himmels tragen.

Jakobi.

Als Jakobi auf sein Zimmer kam, traf er auf seinem Nachttischchen einen Brief. Er erkannte die Handschrift des Landrichters und öffnete ihn schnell. Ein Bankzettel von ziemlich bedeutendem Werth fiel heraus und das Schreiben selbst lautete also:

„Sie sind bei einigen Leuten in der Stadt in Schulden gerathen, Jakobi, bei Leuten, von denen ich um Ihrer selbst willen wünschte, daß Sie so wenig als möglich mit ihnen zu thun hätten. Inliegend finden Sie die Mittel, gerechte Forderungen zu befriedigen. Empfangen Sie dieß von einem väterlichen Freund, der von Herzen wünscht, daß Sie ihn wirklich als solchen betrachten und mit Freude diese Gelegenheit ergreift, dem Freund und Lehrer seiner Kinder seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Gegen den Retter meines Kindes werde ich doch ewig in Schuld stehen, aber, Jakobi, wenn Sie Etwas wünschen, wenn Sie Etwas bedürfen, so wenden Sie sich an keinen Andern, als an

Ihren Freund

E. Frank.“

„Er! Auch Er!“ rief Jakobi nach Durchlesung dieser Zeilen tief erschüttert aus. „O die guten, edlen, vortrefflichen Menschen! ... und ich!? Aber ich werde, ich will ihrer würdig werden! Von heute an bin ich ein neuer Mensch!“

Er drückte den Brief an seine Brust und sah mit stillen, aber feurigen Gelübden zum sternenhellen Himmel hinauf.

Die Zeit geht hin.

Das Leben hat seine Augenblicke der Kraft und Blüthe, klare Augenblicke der Begeisterung, wo der menschliche Künstler, der Bildner des irdischen Lebens, das höchste Schöne, das Göttliche erfaßt und ausspricht. Wäre im Erdenleben Alles damit abgethan, wäre das Opfer vollbracht, das Werk vollendet, der Sieg gewonnen in einem solchen Augenblick, dann wäre das Leben nicht schwer. Aber das Schwere ist, in einer langen Reihe von Jahren, während die Stürme kommen und gehen, während der Staubregen der Minuten schweigend und eintonig fällt und fällt, während des einförmigen Wechsels einförmiger Tage und Nächte, die reine Flamme, welche die Begeisterung geweckt, beim Leben zu erhalten. Dazu bedarf es Kraft von oben, wiederholtes Trinken aus der Quelle der Begeisterung, für die Großen wie für die Kleinen, für alle Arbeiter auf Erden. Es war Ernsts und Elisens Glück, daß sie dieses wußten und zu benützen wußten. Deßhalb gelang es ihnen, immer besser ihre natürlichen Fehler zu überwinden, deßhalb näherten sie sich einander immer mehr durch jene kleinen Schritte, die so unmerklich und doch so lieblich und stark Herz und Leben der Menschen zusammenflechten und sich zusammenfassen lassen unter die Rubrik, Aufmerksamkeit für die

Neigungen, Interesse für die Interessen von einander.

Durch diese neugewordene Innigkeit, diese gestärkte reine Liebe erhielt Elise eine so sichere und so edle Haltung in ihrem Verhältniß zu Jakobi. Keine Schwäche besiegte ihr Herz, auch als sie Leiden auf seinem jungen Gesichte gemalt sah, sie blieb fest, auch als sie hörte, daß seine Gesundheit litt und bat bloß ihren Mann, einen frühern Termin für seine und Heinrichs Abreise festzusetzen. Dieß war auch des Landrichters Wunsch. Wie ein guter Engel, zugleich stark und mild, stand er in diesem Augenblick ihr zur Seite — kein Wunder, wenn Elise an seiner Hand siegend vorwärts schritt. Kein Wunder, wenn bei dieser festen Haltung des Landrichters, beim Anblick des schönen Verhältnisses zwischen den Gatten, der zischende Tadel, der sich bereits auf ihre Kosten zu erheben begonnen hatte, bald in sein Nichts zerfiel und erlosch, wie eine Flamme, die aus Mangel an Nahrung stirbt.

Von des Landrichters für Elise so fürchterlicher alten Flamme haben wir zu berichten, daß sie sich durch die zunehmende Frostigkeit in dem Benehmen ihres früheren Anbeters dermassen verletzt und abgekühlt fühlte, daß sie schnell die Stadt verließ und jeden Gedanken an eine Niederlassung daselbst aufgab. „Es sei zu einförmig, zu wenig Interesse," sagte sie gähnend zu dem Landrichter, der ihr sehr rieth, nach Frankreich oder Italien zurückzukehren. „Es ist nun einmal," fügte sie hinzu, „in unsrem guten Norden so, daß wir das, was unsrem Leben Interesse und Genuß verleihen kann, hauptsächlich aus eigenen Vorräthen, aus dem eigenen Haus, aus der eigenen Brust schöpfen müssen."

„Sie ist doch sehr schön und sehr interessant!" sagte Elise mit freundlichem Gefühl für die Oberstin, als sie abgereist war. Der Landrichter erwiederte nie ein Wort darauf. Er sprach nie von seiner früheren Geliebten.

Die Tage gingen dahin, Der Landrichter hatte

alle Hände voll zu thun. Elise beschäftigte sich viel mit ihren kleinen Mädchen, der Kandidat viel mit Heinrich und eigenen Studien.

Die Kinder wuchsen wie die Spargeln im Juni und der Vater erfreute sich ihrer. „Louischen wird uns noch Allen über den Kopf wachsen," prophezeite er oft und wenn Eva Malborough s'en va-t-en guerre klimperte, so schien sein musikalischer Sinn zu erwachen und er sagte: „Wie viel Gefühl sie schon in ihrer Musik hat! Nicht wahr, Elise?" Die Abende, wo alle Mitglieder der Familie sich versammelten, nahmen immer mehr einen lichten und für Alle behaglichen Character an. Oft spielte und tanzte man mit den Kindern.

Die Kinder! Welche Welt von Lust und Unlust führen sie nicht mit sich im Hause! Wahrhaftig nicht Alles ist rosenroth an ihnen, wie ihre Wangen. Elise erfuhr es bei ihren Kleinen, die oft Nichts weniger, als vollkommen brav waren. „Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß sie dir thun sollen. Man muß sich auch besinnen, ehe man Etwas thut! Geduld ist ein gutes Gewürz! Du wirst dieß bei Vater oder bei der Mutter nie sehen. Sieh auf mich! Mache es wie ich!" Diese stehende gängundgäbe Redensarten, die sich seit der Zeit da „Adam pflügte, Eva spann," bis auf unsre Tage ohne sich abzunützen durch die Welt gezogen haben und bis ans Ende der Welt fortwährend aufgefrischt sich hinziehen werden, so wie die Versicherungen gegen die Kinder, wenn sie gestraft werden, oder ihre Lection noch einmal lesen lernen müssen: „Es dient zu deinem eigenen Besten; du wirst es mir einmal danken;" woran die Kinder selten oder nie glauben, diese weltbürgerliche patriarchalische Hausmannskost, die in dieser wie in allen andern ehrenwerthen Familien ausgetheilt wurde, wollte nicht immer ihre Wirkung thun. Vielleicht beunruhigte sich Elise manchmal gar zu sehr über das häufige Wiederkehren derselben Fehler bei ihren Kindern, vielleicht legte sie zu wenig Gewicht auf der wahren Elternliebe unsichtbare,

aber sonnegleiche und mächtige Einwirkung auf die kleinen Menschenpflanzen. Gewiß ist, daß sie oft ihretwegen bekümmert war, und die Entwicklung und Zukunft ihrer Töchter erweckte manche Unruhe und manche Qual in ihrer Seele.

Eines Tags, als solche Gedanken sie mehr als gewöhnlich beschäftigt hatten, fühlte sie das Bedürfniß, sich einer klugen und in diesem Punkte erfahrenen Freundin mitzutheilen.

„Ernst," sagte sie, als der Landrichter sich gleich nach dem Mittagessen zum Ausgehen anschickte, „ich gehe einen Augenblick zu Eveline hinab, werde aber wieder da sein, wenn du zurückkommst."

„Genire dich gar nicht, liebe Elise; bleib, so lang du willst, ich werde dich schon aufsuchen. Gib mir jetzt deinen Arm, so gehen wir zusammen hinab und ich sehe dann auch, wo ich dich abzuholen habe."

Ein kleines Erziehungs- und Kaffee-Comite.

Als Elise zu Eveline hineintrat, sprang Pyrrhus bellend und wedelnd ihr entgegen. Frau Gunille war da und sie und die Wirthin wetteiferten, ihre Freundin zu bewillkommnen.

„Nun Herzliebste! das ist einmal schön," rief Frau Gunille, indem sie ihre Freundin sogleich umarmte. „Wie befindet sich denn unser liebes Frauchen? Etwas bleich, Etwas herabgestimmt, glaube ich? Ich will Ihr im Vertrauen erzählen, daß ich weiß, daß wir recht bald einen vortrefflichen Kaffee bekommen und der wird das liebe Elischen schon wieder munter machen."

Eveline nahm Elisens Hand und sah sie innig und theilnehmend mit ihren ruhigen klugen Augen an. Pyrrhus stieß sie mit der Nase ein wenig an den Fuß, um

bemerkt zu werden und setzte sich dann knurrend vor sie auf die Hinterfüße, um gleichfalls seine Theilnahme zu beweisen. Elise lachte und Frau Gunille und sie liebkosten das Thier um die Wette.

Auf Evelinens Blick, worin ein so freundliches: „wie geht es?“ lag, antwortete Elise:

„Ach laß mich hier sitzen und mit euch plaudern, dann wird Alles gut. Hier ist es immer so ruhig und behaglich. Ich weiß nicht, wie du es machst, Eveline, aber ich meine, die Luft in deinem Zimmer sei klarer als anderswo; so oft ich zu dir komme, ist es mir, als trete ich in einen kleinen Tempel des Friedens.“

„Ja, so geht es mir auch,“ sagte Gunille herzlich.

Eveline lächelte dankbar. „Ja Gott sei Dank, hier wohnt Friede,“ sagte sie und Thränen traten ihr in die Augen.

„Und bei dem lieben Frauchen rührt wohl die Jugend etwas Staub auf, sowohl im Zimmer, als im Gemüthe, nicht wahr?“ sagte Frau Gunille schlau scherzend. „Nun, nun,“ fügte sie tröstend hinzu, „Alles hat seine Zeit und aller Staub legt sich wohl auch zu seiner Zeit, nur Geduld!“

„Ach ja, lehren Sie mich das, beste Tante,“ sagte Elise, „ich komme auch in der Hoffnung, etwas Weisheit zu lernen. Ich bedarf dessen so wohl. Aber wo sind deine Töchter heute, Eveline?“

„Sie sind bei einer Freundin zu einem kleinen Feste, auf das sie sich lange gefreut haben. Ich erwarte, durch ihre Erzählungen auch einen guten Antheil daran zu erhalten.“

„Ach Eveline, lehre mich, wie ich meine Töchter auch so artig, so gut und so glücklich machen kann, wie deine Laura und Karina sind. Ich gestehe, daß der Gedanke an die Bildung meiner Töchter mir oft Kummer macht. Und heute, gerade heute lag er mir schwerer auf dem Gemüthe, als sonst. Ich zweifle an meiner

Fähigkeit, meinen Einsichten in die Kunst, sie recht zu entwickeln und zu bilden."

„Ach Bildung, Bildung," sagte Frau Gunille verdrießlich. „Man schreit jetzt nach Nichts, als Bildung und hört kein andres Wort mehr, als Bildung. In meiner Jugend schwazte und schrie man nie so viel von Bildung, und Gott sei Dank, man wurde doch auch ein Mensch. Ich gestehe ehrlich, als man dieses Geschwätz von der Bildung zuerst anfing, da glaubte ich, dieß müsse etwas ganz Absonderliches sein. Ja das glaubte ich. Aber jetzt fange ich an, ganz gewöhnt daran zu werden, denn seit der tiers état so aufkommt, und solches Wesen von sich macht und sich mit seiner Bildung für etwas ganz Apartes hält, so hat die ganze Welt angefangen zu rufen: „Bildet, bildet!" Ja man schreit sogar, man solle die Dienstmädchen bilden! Ich bitte zu Gott, daß er mich die Zeit nicht erleben läßt, wo die Mägde gebildet sind. Denn dann werde ich hingehen und ihnen aufwarten müssen, statt daß sie jetzt mir aufwarten. Ja, ja, es geht mit großen Schritten darauf los, das sage ich euch. Schon lesen sie Frithjof und Axel und ehe man daran denkt, wird man sie vom Weib und vom Mann und vom Mann und vom Weib schwatzen hören und sehen, daß sie sich für Reben, die ohne Stütze verwelken, für Opfer und was dergleichen rührende Dinge mehr sind, halten und dadurch ganz unfähig werden, einen Stubenboden auszukehren oder eine Pfanne blank zu scheuern. Ja, da wird es schön zugehen auf der Welt mit all dieser Bildung. Es ist eine Raserei, eine Narrheit mit dieser Bildung. Es ist abominabel, es ist nicht an den Himmel zu malen." Je länger Frau Gunille über dieses Thema sprach, um so mehr ereiferte sie sich.

Elise und Eveline lachten herzlich und erklärten, als Angehörige des tiers état müssen sie die Bildung, ja selbst die Bildung der Mägde in Schutz nehmen.

„Ach," sagte die Hofmarschallin ungeduldig, „ihr macht jetzt Alles so künstlich und verwickelt mit euren

Bildungen und propft die Köpfe der Kinder mit so vielen Sachen voll, daß sie ihrer Lebtage nicht klug daraus werden. In meiner Jugend lernte man die Sprache — wie das Französische genannt wurde — hinreichend, um eine Devise erklären zu können, zeichnen so viel, um auf eigene Faust ein Muster zu Stande zu bringen und Musik so, daß man im Nothfall einen Contretanz aufführen konnte. Man lernte damals nicht, wie jetzt, über alle Dinge in der Welt plappern, aber denken lernte man und wenn man dann auch nicht so viele Künste und Herrlichkeiten verstand, so verstand man doch die Kunst das Seinige zu thun und die Welt im Frieden zu lassen.

„Aber meine Gnädigste,“ sagte Eveline, „die Bildung in der wahren Bedeutung des Worts, so wie man sie gegenwärtig will, geht ja gerade darauf los, uns klarer über die Welt und über uns selbst denken zu lehren, so daß wir unsern Beruf besser begreifen, die Bestimmung der Andern besser würdigen lernen und jedes für seinen Theil tüchtig und gut wird.“

„Ja, ja,“ sagte Frau Gunille, „das kann Alles recht gut sein, aber... aber...“ Jetzt kam der Kaffee herein, nebst Bretzeln und Pfefferkuchen und machte eine bedeutende Diversion in der Unterhaltung, die einen immer munteren Character annahm. Frau Gunille gab Elise mit scherzhaftem Ernst allerhand gute Räthe in Betreff der Erziehung ihrer Kinder. Besonders rühmte sie einen gewissen alten Orbis pictus, den sie selbst als Kind studirt hatte, der mit den Worten anfing: „Komm her, mein Sohn, ich will dich Weisheit lehren, und worin man sich mit eigenen Augen überzeugen konnte, wie die Seele gebildet war und aussah. Sie sah nemlich aus, wie ein Pfannenkuchen, rund und flach, auf einem Tische ausgebreitet und alle fünf Sinne gehörig numerirt. Frau Gunille versicherte Elise, die Betrachtung dieses Bildes würde gewiß bedeutend dazu beitragen, die Begriffe ihrer Kinder von der menschlichen Seele zu entwickeln und zu

bilden. Ferner schlug sie ihr vor, für ihre Kleinen dieselbe Erziehungsmethode anzunehmen, die mit ausgezeichnet glücklichem Erfolg bei ihrem seligen Vater und seinem Bruder angewandt worden sei, als sie noch in die Schule gingen. Sie bestand darin, daß man die Knaben jeden Samstag mit einem feinen Kamm kämmte, ihnen eine Prügelsuppe und ein Loth englisches Salz gab, um auf solche Weise den Bösen aus ihnen hinauszutreiben. Ferner hatte man an diesem Tage zum Mittagessen Bier und Brod, nebst einer Klöße darin, die Grammatika genannt wurde und an der sich die Knaben für die gelehrten Geschäfte der kommenden Woche stärken mußten."

Während der Heiterkeit, die diese Anekdote hervorrief, kam der Landrichter herein, vergnügt über die muntere Stimmung der Gesellschaft, vergnügt über seine Frau, neben die er sich setzte, und ganz begierig auf ein gemüthliches Plauderstündchen mit den Damen. Frau Gunille tischte ihm sogleich die Seele im Orbis pictus auf und Elise bat sie, die Erzählung von der Reinigung der Knaben zu wiederholen. Der Landrichter lachte herzlich über Beides und erhielt sodann das Gespräch auf dem steinigen, bestrittenen Feld der Erziehung. Man kam darin überein, daß die Regeln und Methoden allein nicht im Stande seien, es fruchtbar zu machen.

Eveline legte großes Gewicht auf die eigene Bildung der Erzieher. „In demselben Maße," sagte sie, „als man Güte, Weisheit und Tüchtigkeit bei sich selbst entwickelt, gelingt es auch, die Kinder dazu zu bilden."

Sämmtliche Mitglieder des kleinen Comites ohne Ausnahme stimmten lebhaft bei und Elise fühlte sich ganz erquickt, ganz gestärkt durch diese Worte, die ihr deutlich den Weg zu ihrem großen Ziele zeigten. Sie lenkte jetzt plötzlich das Gespräch auf Evelinens eigenes Leben und ihre Bildungsgeschichte. Man wußte, daß sie einen nicht so gewöhnlichen und ganz selbstständigen Weg durch die Welt gemacht hatte und Elise wünschte jetzt zu hören, wie sie zu dieser Klarheit, zu dieser gesunden

Ruhe gekommen sei, die ihr ganzes Wesen auszeichnete. Eveline erröthete und wollte das Gespräch von sich abwenden, als von einem Gegenstand, von dem sie am Allerwenigsten sprach, vermuthlich weil sie mit sich selbst in Harmonie war; als aber der Landrichter mit seiner ernsten Herzlichkeit die Bitte seiner Frau und der Hofmarschallin um einige Mittheilungen aus ihrer Lebensgeschichte unterstützte, so willigte sie freundlich ein, bemerkte nur, daß sie sehr wenig Merkwürdiges habe, und nachdem sie sich einen Augenblick besonnen, begann sie, indem sie ihre Rede hauptsächlich an Elise richtete, unter fleißigen Einstreuungen von Frau Gunillens Seite die Erzählung, die wir hier aufzeichnen unter dem Namen

Geschichte Evelinens.

Hast du je einmal bei einer schönen Musik ein tiefes Bedürfniß, eine unbeschreibliche Sehnsucht empfunden, in deinem eigenen Leben eine Harmonie zu erfahren, gleich der, die du in den Tönen vernimmst, so hast du begriffen, worin meiner Seele Leiden und ihre Erlösung bestand. Ich war noch ein kleines Kind, als ich zum erstenmal von dieser Sehnsucht ergriffen ward, ohne sie zu verstehen. Man gab ein kleines Concert in meiner Eltern Hause. Harfe, Fortepiano, Waldhorn, Klarinett wurden von vier ausgezeichneten Künstlern gespielt. Wenn an einer Stelle in der Symphonie die Instrumente sich in einer unbeschreiblich lieblichen und heitern Melodie vereinigten, da wurde meine Kindesseele von einem wunderlichen, heftigen Entzücken und einer gleich heftigen Wehmuth erfaßt; ich meinte den Himmel zu verstehen und — brach in Thränen aus. Ach die Bedeutung dieser Thränen lernte ich seitdem gut kennen, manche solche und noch weit schmerzvollere Sehnsuchtsthränen sind auf das trübe Gewebe meines Lebens gefallen.

Mit was soll ich das Gemälde meines Jugendlebens vergleichen? Das, wodurch es sich gleich vielen andern Familiengemälden auszeichnet, ist das Unklare, Unbestimmte, mit einem Wort das Verwischte, das darin vorwaltet. Solche Gemälde gleichen einem trüben Herbsthimmel mit seinen grauen, formlosen, in einander fließenden Wolken; sie sind voll von jenen Zügen ohne Sicherheit, jenen Conturen ohne Bedeutung und Wahrheit, jenen Schatten ohne Haltung, jenen Lichtern ohne Klarheit, welche die Arbeit des Pfuschers so wesentlich vom Werke des wahren Meisters unterscheiden.

Meine Familie gehörte zur Mittelklasse; wir waren sehr wohl damit zufrieden, dieser edeln Klasse anzugehören und da wir von unsern Renten lebten und keinem Stande im Staat zugetheilt waren, nannten wir uns mit scherzhafter Selbstgenügsamkeit Standespersonen. Wir hatten ein gewisse vornehme Gleichgültigkeit gegen die haute volée in der bürgerlichen Gesellschaft und beurkundeten dieselbe mit Worten, zuweilen auch mit Handlungen, im Stillen aber fühlten wir uns durch Alles, was uns aus dieser Region zukam, höchlich verletzt oder geschmeichelt, und manchmal entstand in der Familie ein unbestimmtes Gerede vom Adel auf den Grund wichtiger Dienste hin, die unser Vater im Ritterhause dem Vaterlande würde leisten können, und in den Herzen der jungen Damen regte sich ein gewaltiges Verlangen, gnädige Fräulein genannt zu werden. Weiter, als zu dieser Regung, kam es jedoch nie.

Den Töchtern im Hause wurde die Lehre beigebracht, alle Pracht und Lust dieser Welt sei eitel und Nichts sei wichtig oder erstrebungswerth, als Tugend und Seelenadel. Gleichwohl fügte es sich, daß ihre lebhaftesten Interessen und Bestrebungen, die wärmsten Wünsche ihrer Herzen auf Reichthum, Rang und Weltglück aller Arten gerichtet waren. Man lehrte sie in Allem nur Gottes Willen zu folgen, aber gleichwohl ließen sie sich durch Menschenfurcht leiten. Man lehrte sie, Schönheit

sei eine Null und ohne Werth und dennoch mußten sie oft auch im väterlichen Hause schmerzlich fühlen, daß sie nicht schön waren. Man ließ ihnen in allerhand Sachen Unterricht ertheilen, aber da sie um Alles in der Welt keine gelehrten Frauenzimmer werden sollten und deßhalb Nichts gründlich lernten, so fügte es sich, daß sie in vielen Sachen die Ansprüche der Gelehrsamkeit hatten, ohne Etwas von ihrem Kern zu besitzen mit seiner nährenden Kraft und seinem reinen, achtunggebietenden Ernste. Vor Allem lernten sie, und dieß mit zunehmenden Jahren immer mehr, die Ehe als das einzige Ziel ihres Daseins zu betrachten und in Folge davon (zwar nicht durch deutliche Worte, sondern durch einen heimlichen unbeschreiblichen Einfluß) die Gunst der Männer für das höchste Glück anzusehen, jedoch zu läugnen, daß es sich so verhielt.

Wir waren drei Schwestern. Als Kinder wurden wir sehr dazu angehalten, einander recht lieb zu haben, aber in Folge von Begünstigungen bei unsern Erziehern, in Folge von Lob und Tadel, Belohnungen und Strafen, die unsern allzu unbedeutenden Sachen zu großes Gewicht gaben, entstand bald Neid und Bitterkeit zwischen uns. Meine ältere Schwester und ich standen im Geruch, einander sehr lieb zu haben und nicht ohne einander leben zu können; man citirte uns als Beispiel von Geschwisterliebe und in Folge dieses beständigen Hörensagens glaubten wir, es verhalte sich wirklich so. Wir wurden mit den Wagenpferden des Hauses verglichen und übten uns beinahe von selbst ein, jeden Tag nach Tisch uns auf den Sopha, neben unsern guten Vater, zu setzen, der uns dann vergnügt liebkoste und seine Wagenpferde nannte. In der That aber zogen wir durchaus nicht gleich. Die Schwester war von der Natur reicher begabt, als ich, und wußte sich bei den Leuten viel mehr in Gunst zu setzen. Kein Menschenkind habe ich so beneidet, wie sie, bis ich in spätern Zeiten und unter veränderten Verhältnissen sie aufrichtig lieben und mich ihrer Vorzüge freuen lernte.

Wir waren nicht sehr reich und warfen einen philosophisch mitleidigen Blick auf diejenigen, die, reicher als wir, prächtiger lebten, in glänzenderen Equipagen fuhren, sich eleganter kleideten. „Solche Narrheiten! Solche jämmerliche Eitelkeiten!“ sagten wir. Die armen Menschen, die nichts Besseres verstehen!“ Wir ahnten nicht, daß unsre Philosophie nahe verwandt war mit der des Fuchses, dem die Trauben zu hoch hingen.

Wenn wir in dieser Art auf die Vorzüge der Mächtigeren herabsahen, so verschmähten wir noch weit mehr die Vergnügungen des großen Haufens. Wir wollten immer uns selbst so vollkommen genügen; ach guter Gott! Wenn dann irgend ein Schauspiel sehr in Ruf kam und stark besucht wurde, setzten wir eine Art Ehre darein, mit Gleichgültigkeit sagen zu können: „Wir haben es noch nicht gesehen,“ und wenn ein Volksfest die Menge nach Haga oder dem Thiergarten zog, so konnte man sicher darauf rechnen, daß unsre Kalesche, wenn sie überhaupt ausfuhr, den Weg nach dem Sabbathsberg oder in irgend eine andre von dem Festzug unberührte Gegend nahm. Wir priesen dann unsre Philosophie, waren aber im Herzen nie recht froh dabei. Die Töchter kamen in die Welt hinaus, die Eltern wünschten sie beliebt, eingeladen zu sehen; die Töchter wünschten es nicht weniger, allein sie waren nicht schön und waren sehr anspruchslos gekleidet. Die Eltern sahen nur wenige Leute bei sich und die Töchter blieben auf den Bällen sitzen, wurden bei den Soupers beinahe ganz übersehen. Doch schleppte man sich Jahr um Jahr mit dem Strome hin.

Die Töchter fingen an, in eine reifere Jugend zu treten. Die Eltern wünschten sichtbarlich, sie zu verheirathen; die Töchter wünschten es auch, was sehr natürlich war, zumal da sie sich zu Hause nicht glücklich fühlten. Und man muß gestehen, daß sie selbst wenig thaten, um sich ihr Heimwesen angenehm zu machen. Sie waren affectirt, verdrießlich, übellaunisch. Keine

wußte recht, was sie sollte und was sie wollte. Sie tappten gleichsam im Nebel herum.

Es ist etwas Gewöhnliches, unverheirathete Frauenzimmer sagen zu hören, sie seien mit ihrer Lage zufrieden und wünschen sich nicht zu vermählen. In diesem Ausspruch liegt mehr Wahrheit, als man im Allgemeinen glaubt, besonders wenn die lebhafteren Gefühle der jungen Jahre sich beruhigt haben. So habe ich es oft gefunden und überall da, wo das Weib sich auf die eine oder andere Art einen selbständigen Wirkungskreis geschaffen oder auch in einer gemüthlichen Heimath die Freiheit, die reine Glückseligkeit des Lebens genossen hat, die wahre Freundschaft und wahre Bildung verleihen.

Ein junges Frauenzimmer aus meiner Bekanntschaft machte, was man mit Recht eine gute Partie nennt, obgleich die Liebe eine untergeordnete Rolle dabei spielte. Jemand wünschte ihr mit vieler Wärme Glück, worauf sie sehr ruhig antwortete: „Ach ja, es mag angenehm sein, seinen eigenen Herrn zu haben.“ Man lächelte über diese etwas knappe Schätzung dessen, was allgemein für ein großes Glück angesehen wurde, und dennoch enthielten ihre einfachen Worte eine große, allgemeine Wahrheit. Dieses Eigene in Welt und Wirkungskreis ist es, was dem Menschen unvermeidliches Bedürfniß wird, wenn er sein eigenes Wesen soll entwickeln, wenn er Selbständigkeit und Glück, Selbstachtung und die Achtung Andrer soll erwerben können. Auch die Nonne hat ihre eigene Zelle, wo sie sich im Frieden auf den Himmel vorbereiten kann, in welchem allein sie ihre rechte Heimath besitzen darf; aber in dem freien Gesellschaftsleben hat das unverheirathete Weib oft nicht einmal eine kleine Zelle, die es sein eigen nennen kann; sie geht wie eine Zugwolke durch das Leben und faßt nirgends festen Fuß. Daher entstehen oft diese Ehen — ächte Kinder der Noth — die nie geschlossen werden sollten, oder diese tiefe Sehnsucht nach der stillen Zelle des Grabes, die man bei so Manchen findet.

Aber es muß und soll nicht so sein; es macht sich auch immer seltener in unsern Zeiten, wo die Gesellschaft sich immer vielseitiger ausbildet, wo bei Betrachtung der Menschenmassen, die sich um ein Unterkommen drängen, der Schaaren von unversorgten, verwahrlosten Kindern, die in der Welt aufwachsen, die gar zu einseitige Auffassung von der Bestimmung des Weibes immer mehr verschwindet und freiere Wirkungskreise sich für sie eröffnen.

Aber ich kehre zum Für und Wider meiner eignen Geschichte zurück. Einen Zug daraus muß ich noch anführen. Wenn Mädchen aus unsrer Bekanntschaft sich mit Männern verheiratheten, die in Beziehung auf Rang und Vermögen eher unter, als über ihnen standen, so fanden wir dieß ausnehmend verständig und achtungswerth. Aber wenn ein Mann von denselben Verhältnissen, wie wir, sich in unsrem Hause nach einer Frau umsah, so fanden wir dieß in Gnaden sehr vermessen und begegneten dem Vermessenen darnach. Wir hatten den Gucker heimlich auf vornehmere und reichere Partieen gerichtet, die ihrerseits ihre Gucker wieder auf vornehmere und reichere Partieen richteten, als wir waren. (NB. dieses Gucken ist in der großen Welt sowohl bei Herren, als Damen sehr im Brauche, obwohl derjenige, der naiv genug wäre, es zu gestehen, es gewiß mit Guckern und Nichtguckern verderben würde.)

Inzwischen hatte sich in mir ein Mensch entwickelt, der voll Lebenskraft zum Gefühl seines Nichtlebens erwachte, zum Gefühl der fesselnden Widersprüche, in denen er sich bewegte, und zum heftigsten Verlangen, sich daraus zu befreien. Noch verstand ich nicht recht, wohin ich mit meiner unruhigen Seele wollte, aber bei der Betrachtung edler Kunstwerke war es mir oft, als wollte sich das Räthsel meines Innern mir lösen. Wenn ich die antike Vestalin ansah, wie sie so ruhig, so sicher und doch so mild, so still und klar in sich selbst gefaßt dastand, da ahnte ich in ihr das Leben, das ich sowohl

in als außer mir vermißte, und suchte und weinte Thränen wehmuthsvoller Sehnsucht.

Lange gequält von den schiefen Verhältnissen — und ich habe sie bei Weitem nicht alle genannt — worin ich mich in meinem eigenen Hause bewegte, fing ich bei zunehmenden Jahren an in ein Verhältniß zu der Welt zu gelangen, das für eine Gemüthsart, wie die meinige, besonders gefährlich war.

Wir haben von den Töchtern in der Hausgiebel'schen Familie gehört, die gähnend am Spinnrocken und Webstuhle alterten, aber lieber so altern, ja tausendmal lieber an der Kunkel oder an der Asche des Speiseherdes ergrauen, als mit künstlichen Blumen in den Locken auf den Bänken des Ballsaales, oder an den Tischen der Soupers grau werden, sich bemühend, gegen eine Welt zu lächeln, die nicht mehr gegen uns lächelt. Dieß war der Fall bei mir.

Es gibt sanfte, anspruchslose Wesen, die sich stille und ohne Murren unter Bande beugen, welche sie nicht brechen können, die sich Jahr aus Jahr ein in den Kreisen des Gesellschaftslebens bewegen, ohne einen andern Zweck, als einen Platz darin auszufüllen, eine Wand zu schmücken oder zu verunzieren. Friede mit diesen Geduldigen! Es gibt fröhliche, frische, ewig jugendliche Naturen, die auch im Alter und unter allen Verhältnissen Munterkeit und frisches Leben in den Kreisen verbreiten, wo sie sich bewegen. Diese gehören dem Gesellschaftsleben an und sind sein Segen. Es gibt glücklicherweise viele Arten von Menschen. Die meinige war weder die fröhliche und witzige, noch die geduldige und anspruchslose. Deßhalb fing ich an das Gesellschaftsleben zu verabscheuen, das mir immer mehr eine tödtliche lange Weile machte und gleichwohl wurde ich hineingetrieben durch die Unruhe und Unbehaglichkeit zu Hause. Ich war ein Arbeiter, der seine Arbeitslust verbergen und sein Pfund in der Erde vergraben sollte.

So wollten es die Regeln der Gewohnheit, der Convenienz in dem Kreise, worin ich lebte.

Die Blume schenkt dem Menschen Duft und Genuß, sie ernährt das Insekt mit ihrem Staube, der Thautropfen gibt dem Laube, auf das er fällt, Kraft. Ich war in meinen Verhältnissen weniger als eine Blume, weniger als ein Thautropfen, ich ein kraftvoller Mensch mit einer unsterblichen Seele! Aber noch zur Zeit erwachte ich zum Bewußtsein meiner Lage. Ich sage zur Zeit, denn es kommt eine Zeit, da es zu spät ist. Es kommt eine Zeit, wo unter der Last langer zäher Jahre auch des Menschen Seele gleichsam zäh wird und man die Kraft entbehrt, sich aus dem Schlamme zu erheben, in den man versunken ist.

Ich fühlte, daß ich schlechter wurde; ich fühlte deutlich, wie bei dem beschäftigungs- und interesselosen Leben, das ich führte, Tag für Tag neues Unkraut auf dem brachliegenden Acker meiner Seele aufschoß; Neugierde, Klatschhaftigkeit, Neigung zur Bosheit und Verläumdung, so wie eine immer zunehmende Ungleichheit der Laune fingen an eine Seele zu ergreifen, in welche die Natur zu viele Wirkungskraft niedergelegt hatte, als daß sie, wie so manche andre, in Unschuld ein passives Leben hindurch hätte vegetiren können. Ach wenn man ohne Zweck lebt, wenn man so gut, wie außerhalb des praktischen Lebens dasteht, das dem Inneren Beschäftigung und Kraft verleiht, wenn kein edles Streben, keine wonnige Freundschaft, keine Behaglichkeit im täglichen Leben dafür sorgt, daß man wenigstens hie und da einen Genuß am Leben findet: — dann wälzt sich die Unruhe rastlos und wild in der Menschen Brust, sie untergräbt Gesundheit, Laune, Güte, ach auch den Gewissensfrieden und beschwört alle bösen Geister des Abgrundes herauf. So zehrt der fressende Rost an der Stahlplatte und verwandelt ihren klaren Spiegel, indem sie ihn mit ungeordneten Karrikaturen vollzeichnet.

Eines Tags las ich in einem Buch folgende Worte

von Steffens, dem vielseitigen Denker. „Derjenige, der keine Beschäftigung hat, welcher er sich mit getrostem Eifer hingibt, derjenige, der sie nicht so wie sich selbst und alle Menschen liebt, der hat den sichern Grund nicht gefunden, auf welchem das Christenthum auch hier Früchte hervorbingt. Eine solche Beschäftigung wird zu einem stillen Tempel geweiht, über welchen der Erlöser in jeder Stunde der Mühseligkeit seinen Segen ausgießt; sie verbindet uns mit allen andern Menschen, so daß wir an ihren Gefühlen Theil nehmen und unser Thun und Lassen zu ihrem Nutzen wirksam werden kann; sie lehrt uns unsern eigenen beschränkten Zustand und den Werth Andrer richtig erwägen und ist des wirksamen Christenthums wahrer, stiller und fruchttragender Grund."

Diese Worte kamen, wie ein Windeswehen auf glühende Funken. Ein Licht entzündete sich in meiner Seele und ich wußte jetzt, was ich wollte, was ich sollte. Nachdem ich Alles wohl überlegt, sprach ich mit meinen Eltern und legte mein ganzes Herz offen vor sie hin. Sie erstaunten, machten Einwendungen, baten mich die Sache besser zu überlegen. Ich hatte dieß vorausgesehen; als ich aber fest und still auf meinem Wunsch, meiner Bitte beharrte, überraschten sie mich durch ihre Güte.

Ich hatte große Freude an den Kindern und mein Plan war der, eine eigene Haushaltung und ein Geschäft anzufangen, das mich allmälig in den Stand setzen sollte, eines oder zwei Kinder zu mir zu nehmen, die ich versorgen, erziehen und gänzlich als die meinigen betrachten wollte. Ich fühlte zwar wohl, daß mir manche Eigenschaften fehlten, die eine gute Erzieherin bilden, allein ich hoffte, das frische Bad der Wirksamkeit werde mein ganzes Wesen gleichsam neu gebären. Mein guter Wille, meine Liebe zu den Kindern sollten mir, glaubte ich, behülflich sein, eine gute Führerin für sie zu werden, und da ich nicht Gattin werden konnte, so hoffte ich auf diese Art dennoch die Segnungen des Muttergefühls zu genießen.

„Aber warum konntest du nicht, warum wolltest du nicht?“ unterbrach sie Elise eifrig.

Eveline lächelte und sagte: „Man hört, daß du unter vielen Anbetern zu wählen gehabt hast, deßwegen kannst du dir den Fall gar nicht vorstellen, wie eine gar keine Wahl haben soll. Aber so verhielt es sich wirklich mit mir. Ja sieh nicht so verwundert aus; sieh mich nicht an, als ob ich einen Hochverrath beginge — die Wahrheit ist doch, liebe Elise, daß ich wirklich nie Gelegenheit hatte, zu einem Freier ja oder nein zu sagen. Mit meinen Schwestern, die weit angenehmer und hübscher waren als ich, verhielt es sich anders.

Aber ich kehre zu dem Augenblick zurück, wo ich mein Leben aus den alltäglichen Bahnen riß, aber Gott sei Dank nicht mit Gewalt, nicht im Unfrieden — sondern gesegnet von denen, die mir ein Leben gegeben, für dessen Geschenk ich sie jetzt zum erstenmal segnete.

Gerührt von meinem Seelenzustand, von dem wahren und guten Willen, den sie bei mir sahen, beschlossen meine Eltern — Gott segne sie dafür! — auf die häusliche Einrichtung, die ich wünschte, dasselbe Geld zu verwenden, das sie, im Fall meiner Verheirathung, mir zur Aussteuer bestimmt hatten, ja ihre und meiner Schwestern Güte machte sich ein Vergnügen daraus, Alles aufs Beste und Behaglichste für mich zu ordnen und als ich das Vaterhaus mit meiner eigenen neuen Heimath vertauschte, so geschah es unter Thränen aufrichtigen Schmerzes. Doch hatte ich meinen Character und meine Lage zu klar durchschaut, um im Mindesten zögern zu können.

Es war ein Apriltag — mein dreißigster Geburtstag — als ich von den Meinigen begleitet in meine neue, kleine, aber behagliche Wohnung einzog. Zwei kleine vater- und mutterlose, aber nicht ganz unbemittelte Mädchen folgten mir dahin. Sie sollten meine Kinder, ich ihre Mutter werden.

Der erste Morgen, da ich in meiner neuen Behausung erwachte, bleibt mir unvergeßlich; noch in diesem

Augenblick sehe ich, wie es im Zimmer tagte, wie alle Gegenstände darin allmälig in einer, wie mir schien, ganz ungewöhnlichen Bestimmtheit vor meinen Blick traten. Aus der nahe gelegenen Kirche erhob sich der Morgengesang mit seinen lieblich ernsten Melodieen, welche die Seele zu harmonischem Frieden stimmen. Ich stand früh auf; ich hatte für Haus und Kinder zu sorgen. Es war heiter und feierlich in meiner Seele; eine süße Rührung durchdrang mich, wie ein belebender Frühlingswind. Auch draußen wehte der Frühling. Ich sah den Schnee von den Dächern schmelzen und in glänzenden Tropfen herabfallen; nie hatte ich in jedem von ihnen so klar, wie heute, den Lichtpunkt gesehen. Ich sah die Sperlinge auf der Kante des Schornsteins sitzen und zwitschernd die Morgensonne begrüßen. Ich sah draußen die Menschen fröhlich ihren Geschäften nachgehen, sah die Milchfrau von Haus zu Haus fahren, und sie schien mir munterer als ich je eine Milchfrau gesehen, und die Milch weißer und saftiger, als sonst. Es war mir, als sähe ich die Welt zum erstenmale. Auch mich selbst fand ich anders, als ich mich im Spiegel betrachtete; ich meinte, meine Augen seien größer, mein ganzes Aussehen besser und bedeutungsvoller geworden. Im Zimmer nebenan erwachten die Kinder, die kleinen Unsterblichen, die ich zum ewigen Leben führen sollte. Ja dieser Morgen war schön. An ihm lichtete sich mir die Welt, lichtete sich zugleich meine innere Welt und ich erhielt in meinen eigenen Augen Werth und Gewicht.

Das thätige und ruhige Leben, das ich von diesem Tag an führte, paßte vollkommen für mich. Von Stund an gewann ich immer mehr Harmonie in mir selbst und fühlte mich immer glücklicher. Der Tag war oft mühsam, aber um so wonniger die Ruhe des Abends, um so tröstender der Gedanke an die nützlich zugebrachte Zeit. Die Kinder machten mir vielen Kummer und manche Mühe, allein sie gaben meinem Leben auch Interesse und meinem Herzen Glückseligkeit, indem sie in Lust und Noth, in

Freude und Leid mir immer lieber und theurer wurden. Ich glaube nicht, daß eigene Kinder einer Mutter lieber sein können als meine Karina und meine Laura jetzt mir sind. In diesem neuen Verhältniß wurde ich auch eine bessere Tochter, eine zärtlichere Schwester, als ich bisher gewesen, und konnte jetzt meine betagten Eltern ganz anders erfreuen, als wenn ich eine geschäftslose, überflüssige Person in ihrem Hause geblieben wäre. Jetzt erst zog ich auch wirklichen Nutzen von dem Guten in meiner Erziehung. Bei der frischen Wirksamkeit, bei einem bestimmten Lebenszweck und den liebevollen Verhältnissen verlor sich allmälig die Eitelkeit und Unwahrheit aus meinem Wesen und die Kenntnisse, die ich mir erworben, die Wahrheit, die ich erkannt hatte, wurde fruchtbringend in Herz und That, seit ich selbst, so zu sagen, Wurzel im Leben geschlagen hatte.

Evelina schwieg. Alle hatten ihr mit Interesse zugehört, aber Niemand so, wie der Landrichter. Ein neues Lebensbild hatte sich vor seinen Blicken aufgerollt und die wahrste Theilnahme stand in seinen männlichen Zügen zu lesen. Dieses Gemälde einer so engen Welt, in einem so drückenden und unklaren Zustande that ihm weh, und schon arbeiteten seine Gedanken an einem Plane, auf diesem Gebiete Thüren aufzuschlagen, Fenster zu öffnen und das gedrückte, gefangene Leben zu befreien.

„Ach ja," sagte Frau Gunille, stille seufzend, „wohl hat jeder sein schwieriges Stück Weg im Leben. Aber man wandle nur in Zucht und in der Ermahnung des Herrn, so bekommt am Ende doch jeder seine Heimath. Der liebe Gott hilft uns Allen." Und Frau Gunille nahm eine lange Prise.

„Vergiß den Orbis pictus nicht!" rief sie Elisen nach, als sie sich mit ihrem Manne entfernte. „Vergiß es nicht den Kleinen den bildenden Anblick zu gewähren, wie die Seele aussieht. He, he, he!"

Die Waise.

Der Tag neigte sich. Ernst und Elise saßen in einem Fenster des Gesellschaftszimmers; gegenseitige Mittheilungen mit gegenseitigem Interesse aufgenommen hatten das Ehepaar Freude in einander und Frieden mit dem Leben empfinden lassen. Jetzt schwiegen sie, aber eine Ahnung, die gleich einem harmonischen Ton in Beiden erklang, daß sie zukünftig immer glücklicher mit einander werden sollen, erhellte ihre Gesichter. Inzwischen fing die Dämmerung an ihre Schatten auszubreiten; ein leiser Regen prasselte an die Fenster. Vom Saale her ließ sich die wohlklingende Stimme des Kandidaten hören, der den Kindern Geschichten erzählte, die sie zuweilen durch Fragen und Ausrufungen unterbrachen. Das Gefühl häuslichen Friedens und Behagens kam über das Herz des Familienvaters; er nahm liebevoll die Hand seiner Frau zwischen die seinigen und sah ihr vergnügt in das sanfte Gesicht, während sie scherzend kleine Anordnungen im Hause entwarfen. Auf einmal zog eine Wolke über des Landrichters Gesicht und Thränen traten ihm in die Augen. „Was ist dir, Ernst?“ fragte seine Gattin zärtlich besorgt, indem sie die Thränen mit der Hand abwischte.

„Gar Nichts,“ antwortete er, „als daß ich glaube, wir sind glücklich; ich sehe dich, ich höre unsre Kinder fröhlich draußen und da muß ich an das Unglückskind denken, das in dem elenden Hause drüben verdorben wird.“

„Ach ja,“ seufzte Elise. „Gott helfe allen unglücklichen Kleinen auf Erden!“

Unwillkürlich sahen beide nach dem nächsten Fenster des erwähnten Hauses. Es bewegte sich Etwas am Fenster, eine Weibs-Person stieg auf den Pfosten hinauf, ein dunkler Kinderkopf guckte zu ihren Füßen hervor, wurde aber weggestoßen und ein großes, weißes Tuch rollte schnell herab und verbarg alles Weitere.

„Er ist todt," sagten die Gatten zugleich und sahen einander an.

Der Landrichter schickte sogleich hin, um Erkundigungen einzuziehen. Der Bote kam zurück mit der Nachricht, Herr N. sei vor einigen Stunden gestorben.

Jetzt wurde Licht hinter dem Tuche angezündet und man schien sich eifrig im Zimmer zu beschäftigen. Der Landrichter ging sichtbar bewegt auf und ab. „Das arme Kind! Das arme kleine Mädchen! Was soll aus ihr werden? Armes Kind!" sagte er einmal ums andere. Elise las in ihres Mannes Seele. Schon geraume Zeit hatte sie sich in Folge des Wunsches, den sie in seinem Herzen erblickt, mit einem Gedanken vertraut gemacht, der sich aber in diesem Augenblick zu weigern schien, über ihre Lippen zu kommen. Endlich erstickte sie einen Seufzer und sagte: „Ernst, an dem Tische, wo sechs Kinder essen können, kann auch das siebente essen."

„Glaubst du?" rief Ernst freudig und seine Augen glänzten. Er umarmte seine Frau zärtlich, setzte sich neben sie und fragte: „Aber hast du auch deine Kräfte geprüft? Auf dich fällt der schwerste Theil der Aufgabe. Wenn du indeß Muth dazu fühlst, so erfüllst du den Wunsch meines Herzens."

„Meine Kraft ist gering, Ernst," sagte Elise eine Thräne zerdrückend, „und Niemand weiß es besser als du; aber mein Wille ist gut; — ich werde mir Mühe geben — und du wirst mich unterstützen."

„Ja, wir wollen einander helfen!" rief der Landrichter, fröhlich aufspringend; „Dank, Elise, Dank, mein liebes Weibchen," fuhr er fort, zärtlich ihre Hand küssend, „soll ich sogleich hingehen und das Kind holen? Aber vielleicht fürchtet es sich, mit mir zu gehen."

„Dann will ich dich begleiten."

„Du? Aber es ist finster; es regnet."

„Wir können ja einen Schirm nehmen. Ueberdieß werde ich einen Regenmantel anziehen und dann schnell fertig sein."

Elise ging sich anzukleiden und der Landrichter unterstützte sie, hing ihr den Mantel um, zog ihr die Pelzschuhe an und hatte tausend kleine, liebevolle Aufmerksamkeiten für sie. Elise gab Brigitte einige Anweisungen und ging dann mit ihrem Manne aus dem Hause, während die Kinder erschrecklich neugierig und verwundert ihre Köpfchen zusammensteckten.

Nachdem die Gatten im Regen und Wind über die Straßen gegangen, und die finstern Treppen hinaufgetappt waren, kamen sie endlich an das Zimmer, das Herr N. bewohnt hatte. Die Thüre stand angelehnt, ein schwaches Licht brannte darin, im Begriff zu erlöschen, und breitete einen ungewissen zitternden Schein über die Gegenstände. Kein lebendiges Wesen zeigte sich in dem Zimmer, das verödet und, man hätte sagen können, ausgeplündert aussah, so nackt war es. Verlassen lag der Todte auf seinem Lager und neben ihm war Nichts von dem zu erblicken, was die letzten Kämpfe eines Sterbenden zu lindern vermag. Ein Tuch bedeckte sein Gesicht. Der Landrichter ging hin, hob es sachte in die Höhe, betrachtete schweigend einen Augenblick die unheimlichen Züge, fühlte den Puls des Verblichenen und bedeckte ihn dann stille wieder. Er war blaß, als er sich gegen Elise umwandte.

„Wo haben wir das Kind?“ sagte er hastig. Sie sahen sich forschend um. Ein schwarzer Schatten in Menschengestalt schien sich in einem Winkel des Zimmers zu bewegen. Es war die Waise, die gleich einem Nachtvogel da saß, sich dicht an die Wand schmiegend. Elise näherte sich und wollte das Kind in ihre Arme nehmen, als plötzlich der kleine Arm sich erhob und ihr einen wilden Schlag gab. Sie zog sich bestürzt zurück, näherte sich aber nach einem Augenblick wieder und sprach freundliche Worte zu dem verwilderten Mädchen. Diese machte abermals eine drohende Bewegung, allein ihre Hände wurden plötzlich von einer starken männlichen Hand gefesselt und sie sah einen so ernsten und bestimmten Blick

auf sich geheftet, daß sie davor erzitterte und sich der überlegenen Macht unterwarf. Der Landrichter hob sie auf und setzte sie auf seine Kniee. Ihr ganzes Körperchen zitterte. „Fürchte dich nicht vor uns," sagte Elise schmeichelnd, „wir sind deine guten Freunde. Willst du heute Abend mit mir zu meinen kleinen Kindern nach Hause gehen, so bekommst du mit ihnen süße Milch und Waizenbrod und darfst in einem Bettchen mit rosenrother Decke schlafen." Die weiße Milch, die rosenrothe Decke und Elisens sanfte Stimme, so wie ihr ganzes Wesen schienen auf das kindliche Gemüth zu wirken.

„Ich will wohl mit dir kommen," sagte sie, „aber was wird der Vater sagen, wenn er erwacht?"

„Er wird zufrieden sein," versicherte Elise, indem sie einen warmen Shawl um die Schultern des Kindes hüllte.

In diesem Augenblick vernahm man Geräusch auf der Treppe. Die kleine Sara stieß einen schwachen Schreckensruf aus und fing aufs Neue an zu zittern. Herrn Ns. Haushälterin trat herein, gefolgt von zwei jungen Burschen, und der Landrichter verkündigte ihr seinen Entschluß, Sara, so wie die Hinterlassenschaft ihres Vaters unter seine Obhut zu nehmen. Bei dieser Erklärung begann die Frau einen gewaltigen Lärm zu erheben und sich in Flüchen zu ergießen, die der Landrichter mit einer ernstlichen Drohung zum Schweigen bringen mußte. Er sandte hierauf einen der Burschen zum Hausbesitzer und nachdem er mit diesem die Sicherheitsmaßregeln zur Aufbewahrung der etwaigen Verlassenschaft des Todten verabredet hatte, nahm er die kleine Sara auf den Arm, hüllte sich gut in seinen Mantel und entfernte sich mit seiner Frau.

Mittlerweile herrschte unter den kleinen Fräulein eine ganz unbeschreibliche Neugierde. Elise hatte ihnen beim Weggehen gesagt, sie werde ihnen vielleicht noch ein Schwesterchen bringen. Und es läßt sich nicht beschreiben, welchen Aufstand diese Worte unter der kleinen

Schaar verursachten, welche Behauptungen und Muthmaßungen aufgestellt wurden. Der Kandidat war nicht im Stande, die Fragen alle zu beantworten, die über ihn losströmten; um jedoch die gährende Unruhe in Etwas zu beschwichtigen, ließ er die Kinder, wie Krähen durch das Zimmer hüpfen und stellte sich selbst an die Spitze des Zugs. Ein Haufen wirklicher Krähen wäre nicht mit solcher Hast aufgeflattert, wie die kleine Schaar, als die Saalthüre sich öffnete und der Landrichter mit seiner Frau hereintrat. Petrea sah im höchsten Grad neugierig aus, als der Landrichter seinen wei en Mantel zurückschlug und sachte Etwas unter demselben hervorglitt, was sie zuerst mit Grausen für einen Schornsteinfeger hielt, das sich aber bei näherer Betrachtung als ein sehr zartes und mageres neunjähriges Mädchen auswies, mit schwarzen Haaren, dunkler Farbe und ein Paar ungewöhnlich großen schwarzen Augen, die mit einem beinahe drohenden Ausdruck die hellgelockten weißen Kleinen betrachteten, welche sich verwundert um sie herumdrängten.

„Da habt ihr noch eine Schwester," sagte der Vater, indem er die Kinder zu einander führte. „Sara, da sind deine Geschwister. Habt einander lieb und seid artig zusammen, meine Kinder."

Die Kinder sahen einander Etwas erstaunt an; aber Heinrich und Louise nahmen die kleine Fremde beschützend bei der Hand und bald wetteiferten Alle sie zu bewillkommnen.

Den Kindern wurde ihr Abendessen gebracht. Es brannten mehrere Lichter. Die Scene war heiter; der Neuangekommenen wurde allgemein geopfert. Louise kam mit zwei über ein Jahr alten Stücken Confect nebst einer kleinen Dose, worin sie ferner aufbewahrt werden konnten.

Heinrich verehrte ihr eine rothe Trompete und ertheilte freigebig Unterricht in der Kunst sie zu blasen.

Eva verschenkte ihre Puppe Josephine in einem neuen rothen Florkleide.

Leonore zündete ihren grün und rothen Wachsstock an vor der dunkeläugigen Sara.

Petrea .... ach Petrea hätte auch so herzlich gern Etwas gegeben. Sie durchstöberte alle ihre Verwahrungsorte, aber ach! sie bargen nur Trümmer von verunglückten Sachen. Hier eine Puppe ohne Arme, dort ein Tisch mit bloß drei Füßen, da zwei Hälften eines Zuckerferkels, hier ein Hund ohne Kopf und Schwanz. Ihre sämmtlichen Spielsachen waren in Folge der mannigfachen Experimente, die sie mit ihnen anzustellen pflegte, der Vergänglichkeit anheimgefallen und das Pfefferkuchenherz, womit sie Gabriele an sich zu locken pflegte, war gerade heute in einem unglückseligen Augenblick der Lüsternheit ihre eigene Kehle hinabgewandert. Petrea besaß wirklich durchaus Nichts, was für ein anständiges Geschenk gelten konnte. Sie sah es seufzend ein, ihr Herz preßte sich zusammen und schon begannen Thränen an ihrer Nase hinabzugleiten, als eine plötzliche Eingebung sie tröstete. Das Frauenzimmer am Rosenbusch! Dieses Kleinod besaß sie noch; es hing noch unverdorben in Glas und Rahmen an einer blauen Bandschleife über ihrem Bette. Nur einen Augenblick zauderte Petrea; im nächsten war sie auf ihr Bettchen hinaufgeklettert, hatte das Bild herabgenommen und eilte jetzt mit strahlenden Augen und glühenden Wangen zu den Andern, um das Liebste was sie besaß zu verschenken, und feierlich erklärte sie Sara als Besitzerin des Frauenzimmers am Rosenbusch.

„Kleinafrika" zeigte sich ziemlich gleichgültig gegen die Opfer der kleinen Europäer. Sie nahm die Geschenke zwar an, legte sie aber sogleich weg, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was Louise zu dem Vorschlag veranlaßte, dieselben für sie aufzubewahren.

Mitten unter diesen kleinen Ereignissen kam der Assessor herein, sah sich mit forschendem Blick im Zimmer um, zeigte seine weißen Zähne und sagte vor sich hin: „Ja, ja, Alles richtig. Ich habe mirs einbilden

können. „Nun," setzte er laut und scheltend hinzu, indem er seinen Freunden die Hand schüttelte: „wie ich sehe, glaubt ihr an euren eigenen Kindern noch nicht genug im Hause zu haben, ihr müßt auch noch fremde herbeischleppen. Wie viele wollt ihr noch dazu sammeln? Kommt morgen nicht wieder ein neues? Konntet ihr euch nicht zufrieden geben, bis ihr das ganze halbe Dutzend Mädchen vollzählig hattet? Und wohin soll das führen? Man wird demnächst vor lauter Kindern im Hause nicht mehr auskommen können. Ich kann mirs wohl denken, ihr habt so viel überflüssiges Geld, daß ihr es durchaus an andere hinwerfen müßt. Nun Glück zu! Wohl bekomms!"

Der Landrichter und seine Frau beantworteten das Brummen ihres Freundes bloß mit einem Lächeln und mit der Bitte, den Abend bei ihnen zu bleiben. Aber er sagte, er habe keine Zeit und ging fort, nachdem er große Birnen aus seinen Taschen gezogen und sie auf die Teller der Kinder unter die Servietten gelegt hatte. Jede von diesen hatte ihr eigenes Merkzeichen und die Saras hatte ein goldgelbes Band bekommen. Unter der Birne auf ihrem Teller fand man einen Bankzettel von bedeutendem Werth. Es war das Assessores Geschenk an die Vaterlose, aber er wollte sich nie dazu bekennen. Es war dieß seine Art.

Als die Mutter Sara bei der Hand nahm, um sie in ihr Bett zu führen, hatte Petrea die unbeschreibliche Freude zu sehen, wie diese von allen kleinen Geschenken nur das Mädchen am Rosenbusch mitnahm, das sie mit Vergnügen zu betrachten schien. Drinnen in dem freundlichen Schlafzimmer aber wurde Sara von einer heftigen Traurigkeit erfaßt. Thränen stürzten mit wunderbarer Gewalt aus ihren Augen und sie rief laut nach ihrem Vater. Elise hielt sie stille in ihren Armen und ließ sie an ihrer Brust ausweinen. Sachte entkleidete sie sodann das müde Kind und als sie es ins Bett legte, hatte sie die Freude zu fühlen, daß Saras Arme sich liebevoll um

ihren Hals geschlungen hatten. Das Mädchen am Rosenbusch hing über ihrem Bett, aber auf dem schneeweißen Lager schien keine Ruhe für das arme „Kleinafrika“ zu sein. Ihre dunkeln Augen spähten wild umher im Zimmer und ihre Hände hielten sich krampfhaft an Elisens weißem Kleide; „gehe nicht fort,“ flüsterte sie, „sie kommen, sie kommen sonst und tödten mich.“ Jetzt nahm Elise die Hände des Mädchens zwischen die ihrigen und ließ ihre Lippen ein einfaches frommes Kindergebet sprechen, dasselbe, das sie alle ihre Kleinen gelehrt hatte. Sara sagte die Worte nach und obgleich sie es bloß mechanisch that, schien sie doch dabei Etwas ruhiger zu werden; aber da noch immer häufige Zuckungen ihren Körper durchfuhren und sie sich fortwährend fest an Elisens Kleid hielt, setzte sich diese stille neben sie und auf den Zuruf der andern Kinder: „Ach, Mutter, sing das Lied von der Taube, ach sing uns!“ sang die Mutter mit lieblicher, sanfter Stimme das kleine Liedchen, das sie selbst für die Kinder verfaßt hatte.

„Es sitzt eine Taube auf Lilienzweig
So weiß und schön,
Und lauscht, wie Christus an Liebe reich,
Der Kinder Fleh'n.

Seht! Wie sie zum Himmel sich leichtbeschwingt
Voll Lust erhebt
Und der Kinder Gebet zu dem Throne bringt,
Wo ein Vater lebt.

Dann wieder vom Himmel zurück sie kehrt,
Und Segen und Glück
Bringt sie vom Vater, der sie erhört,
Den Kindern zurück.

So erhebt ihr Kleinen, euer frommes Flehn,
Es blickt auf euch

Gewiß eine Taube, himmlisch und schön,
Vom Lilienzweig."

Während des Gesangs kam die Taube des Friedens über die Kinderseelen, freundliche Bilder schwebten vor Saras Sinnen. Das Mädchen am Rosenbusch und die singende Elise wurden eins, die Rosen dufteten lieblich und während Saras dunkle, lange Wimpern sich immer mehr der Wange näherten, kam es ihr vor, als breite ein weißer, lieblich singender Vogel schmeichelnd und beruhigend seine Schwingen über ihre Brust. Allmälig öffnete sich die kleine Hand und ließ das Kleid los, das sie festhielt, die verweinten Augen bedeckten sich und die Süßigkeit der Ruhe kam über die Vater- und Mutterlose.

Elise stand leise auf und ging an die Betten der andern Kinder. Die Taube auf dem Lilienzweig hatte auch sie in den Schlaf gewiegt und als die Mutter mit den Lippen ihre Wangen berührt, mit Brigitte über die Neuangekommene gesprochen und von der kinderfreundlichen, gutmüthigen Alten die beruhigendsten Versicherungen erhalten hatte, eilte sie zu ihrem Manne hinein.

Mit Begierde hörte er, was sie von Sara erzählte. Dieses neue Mitglied seiner Familie, dieser Zuschuß zu seinen Sorgen schien seine Seele erweitert und belebt zu haben. Seine Augen glänzten von sanfter Rührung, während er mit Elise über die Zukunft der Kinder sprach. Evelinens Geschichte, die ihm und ihr frisch vor dem Gedächtnisse stand, schien auf ihn als eine Art Sporn zu wirken, für seine Familie und seine Kinder ein ganz andres Lebensgemälde hervorzurufen.

„Wir wollen unsere Kinder nicht um unsert-, sondern um ihretwillen erziehen," sagte er mit Wärme. „Ihr Wohl, ihr Glück wollen wir suchen. Wir werden schon ausfindig machen, was dazu führen wird, sowohl für das eine, wie für das andere Kind; wir müssen nur ihr vollkommenes Vertrauen gewinnen und uns erhalten. Und sollte einige Herbheit, einige Härte in meiner Natur

sie zurückhaltender gegen mich machen, so hilf du mir, Elise, daß ihre geheimen Bekümmernisse und Wünsche durch dich zu mir gelangen."

„Ja wohin sollte ich sonst gehen?" sagte Elise herzlich. „Du bist meine Stütze, meine beste Kraft im Leben. Wie schwach wäre ich nicht ohne dich!"

„Und ohne dich, Elise, wäre meine Kraft Härte geworden. Die Natur hat mir eine despotische Gemüthsart gegeben. Ich habe noch jetzt wie früher oft große Mühe sie zu bekämpfen. Aber mit Gottes Hülfe wird es mir wohl gelingen. Meine Elise, wir wollen immer besser werden. Um der Kinder willen, um sie glücklich zu machen, wollen wir dahin arbeiten uns selbst zu veredeln."

„Ja das wollen wir, Ernst. Möge der Friede im Hause frühzeitig den Geist des Friedens in ihrer Brust heimisch machen."

„Wir wollen sie glücklich machen!" fuhr der Vater mit immer innigerer Wärme fort, „mit Gottes Hülfe soll keines von ihnen verunglückt und gebrechlich an der Seele durchs Leben gehen. Meine kleinen Mädchen, es sollen keine halbfertigen Menschen aus euch werden, keine Illusionen sollen eure Augen für den wirklichen Reichthum des Lebens blind machen. Ihr sollt kein edles Verlangen empfinden, das ihr nicht befriedigen könnt. Ach das Leben ist ja reich genug, um alle Vögel unter dem Himmel zu sättigen und keines von euch ist vom Schöpfer verwahrlost. Eurem unschuldigen Leben wird es weder an Kraft noch Freude fehlen; ihr werdet die Wirklichkeit des Lebens kennen lernen und sie wird jedem Tage Segen, jedem Augenblick Interesse, jeder Beschäftigung Bedeutung geben, sie wird euch Ruhe und Selbständigkeit geben in Freud und in Leid, im Leben und im Tode."

Während Elise diesen Worten lauschte, war es ihr, als ströme ein frischer Wind durch ihre Seele. Nichts schien ihr mehr schwierig. Leichter däuchten ihr alle Mühen des Lebens bei dem schönen Ziele. Und wenn

sie an das männliche, warme Herz dachte, das für ihr und der Kinder Wohl lebte, da fühlte Elise mit stolzer Freude, daß sie zu ihrem Manne hinauf sehen konnte, und zugleich schlich sich ein mächtiges Gefühl der Demuth in ihr Herz. Sie beugte sich über seine Hand und küßte sie ihm.

Dem Landrichter gefiel dieß nicht, denn wie jeder wahrhaft männliche und kraftvolle Mann liebte er es mehr dem Weibe zu huldigen, als — wenigstens äußerlich Huldigung von ihr zu empfangen. Auch entzog er ihr jetzt seine Hand mit einigem Mißvergnügen.

„Warum darf ich deine Hand nicht küssen,“ fragte Elise, „wenn es mir Freude macht?“

„Weil es mir keine Freude macht und du darfst es nicht mehr thun.“

„Nun, nun mein Schatz du brauchst es mir nicht so streng zu verbieten. Vielleicht bekomme ich auch nie mehr Lust dazu.“

„Um so besser!“

„Vielleicht auch nicht; aber laß uns jetzt zur Ruhe gehen.“

Zweite Abtheilung.

Das neue Haus.

„Lebe wohl o Haus meiner Kindheit! Lebet wohl ihr Mauern, gefühllose Zeugen meiner ersten Thränen, meines ersten Lächelns, meiner ersten Schritte und Fehltritte auf der schlüpfrigen Bahn des Lebens, meiner ersten Bekanntschaft mit Haferbrei und dem A B C. Du Winkel, wo ich mit schwer eingehenden Aufgaben stand und du, wo ich vergebens die undankbarsten aller Kreaturen, eine Fliege und eine Raupe zu zähmen suchte, ihr Fußböden, die ihr mich unter Spielen und Zänkereien mit geliebten Geschwistern getragen habt, ihr Tapeten, die ich unter Forschungen nach vermeintlichen Schätzen zerrissen, ihr Schauplätze meiner Schlachten mit Flaschen und Gläsern, meiner Heldenthaten mancherlei Art, — euch entbiete ich ein langes Lebewohl und gehe, auf neuen Schauplätzen neue Abenteuer und neue Schicksale zu erleben.“

So sprach Petrea Frank, indem sie mit wichtigen Gebärden einen tragikomischen Abschied von dem Hause nahm, das sie und ihre Familie jetzt zu verlassen im Begriff standen.

Es war ein Regentag in der Mitte des Aprils. Ein schwarzer Seidenmantel, der Hofprediger titulirt (ein Gemeingut der Frank'schen Familie) und ein großer rother Regenschirm, das Familiendach genannt (ebenfalls ein Gemeingut) wurde an diesem Tage in unaufhörlicher Promenade auf den Straßen der Stadt X. gesehen. Was

diese Promenaden bedeuteten, konnte man ungefähr errathen, wenn man ein großes, blondes, blauäugiges Dienstmädchen und einen kleinen, braunalten, geschäftigen Bedienten mit Schachteln, Körben, Packeten u. s. w. hinter derselben herkommen sah. Gegen die Dämmerung erblickte man Assessor Jeremias Munters hagere, lange Gestalt, das Familiendach über Petrea Frank und sich haltend. Petrea schien Etwas unter ihrem Mantel zu tragen, lachte und schwatzte und der Assessor und sie schienen ganz vergnügt mit einander. Leider dauerte diese Freude nicht lang. Auf der Treppe vor der Hausthüre trat Petrea zufällig auf ihr Schuhband, stolperte, fiel um und eine große Düte Confect kam plötzlich aus dem Hofprediger zum Vorschein und Mandelkränze, Caramellen und glacirte Früchte rollten nach allen Seiten. Mitten unter dem Schreck und der Verwirrung des Augenblicks hatte Petrea große Mühe, ein lautes Lachen zurückzuhalten über die Bestürzung des Assessors und die Sprünge, die er machte, als die Confectstücke die Treppe hinab in den Rinnstein rollten. Es war des Assessors eigener Tribut zur Feier des Tages, was so verunglückte.

„Ja wenn die Frauenzimmer nicht wären, so könnte man schon Etwas zu Stande bringen auf der Welt. Aber jetzt müssen sie kommen und helfen und deßwegen geht Alles verkehrt. Lassen Sie nur mich machen, lassen Sie nur mich sorgen, heißt es immer. Und dann sorgen und machen sie es so, daß . . . hat man je etwas so Einfältiges gesehen? Hinzugehen und über ihr Schuhband zu fallen. Aber die Frauenzimmer können in Nichts geziemende Ordnung halten. Und solche Geschöpfe setzt man noch hin, um Reiche zu regieren! Reiche regieren!!! Ich verlange nicht mehr von ihnen, als daß sie ihre Füße regieren und ihre Stiefel- und Schuhbänder ordentlich knüpfen. Aber von der Königin herab bis zur Taglöhnerin gibt es kein Weib auf der Welt, das seine Schuhbänder knüpfen kann."

So lautete Jeremias Munters Philippika, als er

mit Petrea ins Zimmer hinaufkam und die Trümmer des Confectes übersah, die der große Schiffbruch übrig gelassen hatte. Petreas Entschuldigungen und Bitten um Verzeihung vermochten seinen Zorn nicht zu beschwichtigen. Es ist freilich wahr, daß eine unglückliche Lachlust, die sich ihrer bemächtigt hatte, ihrem Kummer über das traurige Ereigniß ein zweifelhaftes Aussehen gab. Dennoch war dieser ganz aufrichtig und als Eva herzukam, und mit bittender, schmeichelnder Stimme zum Assessor sagte: „Seien Sie nicht mehr böse, liebes Onkelchen. Die arme Petrea wird sonst ganz betrübt und hat sich außerdem recht übel das Knie zerstoßen;" da sagte der Assessor in bedeutend verändertem Tone:

„So, so, hat sie das? Warum muß man auch so tölpelhaft sein und straucheln und stolpern, so daß man..."

„Ein Bißchen Confect kann man ja immer wieder haben."

„So, kann man das? Wächst es etwa auf den Bäumen? Soll man hingehen und sein Confect hinauswerfen, um es dann auf der Straße liegen zu sehen? Eine saubere Haushaltung das! Da danke ich."

„Sagen Sie Petrea ein freundliches Wort."

„Ein freundliches Wort? Ich will ihr sagen, daß sie so gut sein und ihr Stiefelband ein anderesmal knüpfen lernen soll. Nun ich will jetzt noch mehr Confect holen, aber bloß um Ihretwillen, kleine Miß Eva. Ja, ja, sage ich. Jetzt will ich hingehen und dann kann ich auch tanzen . . . aber wie es regnet! Leiht mir das Familiendach! Den Mantel da kann ich auch brauchen; gebt ihn hübsch her. Nun ja, was ist da zum Maulaufsperren? Werden die Leute mich wohl gehörig angaffen? Von Herzen gern, wenn es ihnen Vergnügen macht. Laß sie nur über mich lachen, das ist mir höchst gleichgültig. Gesundheit und Bequemlichkeit gehen über Alles und ein Kleid kann so gut sein wie ein anderes."

Lachend warfen die jungen Mädchen dem Assessor den Hofprediger über die Schultern, der ihm nicht bis

an die Kniee reichte, worauf er mit langen Schritten abmarschirte.

Die Familie war an diesem Tage in ein neues Haus gezogen. Der Landrichter hatte es nebst einem kleinen Garten auf seine und seiner Frau Lebzeiten gekauft und zwei Jahre lang hatte er darin herumgestöbert, Wände repariren, einrichten, einige Thüren zumauern, andere aufreißen lassen, bis er alles so bequem und zweckmäßig fand, wie er es wünschte. Seine Frau hatte dieß mit vollkommenem Vertrauen seinem guten Urtheil überlassen und war froh, ihres Theils — was ihr nicht ohne Schwierigkeiten gelang — der Unannehmlichkeiten überhoben zu sein, das Gelärm der Maurer und Schreiner zu hören, über Sägespäne, Gerüste, über Tröge mit Mörtel herumzuklettern u. s. w. Tapeten und andere Zierrathen dagegen hatte der Landrichter ihrer und ihrer Töchter Wahl überlassen.

Jetzt ging er so vergnügt mit seiner Gattin am Arme von Stockwerk zu Stockwerk, von Zimmer zu Zimmer und freute sich über die bequeme, geräumige, angenehme Wohnung, beinahe noch mehr aber über Elisens lebhafte Zufriedenheit mit seinen Werken. Auch mußte sie jetzt im ganzen Hause herumspaziren, von den Kellern bis auf den Boden hinauf, in das Waschhäuschen, die Holzkammer u. s. w.

Wir wollen jetzt den Leser nicht damit ermüden, daß wir ihn den ganzen Spaziergang mitmachen lassen, sondern führen ihn bloß in einige von den Zimmern ein, wo die Familie sich öfter befinden wird. Durch Saal und Gesellschaftszimmer gehen wir bloß durch; sie waren schön, aber gewöhnlich; das Zimmer aber, das der Landrichter mit besonderer Vorliebe eingerichtet und zum täglichen Sammelplatz der Familie bestimmt hatte, war die sogenannte Bibliothek und verdient nähere Bekanntschaft. Es war ein langes, sehr freundliches Zimmer mit drei Fenstern auf einer Seite, die gegen einen großen Marktplatz hinaussahen. Louise freute sich ausnehmend darüber;

man könne an den Markttagen vom Fenster aus sehen, was für die Haushaltung zu kaufen sei; — gerade gegenüber lag die Kirche mit ihrem schönen bäumebepflanzten Hofe und diese Aussicht gefiel Elisen sehr. Die entgegengesetzte Wand des Zimmers war ganz und gar mit Büchern bedeckt, die in verschiedenen Abtheilungen, jede die Literatur eines andern Landes enthaltend, auf ihren Schränken standen. In Nischen, die auf den Gränzscheiden angebracht waren, standen auf einfachen, aber geschmackvollen Piedestalen, die Büsten ausgezeichneter, durch Heldenthaten des Friedens großer Männer und der Landrichter bemerkte, sie stehen da, nicht weil sie die Völker der Erde trennen, sondern weil sie dieselben vereinigen. Seine Bibliothek war wirklich ausgewählt; es war einer der Genüsse seines Lebens gewesen und war es noch jetzt, diese Sammlung beständig zu vermehren. Jetzt war sie zum erstenmal an einem Platze geordnet und gesammelt; er freute sich dieses Schatzes und bat seine Töchter, sich desselben frei zu bedienen, nur mit der ausdrücklichen Bedingung, jedes Buch wieder an seinen Ort zu stellen. Louise wurde sogleich zum Bibliothekar ernannt mit Petrea als Amanuensis. Mutter und Töchter bezeugten eine ausnehmende Freude an diesem Zimmer; sie rechneten aus, wohin die Arbeits-, die Blumentische, die Vogelkäfige kommen sollten; und siehe da, es paßte Alles vortrefflich. An der einen kurzen Wand des Zimmers stand der grüne Sopha, wo die Mutter ihre Residenz haben sollte, und an der entgegengesetzten war das Fortepiano, die Harfe — Saras Lieblingsinstrument — und eine Guitarre, in deren Saiten Eva griff und dazu sang: „Mamma mia."

Eine angenehme Ueberraschung erwartete Elise, als der Landrichter sie von der Bibliothek aus durch eine Tapetenthüre in ein besondres, für sie bestimmtes, Kabinet führte, das dieselbe Aussicht hatte, wie die Bibliothek. Die Mutter sah mit Rührung, daß die geschmackvolle Möblirung des Zimmers das Werk der Töchter war. Ihr Schreibtisch stand am Fenster; ein Paar schöne

Gemälde, so wie einige hübsche Gruppen von Sèvre-Porcellan schmückten das Zimmer. Elise sah mit dankbarer Freude alle ihre Liebhabereien, ihre kleinen Phantasieen berücksichtigt und sowohl von Mann, als Kindern befriedigt.

Eine kleine Tapetenthüre auf einer andern Seite führte sie von hier aus in das Schlafzimmer und der Landrichter machte sie darauf aufmerksam, wie leise die Thüren sich bewegen und wie leicht sie sich von jeder beliebigen Seite einschließen und Ruhe haben könne.

Nächst diesen Zimmern gewährte ihr Nichts mehr Vergnügen, als die Badeinrichtung, die der Landrichter ganz besonders behaglich und bequem gemacht hatte. Er drehte jetzt eifrig an den blanken Hähnen, um ihr zu zeigen, wie aus diesem da das warme Wasser komme und aus dem da das kalte — nein aus diesem das kalte und aus dem hier das warme. Hier sollte durch die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeit der ganzen Anstalt die Feier des Sonnabends, der als Badetag in diesem Hause auf seine Weise beinahe eben so heilig gehalten wurde, wie der Sonntag auf die seine, einen verdoppelten Reiz erhalten. Im Zimmer nebenan, das zum Toilettezimmer nach dem Bade bestimmt war, hatte von jeher die alte, reinliche Brigitte ihre bleibende Residenz gehabt. Hier sollte sie nun mit dem großen Leinwandschrank zusammen altern; hier pickte ihre Uhr, hier knurrte ihre Katze, hier blühte ihre Geranie und Balsamine, die Bibel und das Gesangbuch zwischen sich.

Die drei hellen angenehmen Zimmer der Töchter lagen im obern Stockwerk und waren einfach, aber zierlich eingerichtet.

„Hier werden sie sich gefallen!“ sagte der Vater, indem er mit glänzenden Augen um sich blickte. „Meinst du nicht auch, Elise? Wir wollen unsern Kindern das Haus so angenehm machen, daß sie es ohne wirkliche und würdige Gründe nicht zu verlassen wünschen sollen. Keine Unruhe, kein Mißvergnügen mit dem Hause und

der Welt darin soll sie von dem elterlichen Herde verjagen. Hier können sie ja Gemächlichkeit und Ruhe haben und oft mit sich selbst allein sein. Dieß ist eine herrliche Sache und jeder Mensch bedarf solcher Augenblicke, um sich zu sammeln und sich zu fassen, besonders junge Mädchen so gut als irgend einer."

Die Mutter stimmte ihm so von ganzem Herzen bei.

Aber die Mutter war gerade jetzt ein wenig zerstreut, denn sie hatte ihrer ältesten Tochter etwas Wichtiges zu sagen und als Louise in diesem Augenblick hereinkam, entstand eine lebhafte Unterhaltung zwischen ihr und der Mutter, wovon der Landrichter Folgendes hörte:

... „Und nachher Pfannenkuchen und, mein flinkes Mädchen, sorge dafür, daß du sechs recht mehldicke zu Stande bringst, du weißt ja, wie Heinrich sie liebt."

„Soll ich nicht auch gequirlten Rahm nebst eingemachten Himbeeren zu den Pfannenkuchen bringen?"

„Ja, allerdings; Jakobi wird sicherlich großen Werth darauf legen."

Louise erröthete ein wenig und der Landrichter bat sich scherzend aus, daß man auch noch etwas Anderes als bloße Himmelskost bringe, was ihm versprochen wurde.

Unten im Saale schüttelte der Assessor das Familiendach voll Zorn. „Das elendeste Dach in der ganzen Christenheit! ... schützt weder vor Wind, noch vor Regen! ... und schwer, wie die Arche! und ..." aber als er gerade im besten Schütteln und Schmähen war, hörte er Geräusch, Ausrufungen und Bewillkommnungen in allen möglichen, herzlichen und fröhlichen Tonarten. Jetzt wurde der Hofprediger jählings über das Familiendach geworfen und mit großen Sätzen eilte der Assessor hinaus, um dem Sohn und Freunde des Hauses, die Beide jetzt von der Akademie zurückkamen, die Hände zu schütteln.

Beileidsbezeugungen mischten sich in die Bewillkommnungen und Glückwünschungen.

„Wie naß, wie bleich, wie erfroren ihr seid!"

„Ja wir haben einen herrlichen Regenschauer gehabt,“ sagte Heinrich und schüttelte sich mit einem Seitenblick auf Jakobi, der in seinem nassen Kostüm ganz kläglich und schlechtzugerichtet aussah. „Ein solches Wetter ist just meine Sache. In Wind und Regen wird man so — ich weiß selbst nicht recht wie? Weißt du es, mon chèr?“

„Zur Marmelade, vollkommen zur Marmelade,“ zischte Jakobi betrübt; „wie kann man auch anders werden, zerhackt auf dem infamsten Bauernwagen in Sturm und Regengüssen, so daß man rein zerschmelzen und zergehen muß! Hu, hu, hu!“

Heinrich lachte herzlich über das Aussehen seines Reisekameraden und sagte: „Meines Erachtens ist das ein abhärtendes Wetter. Es flößt ein stolzes, erhebendes Gefühl ein, ganz bolzgerade und ruhig unter der Raserei der Elemente dazusitzen, besonders, wenn man von seiner Höhe herab auf andere Sterbliche sieht, die jammernd und angstvoll unter Schirmen herumspringen. Man sitzt auf seinem Karren da, wie auf einem Throne; — ja man bekommt eine schmeichelhafte Idee von sich selbst und hält sich für ein kleines Stück von einem Philosophen. Apropos, ich glaubte, als wir durch die Stadt fuhren, einen Philosophen in einem Frauenzimmermantel herumklettern zu sehen. Aber wie geht es denn euch allen, meine lieben, lieben Schwestern? Wie habe ich euch schon so lange nicht mehr gesehen?“ Und er drückte ihre Hände zwischen seine kalten und nassen.

Diesem Auftritt, der sich in der Dämmerung zutrug, wurde schnell dadurch ein Ende gemacht, daß die Damen die Herren ernstlich erinnerten, auf ihre Zimmer zu gehen und die Kleider zu wechseln. Jakobi bedurfte hiezu keiner Mahnung und Louise fand Heinrichs Philosophie dießmal nicht am Platze. Sie hatte bereits dafür gesorgt, daß ein leuchtendes Feuer die Reisenden auf ihrem angenehmen Zimmer empfing.

Inzwischen quartirten sich die Damen in der Biblio-

thek ein; es wurden Lichter angezündet, Tische in Ordnung gestellt, der Landrichter half Allen und war ganz vergnügt, wenn man ihn nur rief. Der Assessor sah entzückt zu, wie Eva sein Confect auf kleine Teller legte. Petrea durfte es nicht einmal ansehen, geschweige denn berühren.

„Ei der Tausend, meine lieben Mädchen, wie angenehm ist es da!" rief der Landrichter seelenvergnügt, als er die Bibliothek jetzt bevölkert und in ihrer künftigen Alltagsordnung sah. Sitzst du gut da auf dem Sopha, Elise? Darf ich dir einen Schemel unter die Füße geben? Mein liebes Kind, bleib doch sitzen. Wozu sind die Männer da auf der Welt?

Der Kandidat, jetzt natürlicher Weise Dr. Jakobi, schien nicht mehr derselbe Mensch zu sein, der so eben noch in durchnäßten Kleidern dagestanden war, als er eine Stunde später ganz zierlich umgewandelt mit seinem jungen Freunde zu den Damen hineintrat und sein Gesicht begann wirklich vor Freude zu strahlen bei dem Anblick, der seiner da wartete.

Man betrachtete einander jetzt näher. Heinrich wurde bedeutend magerer und bleicher erfunden; er nahm dieß als ein Kompliment für seine Studien auf. Jakobi wollte ebenfalls ein Kompliment für seine Studien haben, allein es wurde seinem blühenden Aussehen einstimmig verweigert. Er versicherte, er sei nur von der Sonne verbrannt, aber es half ihn Nichts. Louise dachte im Stillen, Jakobi habe an männlicher Haltung, so wie durch ein einfacheres, bestimmteres Wesen gewonnen; er war gleichsam ihrem Vater ein Bißchen ähnlicher geworden, den sie noch immer als das Ideal von männlicher Vollkommenheit betrachtete.

Die kleine Gabriele erröthete sehr und verbarg sich halb hinter der Mutter, als der Bruder sie also anredete:

„Meine gnädigste Prinzessin Turandot, wie befindet

sich Eure Hoheit? Haben Eure Durchlaucht ein Räthsel in Bereitschaft, um unsere armen Köpfe zu verwirren?"

Ihre kleine Hoheit sah höchst verlegen aus und wollte das Händchen zurückziehen, das der Bruder so herzlich einmal ums andere küßte. Gabriele war ganz schüchtern vor dem langen Studenten.

Heinrich hatte mit jeder seiner Schwestern ein kleines tête-a-tête, aber gegen Kleinafrika war er Etwas kurz und kalt. Sodann setzte er sich neben seine Mutter, hielt ihre Hand in der seinigen und es entstand eine allgemeine, lebhafte Unterhaltung. Eva präsentirte das Confect.

„Aber was ist denn jetzt los?" rief Heinrich plötzlich, „warum verlassen uns die Mädchen und halten dort mit wichtigen Justizrathsmienen ein Concil? Ist das Vaterland in Gefahr? Darf ich es nicht retten helfen? Möchten wir doch vorher unser Abendessen in Ruhe verzehren dürfen!" fügte er bei Seite, wie auf dem Theater hinzu.

Ja gerade um das Abendessen handelte es sich. Dieses schwebte in Gefahr, die Pfannenkuchen wollten nicht gerathen. Jakobi und Heinrich erboten sich behülflich zu sein und Louise konnte es nicht verhindern, daß sie in die Küche hinabstürzten, wo sie zum großen Vergnügen der jungen Damen und der Köchin zur tragikomischen Verzweiflung sich so ungeschickt in ihren Kochsrollen benahmen, daß Louise endlich mit einer imponirenden Miene dem Lachen, den Possen, sowie dem Tanz verbrannter Pfannenkuchen auf dem Herde herum ein Ende machen mußte, um selbst das Ruder in die Hand zu nehmen. Unter ihrer Aufsicht wurde ein neuer Taig dazu angerührt, sie nahm selbst die Pfanne in die Hand und siehe da, jetzt wurden sie vortrefflich. Jakobi erbat sich zum Lohn für seine Arbeit einen von ihrer eigenen Hand, erhielt ihn gnädig und verschlang die heiße Gabe mit einem so heftigen Entzücken, daß sie ihn nothwendig innerlich hätte verbrennen müssen, wenn nicht (was wir

für wahrscheinlich halten) eine andere Art Wärme, ein gewisses wohlbekanntes, geistiges Feuer dem materiellen Brande entgegengewirkt und ihn unschädlich gemacht hätte. Ob wir hier nicht in aller Unschuld etwas Homöopathisches zusammengemischt haben? Da jedoch hieraus nie eine fette Kost wird, so verlassen wir jetzt die Küche, um uns mit der Familie an den Abendtisch zu setzen, wo die leckeren und blonden Pfannenkuchen der Mutter, sammt den mehldicken Heinrichs von der ächtesten Race befunden und die Himmelsspeise mit dem irdischsten Appetite verzehrt wurde.

Sodann trank man die Gesundheit der Reisenden und sang dazu ein heiteres Liedchen, das Petrea gedichtet hatte. Der Vater war ganz erfreut über seine Petrea, die im höchsten Grade electrisirt aus allen Kräften mitsang, wiewohl sie keine gar anmuthige Stimme hatte, was jedoch sein Etwas unmusikalisches Ohr nicht beleidigte. „Sie thut es allen Andern noch zuvor,“ sagte er vergnügt zu seiner Frau, die über Petreas Fortschritte in der Musik weniger entzückt war, als er.

Ungeachtet die ganze Gesellschaft, jedes in seiner Art, einen angestrengten und mühevollen Tag gehabt hatte, fing doch die Jugend gleich nach dem Essen an, sich wie nach einem Naturgesetze in Tanzfiguren zu bewegen.

Jakobi, der über Saras Aussehen höchst frappirt schien, führte sie in die magischen Kreise des Walzers. Unsere kleine verständige Louise war jetzt eine Etwas untersetzte, aber sehr hübsch gewachsene achtzehnjährige Blondine, die sich beim Tanze durch ihre schönen Schritte, sowie durch ihre anmuthsvolle, obschon vielleicht Etwas zu ernste Haltung vor den Andern auszeichnete. Man sah jedoch beinahe lieber auf Eva, denn diese war mit Leib und Seele dabei. Gabriele flog mit goldenen Locken, leicht wie ein Schmetterling, herum. Aber wer war diesen Abend nicht beim Tanze? Er wurde besonders durch die tanzenden Lebensgeister des Erstgebornen zur

wahren Wuth. Selbst der Assessor führte an Evas Hand zur allgemeinen Verwunderung die künstlichste und verwickeltste Polska mit dem ausgebildetsten Talente aus.

Erst um Mitternacht hörte auf Elisens Anmahnen der Tanz auf. Aber ehe man sich trennte, bat der Landrichter seine Frau, das wohlbekannte Liedchen zu singen: „Im neuen Haus der erste Abend." Sie sang es in ihrer einfachen, seelenvollen Weise und die friedvolle Freudigkeit, die das Lied athmet, durchdrang Alle. Auch des Landrichters ernste Augen glänzten von sanfter Rührung. Eine stille Verklärung schien über die Familie ausgegossen und verschönte alle Gesichter. Es ist dem Gesange gegeben, gleich der Sonne sein verklärendes Licht über alle menschlichen Zustände zu werfen und ihnen eine wenigstens augenblickliche Schönheit zu verleihen. Auch die Spinnerin, auch der Greis am Wege werden durch den Gesang in das Reich der Schönheit, wie durch das Evangelium in das des Himmels aufgenommen.

Beim Gutenacht bestellte man einander zu einem Rendezvous nach dem Frühstück im Garten, um zu sehen, was weiter ausgeführt werden solle.

Der Vater begleitete seine Töchter auf ihre Zimmer. Er wollte noch einmal sehen, wie sie es haben, und fragte einmal ums Andre: „Gefällt es euch, meine Mädchen? seid ihr zufrieden? Wollt ihr etwas Andres, habt ihr einen Wunsch, so sagt es nur auf gut schwedisch."

Als sich jetzt die Töchter dankbar und herzlich ihre Zufriedenheit bezeugend an ihn schmiegten, da gab es auf Erden keinen glücklicheren Mann, als den Landrichter Frank.

Die Mutter dagegen hatte ihren Erstgebornen mit sich in ihr kleines Kabinet genommen. Sie hatte ja noch kein Wort unter vier Augen mit ihm sprechen können. Wie sie jetzt über Alles, Großes und Kleines, was ihn berührte, fragte und wie gern und voll er ihr sein Herz öffnete! Sodann sprach sie von den Angelegenheiten der Familie,

von dem Ankauf des neuen Grundstückes, von der Schuld, in die man sich deßwegen gebracht, so wie von den Mitteln, sie allmälig abzutragen und der Nothwendigkeit großer Sparsamkeit auf allen Seiten. Endlich sprachen sie von den Töchtern des Hauses.

„Louise ist superb," sagte Heinrich, „aber ihr Teint ist Etwas unrein. Sollte sie nicht irgend ein zweckmäßiges Waschwasser gebrauchen? Sie wäre weit schöner, wenn sie eine frischere Farbe hätte. Und dann sieht sie aus wie eine kleine Domkirche. Als Jakobi ihr heute Abend eine Artigkeit sagte, welche feierliche Miene! Weißt du Mutter, ich glaube, die Mädchen sitzen zu viel. Davon werden sie domkirchenartig. Wir müssen ihnen Etwas muntere Motion und Belustigungen verschaffen. Und Eva! Wie sie herangewachsen ist und wie so gut und fröhlich sie aussieht! Es ist eine wahre Freude, sie anzusehen; man kann sich wirklich in sie verlieben. Aber wie in aller Welt soll es mit Petreas Nase gehen? Sie wird so groß und lang, daß ich keinen Ausweg für sie sehe. Es ist doch Schade, denn sie ist so seelengut und heiter. Und Leonore! Wie so kränklich und verdrießlich sie zuweilen aussieht! Wir müssen sie aufzumuntern suchen."

„Ja, das wollen wir. Wenn sie nur recht gesund wird, dann wird sich die Sache schon geben. Nun und die kleine Gabriele, was sagst du zu ihr?"

„Ach sie ist gar zu lieb mit ihrem vornehmen Gesichtchen, ein allerliebstes Kind."

„Und Sara?"

„Ja — sie ist schön — sehr schön glaube ich und doch hat sie wenigstens für mich etwas Häßliches. Sie ist gar nicht wie die Andern, sie hat etwas so Kaltes und beinahe Abstoßendes."

„Ja," sagte die Mutter seufzend, „es ist mitunter etwas Wunderliches an ihr, besonders seit einiger Zeit. Ich fürchte, eine gewisse Person hat einen zu großen und nicht glücklichen Einfluß auf sie erhalten. Aber Sara

ist ein reich begabtes und wirklich interessantes Mädchen, von der man viel Gutes hoffen kann, wenn... wenn... sie macht uns mitunter Sorgen, denn wir lieben sie, wie wenn sie unser eigen Kind wäre. Ein ganz ungewöhnliches Talent hat sie für Musik; — du wirst es hören. Ja sie hat viel Ausgezeichnetes und wirklich Liebenswürdiges an sich. Du wirst es jetzt sehen, da du doch längere Zeit bei uns bleiben wirst."

„Ja Gottlob! ich kann auf einige Monate häusliche Ruhe rechnen."

Das Gespräch kam jetzt auf die Zukunft des Sohnes. Der Landrichter wünschte, Heinrich solle sich dem Bergwesen widmen; Heinrich hatte auch darauf studirt, fühlte aber immer mehr eine steigende Neigung für ein anderes Fach und dieß hatte bereits angefangen, ein Gährungsstoff in der Familie zu werden. Die Mutter bat ihren Erstgebornen bloß, sich genau und ernstlich zu prüfen, bevor er eine Bahn verlasse, die dem Vater lieb sei und die Heinrich selbst in gemeinschaftlicher Berathung mit ihm gewählt habe; Heinrich versprach dieß aufrichtig. Seine Seele war edel und warm. Das Schönste, was das Jünglingsherz besitzt, der reine Enthusiasmus für Tugend und Vaterland, brennendes Verlangen dafür zu leben gehörte seinem Herzen in reichem Maße an. Mit dem Gedanken an das eigene Fortkommen verband sich der an das allgemeine Beste und sein eigenes Glück sah er immer in inniger Verbindung mit dem seiner Familie. Diese Gedanken, diese Gefühle strömten in der vertraulichen schönen Stunde frei und voll vor der Mutter aus, der glücklichen Mutter, deren Herz hoch aufschlug vor Freude und den stolzesten Hoffnungen für ihren Erstgebornen, den Liebling ihres Herzens, ihr Sommerkind. „Und wenn ich meine Carrière gemacht," fügte Heinrich, die Hand seiner Mutter freudig küssend, hinzu, „und mir ein eigenes Haus, einen eigenen Heerd erworben habe, dann, liebe Mutter, mußt du zu mir kommen und bei mir bleiben, nicht wahr?"

„Und was würde dein Vater dazu sagen?“ antwortete sie in demselben Tone.

„Ei er hat ja die Schwestern alle, die ihm haushalten können und....“

„Wollt ihr etwa die ganze Nacht aufbleiben?“ fragte jetzt eine Stimme in der Thüre. Sie gehörte dem Landrichter.

Mutter und Sohn fuhren auf, als wären sie auf einem Complott ertappt worden. Das Complott wurde jedoch dem Landrichter sogleich mitgetheilt und dieser erklärte, es würde zu einem so fürchterlichen Prozesse führen, daß es am Besten sei, gar nicht mehr davon zu sprechen.

Mutter und Sohn lachten, indem sie einander jetzt gute Nacht sagten. Als aber Heinrich die Hand seiner Mutter an seine Lippen führte, gerieth er über sie in eine Art Extase.

„Himmel, welch eine weiße Hand! Und solche kleine Finger! Nein, wie kann man nur solche kleine Finger haben!“

Mit einer Art komischer Andacht küßte er den kleinen Finger der schönen Hand.

„Ich sehe, ich muß dich entführen, wenn ich dich mit mir bekommen soll,“ sagte der Landrichter munter, nahm sodann seine Frau auf seine Arme und trug sie fort.

Aber ihre Gedanken umschwebten beständig ihren Erstgebornen, ihren schönen reichbegabten Sohn. Ein brünstiges Gebet sandte sie für ihn zum Himmel empor, während Alle süß schliefen die erste Nacht im neuen Hause.

Der morgende Tag.

Wie behaglich muß es für die Familie gewesen sein, sich den andern Morgen am reichbesetzten Frühstückstische in einem schönen geräumigen Saale zu versammeln! Allein was sollen Saal, Frühstück und alle Comforts der Welt, wenn die inneren fehlen, wenn nicht liebevolle Gemüther und freundliche Blicke das Zimmer hell, das Frühstück schmackhaft machen! Doch im Frankschen Hause fehlte diesen Morgen Nichts, nicht einmal die Sonne! Sie kam freundlich herein, die freundliche Scene zu beleuchten.

Heinrich hielt eine Rede an Madame Folette, worin er ihr seine Ehrfurcht und Liebe bezeugte, so wie seine Freude, sie so wohl conservirt zu sehen.

Louise servirte mit Evas Beihülfe Kaffee und Thee, geröstete Brödchen mit Butter u. s. w. und war aufmerksam darauf bedacht, daß Jeder bekam, was er am Meisten liebte. Der Korb mit den Zuckerbretzeln wurde beständig in Jakobis Nähe geschoben.

„Wie herrlich das ist!“ rief Heinrich, sich die Hände reibend und mit fröhlichen Blicken Eltern und Schwestern um sich herum ansehend; „es ist ja ganz paradiesisch! Was befehlen Eure Majestät? Ah, gehorsamster Diener! Kaffee wenn ich bitten darf, vortreffliche Madame Folette.“

„Nach dem Frühstück,“ sagte die Mutter, „habe ich für euch Etwas zu rathen.

„Etwas zu rathen! Was mag es sein? Ach sag es sogleich, liebe Mutter. Wie heißt das Räthsel?“

„Heirath!“

„Heirath? Eine höchst interessante Neuigkeit. Ich bringe keinen Bissen mehr hinab, bis ich der Sache auf den Grund gekommen bin. Jakobi, bester Freund, kann ich auch Etwas von den Bretzeln bekommen? Eine Heirath! Kenne ich die Contrahirenden?“

„Sehr gut!“

„Dann ist es am Ende gar unser vortrefflicher Onkel Munter? Er sieht mir so wunderlich aus, ganz, wie wenn ihm Etwas am Herzen zehrte.“

„Nein, nein, er verheirathet sich wohl nicht.“

„Er ist ja schon so schrecklich alt,“ sagte Eva.

„Alt?“ sagte der Landrichter. „Er ist etliche und vierzig Jahre, glaube ich. Das schrecklich alt kann ich dir nicht gelten lassen, mein liebes Evchen.“

„Rathet besser,“ sagte die Mutter.

„Ich habs, ich habs!“ rief Petrea erröthend.

„Laura ists, Tante Evelinens Laura!“

„Ah jetzt geht mir ein Licht auf,“ rief Heinrich, „und der Bräutigam ist Major Arvid G., nicht wahr?“

„Ganz richtig, Laura macht eine sehr gute Partie. Major G. ist ein sehr artiger, braver und dabei vermöglicher Mann. Er soll Eveline überredet haben mit Carina auf sein schönes Gut Axelholm zu ziehen und Lauras und sein Haus als ihr eigenes anzusehen. Evchen, lege doch Heinrich Schinken vor. Was willst du, meine Engels-Gabriele? Noch einen Zwieback. Ei der Tausend du bist sehr flink damit. Leonore, darf ich dir noch ein Butterbrödchen geben mein Kind? Nicht?“

„Nun ich hoffe,“ rief Heinrich, „daß wir zur Hochzeit geladen werden. Tante Eveline ist ein verständiges Weib und wird wohl so viel Verstand haben uns nicht zu vergessen. Gnädigste Schwester Louise, diese Zwiebäcke — sehr nahrhafte, achtungswerthe Zwiebäcke — sind sie vor oder nach der Sündfluth gebacken?“

„Nach,“ antwortete Louise Etwas beleidigt aber doch lächelnd.

„Ah ich wälze mich im Staube und bitte Eure Majestät um gnädigste Entschuldigung. (Laut bei Seite). Gleichwohl schmecken sie ein wenig nach der Arche oder sonst einer andern Schrankeinrichtung. Aber was in aller Welt, liebe Petrea, hast du für eine Art Frühstück? Nein, mein gutes Schwesterchen, ein solches Uebermaß in

Essen und Trinken kann nimmermehr angehen. Ich bitte dich, iß dich ja nicht krank."

Petrea, die ihre kuriosen Einfälle oder wie Louise es nannte, ihren Raptus hatte, war seit einiger Zeit auf den Gedanken gekommen, bloß ein Glas Wasser und ein Stückchen gewöhnliches Brod zu frühstücken. Heinrich neckte sie jetzt wegen dieser Mäßigkeit und Petrea antwortete ihm ganz munter. Louise dagegen nahm die Sache bedenklich auf und hielt diese Eigenheit, wie Vieles bei Petrea, für einen entfernten Anflug von Narrheit. Und Narrheit, das war für Louise der schrecklichste der Schrecken; denn Louise war so verständig.

„Jetzt dürft ihr wahrhaftig nicht länger plaudern," rief der Landrichter, als er sah, daß Mund und Zunge nur durch Worte in Bewegung gesetzt wurden, „denn sonst muß ich euch verlassen und ich möchte doch so gerne vorher mit euch in den Garten hinabgehen."

Auf diese Worte erfolgte ein allgemeiner Aufbruch und Alle begaben sich in den Garten hinab bis auf Leonore, die nicht wohl war und die Kleine, die sich vor Feuchtigkeit in Acht nehmen sollte.

Inzwischen hatte es seine eigenthümliche Bewandtniß mit dem Garten und es ging hier gewiß nicht mit rechten Dingen zu. Obgleich nemlich der Platz unangebaut war, obgleich der Aprilschnee noch den Boden bedeckte und in großen Flocken auf den Zweigen der wenigen und niedrigen Fruchtbäume lag, die den einzigen Reichthum des Gartens ausmachten, so waren doch die Bäume — und dieß war unter keinen Umständen den Naturgesetzen gemäß — mit Früchten bedeckt. Die schönsten Renetten und Apfelsinen hingen in Menge an den Zweigen und glänzten in der Sonne. Man erhob Ausrufungen in allen Tonarten und obgleich sowohl Jakobi als Heinrich erklärten, sie seien außer Stands, für diese unnatürliche Erscheinung einen Erklärungsgrund ausfindig zu machen, so konnten sie sich doch nicht ganz von dem Verdacht wirksamer Theilnahme an der Hexerei befreien,

so eifrig sie ihre Unschuld zu beweisen suchten. Gleichwohl kam man darin überein, daß gute und nicht böse Alfen hier ihr Spiel getrieben haben, und die Früchte wurden in Körbe gepflückt. Man pries die Alfen in Versen und Prosa und nie gab es wohl ein83 muntereres Erntefest. Dem Landrichter wurde es schwer sich für seine Plane in Beziehung auf Syringenhecken, Erdbeerbeeten, eine Laube und ein Lusthäuschen Gehör zu verschaffen. Er ärgerte sich sehr über den engen Raum. „Wenn man das da, noch dazu bekommen könnte," sagte er mit dem Knopf seines Stockes auf eine hohe rothe Planke klopfend, die den Garten auf der einen Seite begrenzte. „Da sieh her, Elise. Gucke einmal durch die Spalte da; siehst du den herrlichen Bauplatz da draußen, der sich bis an den Fluß erstreckt? Was könnte man nicht für eine prachtvolle Promenade daraus machen, wenn man ihn anbaute und anpflanzte! Dieß gäbe einen wahren Schatz für die ganze Stadt, der es ohnehin an einer hübschen Promenade in der Nähe fehlt. Und jetzt soll er öde da liegen, nur von einigen Kühen benützt, bloß weil sein Besitzer ihn nicht anzuwenden versteht und weil die lieben Leute in der Stadt nicht Gemeinsinn genug haben; zusammenzuschießen und ihn zum allgemeinen Besten anzukaufen. Würde ich einmal so reich, ihn kaufen zu können, dann müßte er bald ein anderes Aussehen bekommen; statt des Viehes müßten Menschen da herumwandern, die Schranken müßten eingerissen und unser Garten mit der größeren Promenade vereinigt werden. Was das für eine Anlage würde!"

„Würden nicht Bienenkörbe ganz gut hier stehen? Die Sonne fällt und brennt gerade gegen diese Planke da," sagte unsre verständige Louise.

„Du hast wahrhaftig Recht, Louischen," rief der Vater ganz vergnügt, „das war ein guter Gedanke, der Platz ist vortrefflich für Bienenstöcke, Morgen werde ich mich darnach umsehen. Zwei bis drei müssen wir bekommen und zwar so bald als möglich, damit, wenn die

Aepfel= und Kirschenblüthen ausschlagen, die Bienen da sind, um daraus zu saugen. Wir werden dann mit einander hieher gehen, sie arbeiten sehen, Weisheit von ihnen lernen und uns an dem Anblick erfreuen, wie sie Honig für uns sammeln. Das wird eine Freude sein! Glaubst du nicht auch Elise?"

Elise freute sich über die Bienen und den Garten und versprach sich viel Vergnügen vom Anbau desselben. Provencerrosen wolle sie so bald als möglich setzen, auch Treibhäuser sollen angelegt werden. Eva gedachte sich mit Macht auf den Gartenbau zu legen.

Inzwischen mußte man jetzt die künftige Heimath der Radischen und Rosen verlassen, denn für den Augenblick war sie äußerst naß und unbehaglich. Gabriele machte große Augen beim Anblick der Körbe mit Früchten, die man aus dem Garten brachte. Aber die kleine Prinzessin Turandot fand das Räthsel nicht so wunderlich und unlösbar, wie Heinrich es ihr vorspiegeln wollte. Der Vormittag wurde mit Aufräumen und Anordnungen im Garten zugebracht. Sara allein war nicht dabei, sondern nahm ihren Unterricht auf der Harfe bei einem ausgezeichneten jungen Künstler Namens Schwarz, der sich auf der Durchreise in der Stadt aufhielt, und blieb den ganzen Vormittag bei ihrem Instrument, das sie leidenschaftlich liebte. Petrea hatte inzwischen die Rolle ihrer Kammerjungfer übernommen und versprochen, ihre Kleider und Sachen in Ordnung zu stellen. Heinrich war ganz glücklich auf dem Zimmer seiner Schwestern oben und lachte sich beinahe krank, indem er ihnen bei ihrem Aufräumen theils zusah, theils half. Die Menge Lappen, alte Hüte, Mäntel, Kleider u. s. w., die sich hier in Bewegung setzten und Rollen spielten, bildeten einen sonderbaren Contrast mit seiner Studentenwelt, in der ein Lappen oder eine Stecknadel beinahe eine Seltenheit war. Und der Ernst, womit Alles dieses von den Schwestern behandelt wurde, so wie die Scherze und lustigen Einfälle, die den Ernst würzten, waren für

ihn ganz köstliche Sachen. Nichts belustigte ihn mehr, als Louise und ihre Besitzthümer, so wie die Achtung, die sie mit einem halbkomischen, halbwirklichen Ernst dafür in Anspruch nahm. Aber ernstlich verläugnete er alle Verwandtschaft mit ihr, wenn er sie je einen blaßgrünen Shawl, Spinat genannt und ein blaßgraues Kleid mit dem Zunamen die Hafersuppe tragen sehen würde. Keine der Schwestern hatte so viel Sachen als Louise und keine behandelte sie mit mehr Wichtigkeit, denn Louise besaß in hohem Grad einen Sinn, den wir Eigenthumssinn nennen wollen. Ihre Schachteln und Bänder schwollen gleichsam auf in den Fächern, die sie aufnehmen sollten und rumpelten ihr dazwischen hinein über den Kopf herab. Sie zeihte Heinrich, Schuld daran zu sein und gewiß ist, daß er ihr nicht ohne Schadenfreude dieselben wieder hinaufstellen half. Louise war in der Familie durch ihre Liebe zum Alten bekannt; je abgenützter ein Kleid war, um so mehr schien es ihr ein ausgezeichnetes Ansehen zu erhalten und je ausgewaschener ein Shawl, um so ähnlicher wurde er einem Kaschmir. Diese ihre Liebe zum Alten dehnte zuweilen ihren Einfluß auch auf Backwerke, Bretzeln, Crème u. s. w. aus, was Heinrich oft genug bei Artikeln von zweideutigem Datum zu der schelmischen Frage veranlaßte, ob sie vor oder nach der Sündfluth entstanden seien. Wir wollen hier zum Bilde unserer Louise noch einige Züge hinzufügen, damit man deutlich sieht, wie es sich mit allen ihren Fächern verhält.

Rein war sie von Herz und Willen, wahrheitsliebend und streng moralisch, obgleich Etwas zu viel moralisirend und manchmal zu unnachsichtig gegen fehlende Mitmenschen. Sie hatte viel von ihres Vaters Verstand und Klugheit, aber weit weniger von seinen Kenntnissen und seiner Erfahrung, daher sie sich auch schon mit ihren achtzehn Jahren für eine vollkommene Menschenkennerin hielt. In ihrer Seele lag eine sichtliche Würde, die sich in ihrem Aeußern abspiegelte, das, ohne auf eine Art schön

zu sein, dennoch Gefühl und ein entschiedenes Vertrauen einflößte; so viel Verstand leuchtete aus dem ruhigen Blicke, so viel Klarheit und Sicherheit lag in ihrem ganzen Wesen. Ein gewisser Anflug von komischem Humor machte, daß die feierliche Miene, der würdige Blick aus ihren blauen Augen sich zuweilen in ein herzliches Lachen auflösen konnte, und wenn Louise lachte, bekam sie eine höchst anmuthige Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, denn sie hatte ihren schönen Mund und ihre Zähne. Fleißig war sie wie eine Ameise und äußerst hülfreich gegen Alle, welche Hülfe verdienten, aber nicht viel barmherziger als Lafontaines Ameise gegen gedankenlose Grillen und ihr Gelichter. Louise hatte drei Leidenschaften, (obgleich sie keine von Allen anerkannte) erstens Tapissериearbeiten zu nähen, zweitens Predigten zu lesen, drittens Patience und besonders Postillon zu legen. Eine vierte begann sie seit einiger Zeit den andern zuzugesellen, nemlich für Medicin und Auffindung und Verordnung nützlicher Hauskuren; ja sie hatte sogar selbst aus bittern Kräutern ein gewisses Elixir zusammengekocht, von dem Heinrich versicherte, es sei im höchsten Grade dienlich, um die Leute in die andere Welt zu befördern. Louise ließ sich dadurch nicht stören, wie sie sich überhaupt wenig um dergleichen Anmerkungen bekümmerte. Sie schätzte zwar und erstrebte vor Allem das Rechtmäßige, aber nächst diesem setzte sie vielen Werth auf Ansehen und Eigenthum und schien zu glauben, daß ihr dieß mit Recht zukomme. Sie hatte die herrliche Eigenschaft, nichts Anderes vorzunehmen, als womit sie gut zu Stande kam; dabei besaß sie jedoch einen herrlichen Glauben an ihre eigenen Fähigkeiten, einen Glauben, den die Familie zwar theilte, aber dennoch herabzustimmen suchte. Inzwischen war Louise in manchen Stücken des Hauses Rath und Stütze und in dem wichtigen Geschäfte der Haushaltung ein wirkliches Genie. Die Eltern nannten sie mit einer gewissen Zufriedenheit, der Vater mit heimlichem Stolz, unsre älteste Tochter. Die Geschwister nannten sie Etwas

schelmisch unsre älteste Schwester, mitunter auch ganz einfach unsre Aelteste. Und unsre Aelteste wußte ihre Würde vortrefflich zu behaupten in Beziehung auf Rang- und Altersvorzug. Sie hatte überdieß eine sehr hohe Idee von der Würde des Weibes. Louise besaß ein Album, in das alle ihre Freundinnen und Bekannte ihre oder fremde Gedanken hineinschrieben. Es war merkwürdig, welche Masse guter Moralsätze dieses Buch enthielt.

Wir fürchten, der Leser möchte es Etwas überdrüssig geworden sein, so oft hinter einander die Namen Sara, Louise, Eva, Leonore, Petrea, Gabriele wiederholen zu hören und es thut uns leid, denn wir sehen auch jetzt wieder unausweichbar die ganze Reihe kommen und können es unmöglich vermeiden, im Zusammenhang mit Louise auch noch eine Sara, Eva, Leonore und Gabriele vorzustellen. Indeß wollen wir sie der Abwechslung wegen Etwas unter einander vorführen. Tritt also hervor:

Petrea!

Wir sind alle ein wenig mit dem Chaos verwandt, Petrea aber war es in hohem Grade. Augenblickliche Hellungen und lange Zeiten der Verwirrung wechselten in ihr. Zwischen Louise und Petrea war die Ungleichheit groß. Wenn Louise sechs und noch mehr Fächer für ihre Sache bedurfte, so brauchte Petrea kaum ein halbes für ihre ganze Garderobe. Sie war beinahe immer in einem so knappen und magern Zustand, daß es recht betrübt war nach der Meinung Louisens, die sich nicht selten ihrer hülfreich annahm. Petrea zerriß, verschleuderte und verschenkte ohne Maß und Unterschied und war im Geschwisterkreise wegen ihrer schlechten Geschäfte bekannt.

Der Eigenthumssinn ging ihr ganz und gar ab. Dagegen besaß sie wirklich — obgleich Louise es nicht zugeben wollte — einen gewissen Kunstsinn. Immer war sie mit Schöpfungen, entweder musikalischen oder architectonischen oder poetischen, beschäftigt; alle aber enthielten eine gute Dosis Mischmasch. Mit zwölf Jahren schrieb Petrea ihren ersten Roman. Annchen und Belis liebten einander zärtlich, hatten viel zu kämpfen für ihre Liebe, wurden aber dennoch endlich vereinigt, ließen sich in einer entzückenden von Rosenhecken umgebenen Hütte nieder und bekamen in einem Jahre acht Kinder, was man einen recht ehrenwerthen Anfang nennen kann. Ein Jahr später begann sie eine Tragödie, die Gustav Adolf und Ebba Brahe heißen sollte und mit folgenden Versen eröffnet wurde, die ein gewisser Delagardie zu sprechen hatte:

„Von Germaniens Küsten heimgekehrt,
Wiederzusehn den geliebten Strand,
Von des Kriegs Gefahren unversehrt,
Bist ja wieder in deinem Vaterland!
Banner! O sprich, welcher Kummer entpreßte diese Zähren?
Bin ich nicht dein Freund? Oder kann mich bloß eitle
Hoffnung bethören?"

Sei es nun, daß keine Papierbreite für die steigende Länge der Verse ausreichen wollte, oder daß sich andre Hindernisse dem Fortgang des Stückes in den Weg stellten, so viel ist gewiß, daß es bald liegen blieb. Nicht viel weiter gedieh ein Stück im scherzhaften Genre, das mit Madame Lenngrens entzückender Muse wetteifern sollte und also begann:

Auf dem gräflichen Schloß Elfvakolastie,
Belegen irgendwo in Schweden,
Wohnte früher die kleine Melanie
Einzige Tochter des Graf Sternheden.

Gegenwärtig beschäftigte sich Petrea mit einem Pöem, dessen Titel in großen Buchstaben ausgeschrieben die Schöpfung der Welt hieß. Dieselbe begann mit dem

Chaos.

„Düstre Finsternisse ruhten
Früher über dieser Erde,
Und vergebens warteten die flüchtigen Minuten,
Daß es endlich lichter werde.
Die Welt, mit ihrer Wesen fröhlichem Gewimmel
War damals nur ein Nichts
Und unsre schönen, sternbesäten Himmel
Entbehrten noch des Lichts.
Doch Er war, Er zu jeder Zeit
Der ist und ewig bleibt!...“

Bei diesem Schimmer von Licht war die Schöpfung der Welt stehen geblieben, wahrscheinlich verurtheilt unter Petreas Hand nie aus dem Chaos zu kommen. Petrea hatte überhaupt sehr viel Sinn für große Unternehmungen, obgleich sie ihr samt und sonders mißglückten. Ein solches Unglück ging ihr immer heftig und tief zu Herzen, allein im nächsten Augenblick sprudelte eine Quelle unerschütterlich frischen Muthes in ihr auf, erhob sie unter den Unbilden des Schicksals und spornte sie an, ihr Glück aufs Neue zu versuchen. Das Blut strömte gegen den jungen Kopf hinauf und kochte dort eine Menge halbe Gedanken, Phantasien und Einfälle aus; ihre Seele und ihr Gemüth waren voll Unruhe. Manchmal gränzenlos ausgelassen und lustig war sie zu andern Seiten oft ohne alle Ursachen ebenso gränzenlos unglücklich. Die arme Petrea ermangelte allen Tactes und aller Gemessenheit auch im Aeußern. Sie ging schlecht, stand schlecht, verneigte sich schlecht, saß schlecht, kleidete sich schlecht und machte dadurch ihrer Mutter, derer zartes Gefühl

durch alles Anmuthslose und Ungefällige verletzt wurde, vielen Kummer. Dieß war ein großes Leiden für Petrea, denn sie besaß ein sehr warmes Herz und betete ihre Mutter an. Auch gegen Sara hegte Petrea die größte Liebe und Bewunderung, allein die Art und Weise, wie sie ihre Zärtlichkeit bezeugte, war gewöhnlich so tactlos, daß sie dem Gegenstand derselben weniger Freude, als Unlust bereitete. Dieses Gefühl verbitterte einen Theil ihres Lebens, führte sie aber allmälig zu einer Liebe, in welcher Tact und feine Manieren für Nichts gerechnet werden und die nie unerwiedert bleibt. Sie wurde mitunter von einem starken Bewußtsein des Chaotischen in ihrem Zustande ergriffen, zuweilen aber auch von einer Ahnung, daß dieses Alles sich einstens entwirren und dann etwas nicht so Gewöhnliches aus ihr werden könnte. Dann pflegte sie halb im Scherz, halb im Ernst zu ihren Schwestern zu sagen: „Ihr werdet sehen, daß ich noch einmal emporkomme.“ Worin aber dieß Emporkommen bestehen sollte, wußte Niemand, am Allerwenigsten sie selbst. Unsere Petrea blickte sehnsuchtsvoll zu vielen Sonnen empor und wurde bald von der einen, bald von der andern angezogen. Louise hegte gegen ihre Prophezeiungen eine große Mißachtung, aber die kleine Gabriele glaubte daran. Sie ergötzte sich überdieß so herzlich an allen Veranstaltungen ihrer Schwester und Petrea opferte ihr ihre schönsten Tempel von Goldpapier, ihre Originalgemälde mit Hirtinnen und Altären, ihre Glückseligkeitsinseln, schwimmend auf ruhigen Gewässern, in deren Buchten kleine Flotten von Nußschaalen mit seidenen Tauen und Ladungen von Zuckerwerk anlegten, und bei deren Erschaffung und Bepflanzung mit wunderlichen Blumen und hübschen Fruchtbäumen Petreas Herz zuerst die Glückseligkeit geahnt hatte. Von ihrem Aeußern konnte man sagen, es spiegle den Zustand ihrer Seele ab. Denn auch dieses war im höchsten Grade veränderlich, auch es hatte seine Raptus, auch hier brach zuweilen ein Lichtschimmer durch das Chaos. Wenn ihre Farbe afficirt,

die Nase roth und geschwollen war, konnte sie recht schlecht aussehen, aber in kühleren Augenblicken und wenn die Röthe sich bloß an die Wangen hielt, war sie eine durchaus nicht unangenehme Erscheinung. Und zuweilen drang — selbst in häßlichen Momenten — in ihr Auge ein Blick, in ihr Gesicht ein Ausdruck der Heinrich einmal zu der Aeußerung veranlaßte: „Ei der Tausend, Petrea ist doch schön."

Einer chaotischen Seele ist die Disputirsucht angeboren. Es ist der Streit der Elemente mit einander. Es gab keinen Gegenstand, worüber Petrea nicht ihre Muthmaßungen gehabt hätte und Nichts, worüber sie nicht ins Klare zu kommen suchte; deßhalb disputirte und disputirte sie mit Jedem, der ihr in den Wurf kam, raisonnirte oder vielmehr deraisonnirte über Politik, Literatur, die Freiheit des menschlichen Willens, schöne Künste und Gott weiß was, woran die stille Seele ihrer Mutter abermals großes Mißbehagen fand und was verbunden mit sonstiger Tactlosigkeit zumal aus Dienstfertigkeitseifer unsre Petrea oft der Lächerlichkeit Preis gab, die auf Erden so streng bestraft wird, vor dem Richterstuhl der Engel aber unendlich wenig oder gar Nichts bedeuten dürfte.

Leonore.

Trotz der Umarmungen der Mutter und ihrer liebkosenden Anreden: „Mein geliebtes, häßliches Kind" war Leonore dennoch allmälig zu dem schmerzlichen Bewußtsein gekommen, daß sie häßlich war und aller Anmuth, aller schönen Gaben ermangelte. Sie konnte nicht umhin zu bemerken, wie wenig Mittel sie besaß, Andern zu gefallen und Interesse einzuflößen; sie sah recht gut, wie sie von den Freunden und Bekannten des Hauses ge

genüber von ihren besser bedachten Schwestern vernachlässigt wurde. Dieses und ihre Kränklichkeit, ein allgemeines Gefühl der Unbehaglichkeit ihres Daseins, verstimmte sie gegen das Leben und die Menschen. Sie war geneigt, Alles schwer und lästig zu finden. Sie gerieth leicht in Widerspruch mit ihren Schwestern und ihre von Natur heftige Gemüthsart führte zu Zänkereien, die nicht immer ohne Bitterkeit waren. Bei all diesem fühlte sich die arme Leonore recht unglücklich auf der Welt. Aber Niemand, nein Niemand leidet vergebens, wenn es auch zuweilen so scheinen möchte. Der Schmerz ist der Pflug, der den Acker der Seele aufwühlt. Dann wird in die tiefen Furchen von dem allweisen Sämann dort oben himmlischer Samen gesät. Auch bei Leonore keimte er bereits, obgleich noch unter der Erde. Sie ahnte es selbst nicht, aber schon hatte ihre bisherige Erfahrung vom Leben, so wie der Geist, der in ihrem Hause herrschte, die Schönheit in ihrer Seele geweckt. Diese wurde tief und gefühlvoll und das Bewußtsein ihrer Mängel erzeugte bei ihr allmälig eine große Anspruchslosigkeit, eine reine Demuth, Tugenden, deren Reiz von keiner andern, wie sie auch heißen mag, in dem Privatleben übertroffen wird. Kommst du einer Person von dieser Gemüthsart nahe, so ist es dir, als gelangtest du aus der Sonnenhitze in einen erquickenden Schatten; es geht eine milde Kühle über deine Seele. Sie beruhigt sich und findet Rast.

In der Periode, worin wir Leonore jetzt sehen, war sie erst kürzlich vom Scharlachfieber genesen, hatte aber einen hartnäckigen rheumatischen Kopfschmerz davon getragen, der sie zwang, fast beständig auf ihrem Zimmer zu bleiben, und obgleich Eltern und Geschwister sie oft da besuchten, so machte es ihr doch wenig Freude, denn sie verstand es noch nicht, durch Güte und innige Freundlichkeit bei Andern Gefallen zu erwecken. Aber arme Leonore! Wenn ich dich, den kranken Kopf in die Hand gelehnt, in traurige Gedanken versunken da sitzen sehe, da bekomme ich Lust, deinen Kopf an meine Brust zu

drücken und dir meine Prophezeiung zuzuflüstern — doch diese mag bis auf Weiteres ruhen. Wir verlassen dich jetzt, kehren aber einandermal in dein stilles Kämmerlein zurück. Und du, Freude und Stolz des Hauses, tritt du jetzt hervor, schöne

Eva!

„Unsre Rose, unsre Schönheit“ wurde Eva in der Familie genannt. Eva hat viele ihresgleichen in der Welt und es ist nichts Böses an ihnen, sie sind eine anmuthige Sorte Menschen. Sie sind so lieblich anzuschauen, diese blühenden jungen Mädchen mit dem Lächeln auf den Lippen und der Güte und Lebensfreudigkeit, die aus den schönen Augen strahlt. Alle wollen ihnen wohl und auch sie wollen Allen so wohl. Alles Gute im Leben fließt ihnen wie von selbst zu. Sie haben günstigen Wind. So Eva. Auch ihre Schwachheiten, ein Wunsch zu gefallen, der leicht zu weit ging und eine Characterschwäche, die ihr selbst gefährlich war, zeigten in ihrem Hause und Gesellschaftskreise nur ihre anmuthigen Seiten und dienten dazu, sie beliebt zu machen. Eva war nicht eigentlich schön, aber doch blühend und hübsch. Ihre Augen waren nicht groß, hatten aber die schönste Form, die klarste, dunkelblaue Farbe und der Blick unter den langen, schwarzen Wimpern war zugleich schüchtern, lebhaft und gutherzig. Das seideweichste, kastanienbraune Haar theilte sich über der nicht hohen, griechisch gebildeten Stirne. Ihr Teint war weiß, fein und klar, Mund und Zähne vollkommen schön. Dabei hatte sie der Mutter schönen Wuchs, ihre leichten anmuthsvollen Bewegungen. Eine vortreffliche Gesundheit, die glücklichste Gemüthsart, eine von Natur harmonische Seele gab ihrem ganzen Wesen einen wohlthuenden, harmonischen Ausdruck. Was sie thut, thut sie recht und anmuthsvoll, was sie anzieht, das kleidet sie, und es ist ein Sprichwort

in der Familie: „Wenn Eva eine schwarze Katze auf den Kopf setzt, so wird sie ihr wohl anstehen.“

Louise und Eva waren in Folge gleicher Verstandesgaben und Talente, so wie einer gewissen Kameradschaft in und außer dem Hause bisher die Unzertrennlichen gewesen. Jetzt aber begann Eva allmälig, ohne sich von Louise zu trennen, durch eine geheime Kraft zu Leonoren hingezogen zu werden. Louise war mit allen ihren Sachen sich so selbst genug und Leonore stand steinsam, so traurig da. Evas gutes Herz neigte sich zärtlich zu ihr hin.

Aber es scheint uns, als ob Gabriele ein wenig schmollte, weil sie so lange hinausgeschoben wird, und wir müssen uns eilig wenden zu unsrem

Kleinen Fräulein.

„Unser kleines Fräulein“ liebte es durchaus nicht auf die Seite gesetzt zu werden. Gabriele war ein gar verzogenes Kind und machte oft den Sturm und den Sonnenschein im Hause. Sie sollte vor Kälte und Wind, vor Regen und Verdruß in Acht genommen werden. Man verhätschelte sie auf alle Art; sie stochert in den Speisen herum und wird wie für die schönste That gepriesen und gerühmt, wenn sie die Gnade gehabt hat, Mittags eine Tasse Bouillon oder den Flügel eines Hühnleins zu verzehren. Sie selbst ist noch wie das Küchlein unter der Mutter Flügel; doch kriecht sie zuweilen hervor und versucht ihre eigenen Schwingen. Dann ist sie lieb und lustig, macht Räthsel und Charaden, die sie besonders der Mutter und Petrea zu rathen aufgibt. Sehr beleidigt fühlt sie sich, wenn sie wie ein kleines Kind behandelt wird und etwas Schlimmeres kann ihr nicht begegnen, als wenn die ältern Schwestern zu ihr sagen: „Geh ein wenig hinaus, Gabrielchen“ um sich dann ihre wichtigen Angelegenheiten mitzutheilen, oder irgend einen herzbrechenden Roman zusammen zu lesen. Sie will, man soll

ihr schmeicheln und huldigen, und der Assessor steht in großer Ungnade bei ihr, weil er sie beständig reizt und sie Miß Krausemünze nennt oder ihr andre noch garstigere Namen gibt. Das Lernen und ihr Lehrer gefallen ihr ganz und gar nicht. Sie liebt ein gewisses far niente und ihre schwache Gesundheit macht, daß man ihrem Geschmack Vorschub leistet. Der Tanz ist ihr entzückend und sie ist entzückend, wenn sie tanzt. Im Gegensatz gegen Petrea hat sie eine große Furcht vor allen großen Unternehmnngen und im Gegensatz zu Louise einen ernstlichen Schreck vor Predigten, sie mögen nun mündlich oder gedruckt sein. In der Sonne, in warmen Winden, in Blumen und mehr noch in geliebten und liebenswürdigen Menschen fühlt sie die Güte des Schöpfers, die zum Gottesdienst erweckt. Eine eigene Furcht hat sie vor dem Tode und will Nichts davon hören, wie überhaupt von nichts Finsterem oder Traurigem. Und zum Glück für Gabriele hat wahre Elternliebe viel Aehnlichkeit mit der Mittsommersonne im Norden, die sowohl bei Nacht, als bei Tage leuchtet.

Wenn wir uns von der blondgelockten Gabriele zu Sara wenden — diesem „Afrika,“ wie der Assessor sie nannte — so gehen wir vom Tage zur Nacht, denn Sara stand im Hause wie ein schönes aber dunkles Räthsel da, wie eine Winternacht mit klaren Sternen, zugleich anziehend und abstoßend. Für uns wird sie jedoch klar werden, denn wir haben den Schlüssel zu ihrer Seele und können sie betrachten in folgenden Skizzen.

Aus Saras Tagbuch.

Gestern Abend wurde Macbeth vorgelesen. Alle entsetzten sich über Lady Macbeth. Ich schwieg, denn mir gefiel sie. Es war Kraft in dem Weibe.

Das Leben? Was heißt Leben? Wenn der Sturm auf starken, freien Schwingen durch den Raum fährt, dann singt er mir einen Gesang, der in meiner Seele wiedertönt. Wenn der Donner rollt, wenn die Blitze flammen, dann ahne ich das Leben, die Größe, die Kraft. Aber dieses zahme Alltagsleben — kleine Tugenden, kleine Fehler, kleine Sorgen, kleine Freuden, kleine Bestrebungen — das klemmt meinen Geist zusammen und erstickt ihn. O du in stillen Nächten mich verzehrende Flamme, was willst du? Es sind Augenblicke, wo du leuchtest, aber Ewigkeiten, wo du mich marterst und brennst.

Sie befinden sich wohl in diesem engen Kreise. Sie finden Interesse an tausend Kleinigkeiten; sie sind im Stande sich anzustrengen, um einander kleine Genüsse zu verschaffen. Gut für sie! Ich ward zu etwas Anderem geschaffen.

Warum soll ich gehorchen? Warum soll ich meine Neigungen, meinen Willen unterdrücken, um Andern zu Willen zu sein? Warum? Ach Freiheit, Freiheit!

Ich habe Volneys „Ruinen" von S. erhalten. Ich verstecke das Buch vor diesen frommen Menschen, die vor jedem Schatten bangen; aber heute Nacht, heute Nacht, wenn ihre Augen schlafen, sollen die meinigen wachen und es lesen. Der Kupferstich auf dem Titelblatt macht mir ein wunderliches Vergnügen. Ein Schiffwrack kämpft mit stürmischen Wogen; der Mond geht unter in schwarzem Gewölk; am Ufer mitten unter den Ruinen eines Tempels sitzt ein Muselmann — eine schöne gedankenvolle Gestalt — und betrachtet die Scene. Ich betrachte sie auch; ein angenehmer Schauer durchzuckt

mich. Besser, schöner ist eine große Ruine, als ein kleines, ein leeres Glück.

Das Buch gefällt mir. Es spricht aus, was schon lange in mir gelegen. Es gibt meinen dunkeln Ahnungen klares Licht. Ah! Welcher Tag geht für mich auf! Ein blendendes Licht, das alle neblichten Illusionen verjagt — aber meine Augen sind stark genug es zu ertragen. Möge das Netz der Vorurtheile, mögen die elenden Bande der Convenienz zerrissen werden, mögen die fesselnden Stützen fallen! Meine eigene Kraft soll mir genug sein.

Warum bin ich Weib? Als Mann wäre mir Leben und Handeln leicht und klar. Als Weib muß ich mich beugen, um mich zu befreien. Elende Abhängigkeit! Elendes Loos des Weibes!

Ich liebe S. nicht, aber er macht einen gewissen Eindruck auf mich. Mir gefällt die dunkle Kraft in seinem Blicke, der nachläßig starke Wille, der sich nur vor dem meinigen beugen will. Und wenn er die Harfe in seinen Armen hält, wenn er sie mit gewaltiger Kraft zwingt, Alles auszusprechen, was das Herz träumt und geträumt hat, da greift er in die Saiten meines Herzens, da erkenne ich in ihm meinen Meister.

Aber beherrschen soll er mich niemals. Dazu ist sein Geist nicht mächtig genug. Er kann mir nie etwas Anderes sein, als ein Mittel zu meinem Zwecke. Auch will ich ihn hierüber nicht täuschen. Ich bin zu stolz, um zu heucheln. Ich weiß wohl, wen ich lieben könnte. Ich weiß wohl den Mann, der mir ein Ziel sein könnte.

Die Natur hat mich nicht für diesen engen Kreis, für diesen schmalen Fußsteig durch die Welt bestimmt. S. zeigt mir einen andern, der meinen Sinn lockt. Ich fühle mich dazu geschaffen.

Ich habe mich im Spiegel betrachtet. Er sagt mir, wie die Blicke der Menschen es sagen, daß ich schön bin. Mein Wuchs ist kräftig und stolz, er entspricht dem Character meines Gesichtes. Ich kann an S. Versicherungen nicht zweifeln. Mein Aussehen in Verbindung mit meinen Seelengaben und meinem Talente wird mir ein glänzendes Glück bereiten.

Wozu sollte es dienen sich Illusionen darüber zu machen? — Hinweg mit allen Illusionen! — Ich stehe auf einem höhern Punct, als diese Leute um mich her, diese Leute, die sich dennoch berechtigt finden, meine Fehler zu meistern; die sich vielleicht heimlich über mich erheben, weil sie mich aus Barmherzigkeit aufgenommen haben. Aus Barmherzigkeit aufgenommen? Drückender, demüthigender Gedanke!

Und gleichwohl sind sie gut, ja engelgut gegen mich. Ich wollte, sie wären es weniger.

Zum zweitenmal in meinem Leben habe ich heute Nacht denselben wunderlichen Traum gehabt. Es war mir, als sei ich auf meinem Zimmer und sehe große schwarze Wolkenmassen über meinem Haupte gegen den Horizont herabstürzen und es entstand ein gewaltiges Getöse in der Luft. „Rette dich Sara!“ riefen die Stimmen meiner Schwestern, „komm, komm mit uns!“ Aber ich fühlte in allen meinen Gliedern diese wunderliche Trägheit, die meistens im Traume über uns kommt, wenn wir eilen wollen. Die Fenster in meinem Zimmer flogen auf vor dem Sturme und eine starke Neugierde trieb mich hinauszublicken. Da stand die Sonne mir gegen-

über, bleich, wässerig, strahlenlos, aber die Luft ringsumher im Raume schien zu brennen; ein Feuerglanz flog über Alles. Vor mir stand eine hohe Espe, deren Laub zitterte und prasselte, während Feuerfunken heraussprühten, und auf einem Zweige des Baumes saß ein großer schwarzer Vogel, der mich mit einem Feuerblicke ansah und dumpf und tonlos sing, während Sturm und Flammen um ihn her brausten. Ich hörte die Stimmen meiner Pflegemutter und meiner Schwestern ängstlich und aus immer weiterer Ferne mich rufen; aber ich lehnte mich zum Fenster hinaus, um zu hören, was der schwarze Vogel mit so wunderlicher Stimme sang. Ich empfand keine Furcht mehr. Da erwachte ich; aber der Traum hat Reiz für mich.

Der schwarze Vogel singt mir auch, wenn ich nicht träume. Meine Pflegemutter hat heute meinetwegen geweint. Es thut mir weh, aber — es ist das Beste, ich gehe. Sie lieben mich hier nicht, sie können nicht. Sie bedürfen meiner nicht, ich ihrer nicht mehr. Es ist das Beste, wir trennen uns.

So Sara. Wollen wir sofort einen betrachtenden Blick auf Heinrichs, Saras, Louisens, Evas, Leonorens, Petreas, Gabrielens Eltern werfen, so finden wir sie ziemlich unverändert, nur mit dem Unterschied, daß Elisens ganzes Aussehen weit mehr Gesundheit und Kraft beurkundete als früher; des Landrichters kraftvolles Gesicht hatte mehr Runzeln bekommen, aber auch einen Ausdruck weit größerer Milde. Eine kleine, jedoch vielleicht nicht unverzeihliche Schwachheit that sich immer mehr bei ihm kund. Er war ganz entzückt über seine Töchter. Gott segne den guten Vater!

Der Gegenstand.

Jetzt haben wir zu melden, wie die Familie sich in dem neuen Hause gruppirte. Seit Heinrichs und Jakobis Ankunft nahm die Lebhaftigkeit in demselben bedeutend zu. Heinrich führte eifrig seinen Vorsatz aus, den Schwestern muntere Motion zu machen und Jakobi unterstützte ihn dabei aus Herzensgrund. Lange Promenaden wurden angestellt, aber zu Heinrichs Aerger ließ sich Louise selten dazu herbei, während sie nach seiner Ansicht solcher Bewegung wohl bedurft hätte; sie hatte immer so entsetzlich viel im Hause zu thun. Sara lebte bloß für ihre Harfe und ihren Gesang, Leonore war nicht gesund und für Gabriele war es meistens zu kalt oder zu schmutzig, oder zu windig, oder war sie nicht bei Laune spazieren zu gehen. Eva dagegen war immer bei Laune und Petrea jeder Zeit zu einem Ausfluge bereit, und es machte Heinrich großes Vergnügen, einer seiner Schwestern den Arm zu geben, besonders wenn sie gut und schön gekleidet waren. Abends sieben Uhr versammelten sich die Mitglieder der Familie in der Bibliothek, wo der Theetisch gedeckt war und von Louise präsidirt wurde. Diese Abende waren sehr vergnügt, besonders wenn die Familie allein war. Zwischen dem Thee und der Mahlzeit wurde musicirt, geplaudert oder vorgelesen. Nach dem Essen wurde getanzt, und dabei sah man Louise mit ausnehmender Anmuth sich bewegen. Zuweilen führte man auch Charaden und Gesellschaftsspiele auf. Heinrich und Petrea waren sehr erfindungsreich an lustigen Schwänken. Es war des Landrichters inn gste Freude, alle seine Kinder um sich zu sehen, zumal des Abends und glücklich. Die Thüre zu seinem Arbeitszimmer, das neben der Bibliothek lag, stand Abends immer offen und ob er nun schrieb oder las, so war er doch immer vollkommen bei dem, was in der Gesellschaft

vorging. Dazwischenhinein kam er auch heraus und mischte sich in das Gespräch oder in die Spiele oder setzte sich neben Elise auf den grünen Sopha, sah dem Tanze zu und freute sich seiner Töchter, ja tanzte sogar mitunter selbst, wenn man ihm recht eifrig zusprach.

Was Jakobi betrifft, so wollte die Jugend mitunter ihn Etwas zerstreut und curios finden; er seufzte oft und schien mehr zu stillen Unterredungen mit Frauenzimmern, als zu Charaden und andern muntern Ausführungen geneigt. Es war zwischen Heinrich und Petrea ausgemacht, daß diese Seufzer und Zerstreutheiten einen Gegenstand haben; aber lange, d. h. drei bis vier Tage, vermochten sie nicht zu ergründen, was der rechte Gegenstand sei.

„Die Mutter kann es nicht sein," sagte Petrea, „denn sie ist eine verheirathete Frau und überdieß älter, obgleich hübscher, als wir alle zusammen, und obgleich Dr. Jakobi so gerne mit ihr spricht und sich ganz gegen sie benimmt, wie wenn er ihr Sohn wäre, so ist sie es doch nicht. Weißt du, Heinrich, ich glaube, Sara ist der Gegenstand. Er sieht sie so entsetzlich oft an. Oder vielleicht ist es Eva; denn er ist immer so vergnügt bei ihr und ich hörte ihn gestern zu Onkel Munter sagen, sie sei ganz ausnehmend reizend. Aber es ist doch ein Bißchen ungebührlich, wenn er an unserer Aeltesten so vorbeigeht."

Heinrich ergötzte sich sehr an Petreas Muthmaßungen und Verlegenheit. Er selbst hatte seine eigenen Gedanken über den Gegenstand. Und allmälig begann auch für Petrea eine klare Ahnung aufzugehen, der rechte Gegenstand dürfte doch zuletzt unsere älteste Schwester sein. Dieser Ansicht zufolge, die sich schnell im Geschwisterkreise verbreitete, wurde Louise in der scherzhaften Sprache desselben von nun an der Gegenstand genannt. Der Gegenstand selbst schien sehr wenig auf die Spekulationen zu achten, deren Gegenstand er war. Sie beschäftigte sich gegenwärtig damit, ein Gewebe anzuzetteln und hatte sich dabei zu Heinrichs Entsetzen vorgenommen,

die Hafersuppe zu benützen. Louise hatte wirklich eine Art Liebhaberei, ihre alten Kleider zu tragen und da das Gewebe Etwas mühsam und schwer auszurechnen war, so kamen die Domkirchengesichter beständig zum Vorschein, was ihr ein Nichts weniger als liebreizendes Aussehen gab. Aber es blieb dabei. Jakobi sah viel auf Sara, scherzte mit Eva, blieb jedoch bei Louise sitzen, als ob er nur bei ihr seine rechte Behaglichkeit und Wohlfahrt fände. Vergebens warf Petrea allerhand Streitfragen für ihn auf, um ihn während der Fehde den Gegenstand ein Bißchen vergessen zu machen. Er ließ sich nicht zerstreuen und überhaupt merkte man, daß der Doctor bei Weitem weniger disputirsüchtig war, als früher der Kandidat; er lachte bloß, wenn die Hofmarschallin W. von Zeit zu Zeit mit Nomaden und Monaden gegen ihn zu Felde zog. Jakobi hatte gegenwärtig ein Lieblingsthema und dieß war die Excellenz O. Sr. Excellenz O. ausgezeichnete Persönlichkeit, seinen edlen Character, seine Güte, seinen Geist, sein imponirendes Wesen und stattliches Aussehen, konnte Jakobi nicht genug rühmen und preisen; ja seine breite Löwenstirne, sein kräftiger Blick, seine schönen patrizischen Hände wurden mehr als einmal geschildert. Jakobi war seit ein Paar Jahren Secretär bei Sr. Excellenz und konnte von seiner Mitwirkung viel für eine künftige Beförderung hoffen. Inzwischen zeigte sich Se. Excellenz äußerst gütig gegen ihn, verschaffte ihm manche Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, hatte ihm angeboten, ihn auf eine Reise ins Ausland mitzunehmen, übte ihn selbst im Französischen, mit einem Wort, Se. Excellenz O. war die excellenteste Excellenz von der Welt, ein wirklicher Excellentissimus und Jakobi war ihm von ganzer Seele zugethan und erzählte eine Menge Anekdoten über Se. Excellenz O. und eine Menge Anekdoten, die er aus dem Munde Sr. Excellenz O. vernommen hatte.

Louise besaß mehr als sonst Jemand in der Familie die gute Eigenschaft, eine vortreffliche Zuhörerin zu sein

und deßwegen bekam sie mehr als alle Andern von Sr. Excellenz O. zu hören, aber nicht bloß von ihm, denn Jakobi hatte ihr immer Etwas zu erzählen, immer Etwas mit ihr zu berathen. Und wenn Louise nicht gar zu sehr mit ihren Webereigedanken beschäftigt war, so konnte Jakobi stets auf die ernstlichste Theilnahme und die besten Rathschläge rechnen, sowohl in moralischen Fragen, als auch, wenn es sich um ökonomische Anordnungen, Kleider, Plane für die Zukunft u. s. w. handelte. Dafür ertheilte er ihr ebenfalls gute Rathschläge, die indeß selten befolgt wurden, beim Postillon, zeichnet Tapisserie-Muster für sie und las ihr gerne vor, indeß lieber Romane, als Predigten. Indeß durfte er nicht lange im Frieden an der Seite des Gegenstandes sitzen; denn bald setzte sich an dessen andere Seite eine Person, die wir in Anbetracht, daß ihre vornehmste Merkwürdigkeit im Besitze eines großen Gutes nahe bei der Stadt bestand, schlechtweg den Gutsbesitzer nennen wollen.

Der Gutsbesitzer schien dem Kandidaten — wir wollen ihn auch ferner so tituliren, man bleibt ja doch in gewisser Beziehung hier auf der Welt immer ein Kandidat — den Platz streitig machen zu wollen, den dieser einnehmen zu wollen schien. Er besaß außer seinem großen Gute einen ganz ansehnlichen Körper, dicke von Gesundheit strotzende Wangen, ein Paar große, graue Augen, die sich durch ihren leeren Blick auszeichneten, einen kleinen blühenden Mund, der noch lieber kaute, als sprach, bedeutungslos lachte und jetzt an Bäschen Louise — er glaubte sich ein wenig mit dem Landrichter verwandt — allerhand Reden zu richten begann, die wir zusammenfassen wollen unter dem Kapitel

Sonderbare Fragen.

„Bäschen Louise, mögen Sie gerne Fische, zum Exempel Brachsen?“ fragte der Gutsbesitzer eines Abends,

als er sich neben Louise gesetzt hatte, die fleißig an einer Landschaft in Tapisserie nähte und ohne aufzusehen mit vielem Phlegma antwortete:

„O ja, der Brachsen ist ein sehr guter Fisch."

„O, mit rother Weinsauce delikat! Auf meinem Gute Estanvik habe ich eine magnifique Fischerei. Wahre Herkulesse von Brachsen! Ich fische sie selbst."

„Wer ist der große Fischer da?" fragte Jakobi mit einem ungeduldigen Naserümpfen seinen Freund Heinrich. „Und was geht es ihn an, ob deine Schwester Louise gerne Brachsen mag?"

„Weil sie dann villeicht auch ihn möchte, mon cher. Ein höchst respectabler und tüchtiger Kerl, mein Vetter Thure von Estanvik. Ich rathe dir, seine Bekanntschaft zu kultiviren. Ja so Gabrielchen, ja so Euer Hoheit, was ists? Ja was, ists? Ueber dieses Räthsel verliere ich bestimmt den Kopf. Mütterchen, komm deinem dummen Sohne zu Hülfe."

„Nein, nein, die Mutter weiß es schon! Die Mutter darf Nichts sagen!" rief Gabriele erschrocken.

„Welchen König, Herr Doctor, stellen Sie am Höchsten unter allen Königen?" fragte zum Zweitenmal Petrea, die diesen Abend eine Art Fragraptus hatte.

„Karl XIII.," antwortete der Kandidat und horchte was Louise dem Gutsbesitzer zur Antwort gab.

„Bäschen, mögen Sie gerne Vögel?" fragte der Gutsbesitzer.

„O ja, besonders Krammetsvögel," antwortete Louise.

„Nun, das ist ja prächtig!" sagte der Gutsbesitzer. „Auf meinem Gute Estanvik gibt es ungeheuer viel Krammetsvögel. Ich gehe oft mit meiner Büchse hinaus und schieße sie selbst zum Mittagessen. Bliff, Blaff, da liegen sie, mit zwei Schüssen habe ich die ganze Schüssel voll."

Petrea, die von Niemand gefragt wurde: „Mögen Sie gerne Vögel, Bäschen?" und die den Kandidaten beschäftigen wollte, deßhalb sich auch durch seine sichtbare

Zerstreutheit nicht abschrecken ließ, rief aufs Neue: „Herr Doctor, glauben Sie, daß die Menschen vor der Sündfluth viel schlechter waren, als die Menschen in unsern Tagen?“

„O viel, viel besser,“ antwortete der Kandidat.

„Bäschen Louise, mögen Sie gerne Hasenbraten?“ fragte der Gutsbesitzer.

„Herr Doctor, mögen Sie gerne Hasenbraten?“ flüsterte Petrea schelmisch Jakobi zu.

„Bravo Petrea!“ flüsterte ihr der Bruder zu.

„Bäschen Louise, mögen Sie gerne kalte Speisen?“ fragte der Gutsbesitzer, indem er Louise an den Tisch führte.

„Magst du gerne einen Gutsbesitzer?“ flüsterte ihr Heinrich zu, als sie wieder vom Essen kamen.

Louise antwortete — gerade wie eine Domkirche geantwortet haben würde — sie sah sehr ernsthaft aus und schwieg.

Petrea war nach dem Essen wie losgelassen und ließ Niemand in Ruhe, der ihr möglicherweise antworten konnte. „Ist die Vernunft für den Menschen hinreichend? Was ist der Grund der Moral? Was ist die eigentliche Bedeutung der Offenbarung? Warum ist es im Staate immer so schlecht bestellt? Warum muß es Arme und Reiche geben u. s. w.?“

„Ach, Petrea,“ sagte Louise, „wozu diese Fragen alle?“

Es war ein Abend für Fragen; auch nahmen sie noch kein Ende, als man aus einander ging.

„Glaubst du nicht auch, Elise,“ sagte der Landrichter zu seiner Frau, als sie allein waren, „daß unsere kleine Petrea unangenehm zu werden anfängt mit ihrem beständigen Fragen und Disputiren. Sie läßt Niemand in Frieden und ist mitunter in unaufhörlicher Unruhe. Sie wird sich einmal lächerlich machen, wenn sie so fortfährt.“

„Ja, wenn sie so fortfährt. Aber ich glaube, es

kann anders werden. Ich habe Petrea seit einiger Zeit viel beobachtet und will dir nur sagen, daß ich glaube, es regt sich etwas wirklich Ungewöhnliches in dem jungen Mädchen."

„Ja, ja, gewöhnlich ist sie in der That nicht. Die Lebhaftigkeit und die ewigen Feste und Possen, die sie anordnet. . . ."

„Ja deuten sie nicht auf bestimmte Anlagen für schöne Kunst? Und dann ihre schreckliche Lernbegierde! Jeden Morgen steht sie zwischen drei und vier Uhr auf, bloß um zu lesen, zu schreiben, oder an ihren Schöpfungen zu arbeiten. Das ist wahrhaftig nichts Gewöhnliches. Und diese Unruhe, dieser Eifer zu fragen und zu disputiren, mag er nicht von einer Art Wissenshunger herrühren? Ach von einem solchen, an dem viele Frauenzimmer aus Mangel an Nahrung ihr ganzes Leben hindurch leiden. Aus einer solchen Leere der Seele entstehen Unruhe, Unbehaglichkeit, ja unzählige Fehler."

„Ich glaube, du hast Recht, Elise," sagte der Landrichter „und es gibt keinen traurigeren Zustand im Leben, besonders in reiferen Jahren. Aber das soll unserer Petrea Loos nicht werden. Wir werden schon dafür zu sorgen wissen. Was meinst du, daß jetzt für sie gut wäre?"

„Ich glaube, irgend ein ernstliches und fortgesetztes Studium würde ihr helfen, ihre Seele zu ordnen. Sie ist mit ihren ungeordneten Anlagen, ihrem Eifer und Streben viel zu sehr sich selbst überlassen. Ich für meine Person besitze zu wenig Kenntnisse, um sie zu leiten und zu lehren; du hast nicht Zeit, es ist Niemand hier, der ihre unklare junge Seele in seine Obhut nehmen könnte. Es thut mir manchmal recht leid um sie, denn ihre Schwestern verstehen dieses Arbeiten in ihr durchaus nicht und ich gestehe, daß es mich selbst zuweilen peinigt. Ich wünschte nur besser im Stande zu sein, ihr dabei zu helfen. Petrea bedarf eines Grundes, worauf sie stehen kann und den sie jetzt noch nicht hat. Ihren Gedanken fehlt es an einem festen Anhalt. Daher ihre Unruhe;

sie gleicht einer wurzellosen Blume, die von Winden und Wellen dahingetrieben wird."

„Sie wird einstens Wurzel schlagen, sie wird Grund finden, so gewiß, als es solchen auf der Welt gibt," sagte der Landrichter mit ernstem und blitzendem Auge, indem er mit der Hand auf das Westgöthagesetz schlug, so daß es zu Boden fiel. „Wir werden schon daran denken, Elise," fuhr er fort. „Petrea ist noch zu jung, als daß man ihre Anlagen mit Sicherheit bestimmen könnte. Aber kräftigen sie sich, so soll sie nicht zu hungern brauchen, so lange ich lebe und den Meinigen Brod schaffen kann. Du kennst meinen Freund, den vortrefflichen Bischof B. Vielleicht können wir Petrea fürs Erste seiner Leitung anvertrauen. In ein Paar Jahren werden wir schon sehen . . . jetzt ist sie noch zu sehr Kind. Aber meinst du nicht, daß wir mit Jakobi reden sollten, ob er nicht jetzt mit ihr ein Bißchen lesen und sprechen will? . . . . Apropos, wie steht es mit Jakobi? Ich glaube, er fängt an, vor Louise zu figuriren."

„Ja, ja, es ist nicht ohne. Und unser Vetter Thure von Estanvik ebenfalls; hast du Nichts gemerkt?"

„Ja heute Abend merkte ich Etwas. Was zum Henker sind das für dumme Fragen, die er machte? Bäschen, mögen Sie gerne das und mögen Sie gerne das, Bäschen? Ich mag das durchaus nicht. Louise ist ja noch nicht einmal ausgewachsen und man kommt schon mit Fragen, Bäschen mögen Sie? Nun es mag wohl Nichts zu bedeuten haben. Das wäre mir das Liebste. Schade jedoch, daß unser Vetter Thure nicht ein Bißchen mehr Mensch ist, denn er hat ein recht schönes Gut und so ganz in der Nähe."

„Allerdings Schade. Denn so wie er jetzt ist, bin ich beinahe überzeugt, daß Louise ihn unmöglich lieben kann."

„Glaubst du nicht vielleicht, daß sie Jakobi liebt?"

„Die Wahrheit zu sagen, ich glaube, daß es nicht ganz richtig ist."

„Nun, das wäre recht unangenehm und recht unklug. Ich habe Jakobi lieb, allein er hat ja Nichts und ist Nichts.“

„Aber, mein Lieber, er kann Etwas bekommen und kann Etwas werden. Ich gestehe, bester Ernst, ich glaube, er würde besser, als irgend einer, den wir kennen, für Louise zum Mann passen und ich würde ihn gerne Sohn nennen.“

„Würdest du das, Elise? Nun dann muß ich mich wohl auch dazu bereit machen. Du hast am meisten Mühe mit den Kindern gehabt und hast deßwegen in ihren Angelegenheiten auch am Meisten zu sagen.“

„Ernst, du bist gar zu gut.“

„Sage billig, Elise; nicht mehr als billig. Ueberdieß glaube ich, daß unsre Gedanken und Neigungen nicht sehr verschieden sind. Ich gestehe, daß ich Louise für einen großen Schatz halte und ich weiß Niemand, dem ich sie von Herzen gönnen möchte. Aber wenn Jakobi ihr Herz gewinnt, so fühle ich, daß ich mich einer Verbindung zwischen ihnen nicht widersetzen kann, wiewohl sie mir wegen seiner ungewissen Aussichten Sorge machen würde. Jakobi ist mir wirklich lieb, wir haben ihm wegen Heinrichs viel zu danken. Sein vortreffliches Herz, seine Redlichkeit und andre guten Eigenschaften werden ihn zu einem eben so guten Bürger, als Gatten und Familienvater machen, auch glaube ich für meinen Theil, daß er zu den angenehmen Menschen gehört, mit denen man gern zusammenleben möchte. Aber Gott behüte mich! Ich spreche, als ob ich die Partie wünschte, und bin doch weit entfernt davon. Ich will meine Töchter am liebsten behalten, so lange sie sich bei mir glücklich fühlen. Aber wenn die Mädchen einmal groß sind, darf man nie mehr auf Frieden rechnen. Ich wünsche alle Freier und Werber zum Henker. Wir könnten jetzt hier Alle zusammen, wie im Himmelreiche leben, seitdem wir Alles so gut in Ordnung haben. Einige kleine Verbesserungen dürften zwar noch gemacht werden, allein

sie können auch unterbleiben, wenn wir nur im Frieden beisammen wohnen. Ich habe daran gedacht, wir könnten leicht hieher noch einen Wandschrank machen lassen. Siehst du auf diese Seite da; meinst du nicht, wenn wir hier öffnen ließen... ei der Tausend, du schläfst schon, meine Liebe?"

Eine Einladung.

Um diese Zeit fingen die Töchter des Hauses an, viel von Feuersbrünsten zu träumen, auch fehlte es nicht an Traumdeutungen, Winken, kleinen Neckereien und vertraulichen Mittheilungen zwischen ihnen. Keine träumte und deutete lebhafter als Petrea; Gabriele, die in ihrer Unschuld Nichts träumte, wunderte sich, was all die sonderbaren Redensarten von Feuersbrünsten zu bedeuten haben sollen, erfuhr aber nicht viel davon, denn so oft sie in das Geheimniß eingeweiht werden sollte, hieß es: „Geh ein wenig hinaus, Gabrielchen."

Eines Abends hatten Sara, Louise und Petrea sich zusammen an ein Tischchen gesetzt, wo sie einander Etwas mittheilten, was von ganz besonderem Interesse gewesen sein muß. Da kam Gabriele und hätte gerne für sich und ihr Buch auch ein Plätzchen an dem Tisch gehabt, allein es war unmöglich, es fand sich kein Raum für die Kleine. Beinahe in demselben Augenblick erschienen auch Jakobi und Heinrich. Sie suchten sich sogleich Plätze im Kreise der jungen Damen und siehe da, es war Raum genug für sie am Tische. Da steckte Gabriele ihr Köpfchen zwischen Louise und Petrea und bat die Schwestern das Räthsel aufzulösen: „Was ist das, an was sechs Platz haben, aber nicht fünf?"

Die Schwestern lachten, Louise küßte die kleine feine Moralistin und Petrea verließ den Tisch, die Herrn und

eine politische Diskussion, die sie mit Heinrich begonnen hatte, um sich mit Gabriele auf die Seite zu setzen und ihr von Thiodolfs Fahrten zu erzählen, was einer der größten Genüsse unsres kleinen Fräuleins war.

„Apropos," rief Heinrich, „ist nicht übermorgen die Hochzeit, auf die wir eingeladen werden sollten? NB. nach unsrer eigenen Ausrechnung. Tante Eveline hat wirklich weit weniger Genie, als ich ihr zugetraut hätte, wenn sie nicht..."

„Tante Eveline steht hier, um wo möglich ihr Genie zu vertheidigen," sagte eine freundliche Stimme und Tante Eveline stand zur allgemeinen Verwunderung und Freude mitten im Zimmer.

Nach den ersten Begrüßungen und Fragen trug Eveline mit sichtbarer Freude und Herzlichkeit ihre Einladung vor — aber nicht, wie Heinrich erwartet hatte zur Hochzeit, sondern zur Nachhochzeit.

Lauras Vermählung mit Major G. sollte in der größten Stille und in Gegenwart von bloß einigen wenigen Verwandten bei ihrer Pflegemutter vor sich gehen. Aber die Mutter des Bräutigams eine jener fröhlichen und guten Personen, welche die Welt bedeutend erleichtern, und denen die Welt so wenig dafür dankt, die wo möglich alle Menschen bewirthen und ihnen Vergnügen machen wollen, und daher gern ein Bischen verläumdet werden, eine wohlbeleibte herzliche Kriegsräthin wollte durchaus die Hochzeit ihres einzigen und vielgeliebten Sohnes auf irgend eine festliche und heitere Weise feiern und die ganze Gegend an ihrer Freude Theil nehmen lassen. Acht Tage lang sollte die große Nachhochzeit dauern und schon standen die mächtigen Flügel von Arelholm mit offenen Armen bereit, einen ansehnlichen Theil der Notabilitäten aus Stadt und Umgegend zu empfangen. Braut und Bräutigam sollten ihre respektiven Freunde und beste Bekannten einladen und aus Auftrag der Braut, so wie ihrer künftigen Schwiegermutter — Eveline wies sich darüber schriftlich vor Elise aus — er-

schien jetzt Eveline, um die Franksche Familie — die ganze Familie, Jakobi mit eingerechnet — zu bitten, sie möchte das Fest mit ihrer Gegenwart beehren. Man bat ausdrücklich, daß sämmtliche Töchter kommen möchten. Man rechnete auf jede von ihnen besonders. Auf Petrea, die viel Talent fürs Theater hatte, rechnete man für eine Rolle in dem Stück, das aufgeführt werden sollte; auf die andern theils für den Tanz, theils für Tableaux; Gabriele wurde als Engel angeworben und man setzte natürlich voraus, den Mädchen selbst mit allem diesem Freude machen zu können. Man wünschte und bat die Familie möchte sich für die ganze Dauer der Nachhochzeit und wo möglich noch länger auf Axelholm niederlassen, wo Alles für sie bereit stehe; sie würde so viel zur Fröhlichkeit des Festes beitragen und man hoffe, sämmtlichen Mitgliedern den Aufenthalt daselbst recht angenehm machen zu können.

Fox, Pitt, Thiers, Laffitte, Platen, Anckarsvärd, ja man kann dreist behaupten, sämmtliche Redner in der Welt haben nie Reden gehalten, die von ihren Zuhörern einleuchtender gefunden und mit wärmerem und einstimmigerem Enthusiasmus begrüßt wurden, als Tante Evelinens kleiner Vortrag.

Heinrich warf sich der vortrefflichen, beredten Tante zu Füßen. Eva klatschte in die Hände und umarmte sie. Petrea schrie in einem Raptus von Entzücken laut auf und warf beim Aufhüpfen ein Nähtischchen über Louise um. Jakobi machte einen Entrechat befreite Louischen von dem Tischchen und engagirte sie zur ersten Anglaise auf dem ersten Ball.

Der Landrichter war seelenvergnügt über die Lustbarkeiten, die seiner Kinder warteten, mußte aber für seinen Theil dem fröhlichen Feste entsagen. Geschäfte! Landrichter Frank hatte selten zu etwas Anderem Zeit, als zu Geschäften. Doch wollte er es so einrichten, daß er die Seinigen wenigstens nach Axelholm begleiten könnte, um dann am folgenden Tag zurückzukehren. Elise machte

Complimente und wollte nicht mehr als zwei, höchstens drei von ihren Töchtern mitnehmen, ließ sich aber von Eveline und auch von ihrem Manne überreden, der es wünschte, daß sie alle dabei sein sollten. „Vielleicht," sagte er, „bekommen sie nie mehr eine solche Gelegenheit sich lustig zu machen." Und gewiß ist es selten, daß man eine Mutter bittet, ja anbettelt, sie möchte alle ihre sechs Töchter mitbringen. Uebrigens muß auch anerkannt werden, daß die Töchter des Frankschen Hauses wegen ihres freundlichen, angenehmen Wesens und ihrer vielfachen guten Eigenschaften allgemein beliebt waren. Elise mußte versprechen alle mitzubringen, Sara, Louise, Eva, Leonore nein es ist wahr, Leonore konnte nicht mit. Die arme Leonore mußte ihrer Kränklichkeit wegen zu Hause bleiben und bald wetteiferten Eva und Petrea, welche von ihnen ihr Gesellschaft leisten dürfe. Leonore erklärte kalt und mürrisch, ihretwegen brauche keine da zu bleiben; sie bedürfe Niemandens; sie sei am Liebsten allein; die Schwestern sollen getrost Alle zusammen fortfahren; sie könne dennoch leben; die arme Leonore war durch Krankheit und Daheimsitzen ganz umgewandelt. Sie verbarg ihr schönes Wesen unter einer Wolke von Verdrießlichkeit und übler Laune und kühlte dadurch die Wärme und Freundlichkeit ab, die man ihr so gerne bewies.

Inzwischen entstand große Bewegung unter den jungen Leutchen in der Familie. Gar Vieles mußte gekauft, genäht und in Ordnung gebracht werden, damit die Töchter in Ehren und recht anmuthsvoll bei den Festlichkeiten auftreten konnten. Welche Musterungen mit Kleidern, Blumen, Bändern, Halsbändern, Handschuhen u. s. w., welche Berathungen und Entwürfe über die neuen Einkäufe, welche Berechnungen, damit das Geldgeschenk, das der gute Vater ungebeten jeder seiner Töchter gegeben hatte, nicht überschritten werden möchte! Louise war unschätzbar in diesem Dilemma. Sie wußte für Alles Rath und einen Ausweg. Sie ging unermüdlich in den

Kaufläden herum und marktete unverzagt. Sie machte nie viel Komplimente, sondern ließ Alles aufreißen, wenn sie eine Elle Zeug haben wollte und war im Stande an zwölf Orte zu gehen, um ein Stückchen Band billiger oder von besserer Qualität zu bekommen, denn Louise sah sehr auf Qualität. Auch war sie nach ihrer eigenen und der ganzen Familie Ansicht dafür bekannt, daß sie das machte, was man glückliche Coups nennen konnte, und was so viel bedeutete als einen guten Kauf machen, oder eine gute Waare um einen unerhört billigen Preis erhalten. Bei all diesem stand Louise in großem Ansehen in den Läden der Stadt und wurde mit dem größten Eifer und ungemeiner Achtung bedient, während die kleine Petrea, die nie marktete und immer das erste Beste nahm, was man ihr gab — NB. wenn sie freie Hand hatte — nicht am Mindesten beachtet wurde und immer so wohl schlechte, als theure Waaren erhielt. Es ist wahr, Petrea erschien so wenig, als möglich in den Läden, während Louise, die den mühevollen Ehrenposten einer Commissionärin für alle ihre Freundinnen und Bekannte verwaltete, daselbst beinahe wie in ihren eigenen Schränken zu Hause war.

Man kam darin überein, daß auf dem großen Balle, der an demselben Tage, wo die Familie auf Arelholm ankam, stattzufinden hatte, Sara, Louise und Eva in gleichem Aufzug erscheinen sollten, bestehend aus weißen Linonkleidern, hellrothen Schärpen und Rosen im Haar. Petrea war über diesen Plan entzückt und zweifelte nicht daran, ihre Schwestern werden von allen Seiten den Beinamen „die drei Grazien" erhalten; sie für ihren eigenen Theil hätte sich gerne Venus nennen lassen, allein daran war leider nicht zu denken. Sie studirte ihr Gesicht an allen Spiegeln — es hätte dennoch seine Reize, sagte sie, wenn nur die Nase ein Bischen anders gemacht werden könnte. Petrea wollte auf den Ball ein himmelblaues Kleid anziehen; das kleine Fräulein war entzückt über das rosenrothe Florkleid, das die Mutter ihr nähte.

Alle waren mit Leib und Seele von ihrer Toilette in Anspruch genommen.

Verwicklungen.

Ein feiner Staubregen fiel draußen und mit heimlichem Entsetzen sah Jakobi Louise mit dem Hofprediger, der sie gänzlich entstellte, ausgerüstet, um mit Eva unter dem Schutze des Familiendaches auf glückliche Coups auszugehen. Inzwischen nahm Sara ihre Musiklektion bei Schwarz, hatte aber Petrea versprochen, Nachmittags mit ihr auszugehen, um ebenfalls glückliche Coups zu machen.

„Hör einmal Heinrich, ich glaube, wir gehen auch auf glückliche Coups aus," sagte Jakobi zu seinem jungen Freunde, „ich brauche ein paar neue Handschuhe und . . ."

„Und vielleicht könnten wir mit den Mädchen im Laden zusammentreffen," sagte Heinrich schelmisch.

„Ganz richtig," erwiederte Jakobi lachend. „Aber Heinrich, kannst du deiner Schwester Louise nicht sagen, daß sie den abscheulichen Mantel zu Hause läßt? ich versichere dich, daß sie darin nicht aussieht, wie . . . ja sie sieht wahrhaftig nicht ganz hübsch darin aus."

„Glaubst du nicht, daß ich es ihr schon gesagt habe? Ich habe gegen den Hofprediger gepredigt, so daß er schon längst verbannt sein sollte. Ich habe erklärt, daß ich nicht neben dem Hofprediger gehe; allein es hilft Alles Nichts. Er hat sich bei unsrer gnädigsten Aeltesten dermaßen in Gunst gesetzt, daß wir uns wohl — glaub es mir Bruderherz — Zeitlebens damit herumschleppen müssen. Und was meinst du? Ich glaube beinahe, dem Vetter Estanvik gefällt er."

„Nun, dieser Figur kann man es ansehen, daß sie

einen erbärmlichen Geschmack, einen wahren Hottentotten-geschmack hat."

„Auch in Beziehung auf Louise?"

„Hm!"

Zur Mittagszeit kehrten die handelnden Damen, begleitet von den handelnden Herren, die ganz friedlich neben dem Hofprediger einherwanderten, zurück. Louise war mit Ehren überschüttet. Sie hatte einen glücklichen Coup gemacht.

„Seht einmal diesen Linon für einen Reichsthaler Banko die Elle? Ist es nicht eine charmante Farbe? Ich habe 12 Schillinge hinweggemarktet und diese Bänder da, die ich für 20 Schillinge die Elle bekam — man verlangte dreißig — sind sie nicht schön? Werden sie nicht magnifik passen? Ist das nicht ein wahrer Fund? Habt ihr je so Etwas gehört und gesehen? Sara, wenn du in dieselben Läden gehst, wie ich, so bekommst du Alles um denselben Preis. Ich habe den Akkord an drei Orten gemacht, bei Bergwalls und Aströms und wegen der Blumen bei Madame Florea."

Sara dankte, sagte aber, sie habe ihren Plan geändert und wolle nicht denselben Anzug haben, wie Louise und Eva, sondern einen andern, der — der ihr besser gefalle.

Die Schwestern wunderten sich und waren Etwas verdrießlich, Louise sogar beleidigt. Waren sie nicht schon so ganz einig über die Sache gewesen? Was sollte aus den drei Grazien werden?

Sara antwortete, die dritte Grazie könne sein, wer wolle. Sie für ihren Theil könne die Ehre nicht haben.

Die Schwestern fanden Sara sehr ungraziös.

Eva lief zu Leonore hinauf, um ihr ihre Einkäufe zu zeigen.

„Sieh einmal diese Rose da, Leonore, ist sie nicht gar zu schön? Ganz wie lebendig! Und die Bänder!"

Ja... ja..." sagte Leonore in herabgestimmtem Tone und betrachtete die schönen Zierrathen mit finsterem

Blicke, stieß sie aber auf einmal so heftig von sich, daß sie auf den Boden fielen, und brach in Thränen aus. Eva war ganz betroffen; ein Buch war auf ihre schöne Rose gefallen und hatte sie zerdrückt. Einen Augenblick fielen Evas Thränen auf diese, im nächsten Augenblick aber auf die Schwester.

„Warum thatest du dieß, Leonore? Ach du mußt sehr krank sein! Oder bist du böse auf mich?

„Nein Eva, nein, verzeih mir und ... verlaß mich."

„Warum das? Ach weine nicht, sei nicht traurig. Es war unverständig von mir heraufzukommen und .... aber ich sage der ganzen Herrlichkeit gute Nacht; ich gehe nicht dazu, ich bleibe bei dir zu Hause; sage nur, daß du mich lieb hast und daß du es wünschest. Sprich nur ein Wort."

„Nein, nein," sagte Leonore heftig, indem sie sich von der holden Trösterin abwandte, „ich will das nicht. Ihr plagt mich mit dem Geschwätze, mir zu Liebe zu Hause bleiben zu wollen. Ich weiß wohl, daß ich nicht diejenige bin, für die man dieses gerne thun könnte. Ich bin weder gut noch fröhlich. Geh du zu den Fröhlichen, Eva, und folge ihnen. Verlaß mich jetzt; laß mich im Frieden, das ist Alles, was ich verlange."

Weinend und mit ihrer zerdrückten Rose in der Hand entfernte sich Eva.

Als Sara Nachmittags mit Petrea auf die versprochene Wanderung ausgehen sollte, war sie bei sehr finsterer Laune. Sie wolle gehen, sagte sie, aber nur Petrea zu Liebe; sie für ihre Person würde lieber zu Hause bleiben. Sie werde Nichts kaufen, sie wisse gar nicht, was sie kaufen sollte. Sie werde nicht zu dem Feste gehen, denn sie könne doch nicht vergnügt sein. Nichts in der Welt mache ihr Vergnügen, wenn sie nicht Etwas nach ihrem eigenen Willen bekommen könne.

Petrea war ganz verblüfft über diese plötzliche Verwandlung und suchte ihr auf alle Arten auf den Grund

zu kommen. „Aber warum,“ fragte sie mit Thränen in den Augen, „warum willst du nicht bei uns sein?“

„Weil ich nicht dabei sein will,“ antwortete Sara heftig, „wenn ich es nicht mit Ehren und auf meine eigene Art sein kann. Ich will nicht in den Haufen von Gewöhnlichen und Mittelmäßigen gemischt werden. Ich will ausgezeichnet und ungewöhnlich sein. So ist nun einmal mein Gemüth. Bei Einschränkung kann und will ich nicht leben. Lieber gar nicht leben.“

„Ach,“ rief Petrea, die jetzt begriff, was Sara fehlte, und deren Augen auf einmal vor Freude strahlten, „ach ist es nichts Anderes? Da sieh, liebe Sara; nimm, nimm Alles, was ich besitze. Ich bitte dich, nimm es. Glaubst du nicht, daß es mir tausendmal mehr Vergnügen macht, dich prächtig und fröhlich zu sehen, als wenn ich die schönsten Sachen von der Welt hätte? Nimm es, beste, liebste Sara. Ich bitte dich auf den Knieen, nimm es. Siehst du, dann reicht es hin; dann kannst du dir kaufen, was du willst und kannst vergnügt sein und mit uns kommen; — sonst ist die ganze Herrlichkeit doch nicht viel werth.“

„Ach Petrea! Und du?“

„O ich putze mein Florkleid ein wenig auf, und will auch noch Geld zu ein Paar Bändern zurückbehalten. Dann wird es schon angehen und im Uebrigen kann es gleichgültig sein, wie ich aussehe. Sei nur du vergnügt, Sara, und thue, um was ich dich bitte.“

„Aber darf ich, kann ich? Ach nein, Petrea, es wird mir schwer. Das Wenige was du hast! . . . Und es reicht doch nicht hin! . . .“

„O freilich, laß es doch hinreichen. Wir können ja in Louisens Läden gehen, dort bekommt man Alles billiger. Ich werde nie mehr froh, wenn du meine Bitte nicht erfüllst. Sieh jetzt bist du meine gute, liebe Sara. Danke, danke dir. Ach jetzt ist es mir so leicht ums Herz. Jetzt brauche ich mir keine Sorgen um die ver-

wünschte Toilette zu machen. Das ist ein großer Gewinnst für mich."

Dem Vogel auf schaukelndem Zweige ist es nicht leichter zu Muth, als es Petrea war, während sie jetzt mit Sara ausging, die zwar weit weniger vergnügt, aber freundlicher als je gegen die Schwester war. Mit Petreas Bandkauf ging es so. Als sie an einer Pfefferkuchenbude vorbei ging, sah sie einen kleinen Schornsteinfegerjungen stehen, der auf ein Paar purpurrothe Aepfel die liebevollsten Blicke warf; sie konnte nicht umhin ihm ein Geschenk damit zu machen und fühlte sich mehr als belohnt, als sie des Knaben weiße Zähne freudvoll in der schwarzen Umgebung glänzen sah, zuerst gegen sie, dann gegen die saftige Frucht, der sie sich einbissen. Dabei wässerte ihr selbst der Mund und sie sah jetzt weiter in der Bude so schöne Bergamotbirnen — ihrer Mutter Lieblingsobst — und so prächtige Apfelsinen — die würden Leonoren Freude machen! — Das Resultat war, daß Petreas Taschen sich mit Früchten füllten und die Bänder — ja dazu reichte das Geld nicht mehr hin. „Louise hat so viele alte Bänder," tröstete sie sich, „sie wird mir schon ein Paar leihen." Petrea dachte, wie alle schlechten Haushälter.

Als Sara und Petrea von ihrer Ladenpromenade zurückkamen, sah Louise bald, daß Saras Einkäufe bei Weitem ihre Mittel überstiegen und über das hinausgingen, was Louise mit Recht für ein Mädchen ihres Standes passend glaubte. Ohne ein Wort zu sprechen, betrachtete sie den weißen Seidenzeug, die blaue Gaze zur Tunika, die schönen gelben und weißen Astern zum Kopfputz und mehrere andere Zierrathen, die Sara nicht ohne eitles Vergnügen ausbreitete.

„Und was hast Du gekauft, Petrea?" fragte jetzt Louise, „laß einmal sehen."

Petrea antwortete erröthend, sie — habe noch Nichts gekauft.

Später kam Petrea zu Louise und bat sie mit einiger Schüchternheit, ihr ein Paar Seidenbänder zu leihen.

„Liebe Petrea," sagte Louise mißvergnügt, „ich brauche meine Bänder selbst und überdieß hast du so gut als ich und wir Alle Geld bekommen, um deine Bedürfnisse einzukaufen."

Petrea schwieg und Thränen traten ihr in die Augen.

„Ich hätte nicht geglaubt, Louise," sagte Sara heftig, „daß du so geizig wärest und Petrea ein Paar alte Bänder abschlügest, von denen ich überzeugt bin, daß du sie gar nicht mehr brauchst."

„Und ich, Sara," antwortete Louise in demselben Tone, „ich hätte nicht geglaubt, daß du Petreas Gutherzigkeit und Schwäche für dich so mißbrauchen könntest, daß du ihr ihren kleinen Antheil abnimmst, um deine eigene Eitelkeit zu befriedigen. Ich finde dieselbe überhaupt höchst tadelnswerth, da sie zu Ausgaben führt, welche die Mittel unsrer Eltern bei Weitem übersteigen."

„Sara hat Nichts von mir verlangt," rief Petrea eifrig; „ich habe es selbst gewollt, ich habe sie gezwungen."

„Ohnehin," fuhr Louise mit strengem Ernst fort, „will ich dir nur sagen, Sara, daß die Tracht, die du gewählt hast, mir gar nicht passend, nicht anständig erscheint. Ich bin beinahe überzeugt, daß Schwarz dich verleitet hat, von unsrem ersten Plane abzugehen, der so hübsch und angenehm gewesen wäre und ich muß dir nur sagen, meine liebe Sara, daß ich an deiner Stelle einer solchen Person gar keinen solchen Einfluß auf mich gestatten würde und dieß ist nicht das Einzige, warum ich glaube, daß du dich nicht ganz gegen ihn benimmst, wie du solltest, wie es für die Würde des Weibes paßt und wie ich von meiner Schwester wünschte. Es thut mir sehr leid, dir dieß sagen zu müssen."

„Ach du bist wirklich gar zu gütig," sagte Sara mit einer stolzen Zurückbiegung des Kopfes und einem höhnischen Lächeln; „aber mach dir keine Sorgen darüber, Louise, denn ich versichere dich, daß ich mich sehr wenig

um das bekümmere, was dir gefällt oder was dir nicht gefällt."

„Um so schlimmer für dich, Sara, wenn du dich so wenig um diejenigen bekümmerst, die es wirklich gut mit dir meinen. Ich bin übrigens nicht die Einzige, die dein Benehmen gegen Schwarz mißbilligt, auch Eva ..."

„Ja Sara," fiel Eva erröthend ein, „ich gestehe, daß du dich nach meiner Ansicht gar nicht gegen ihn benimmst, wie es sich paßt für ...."

„Schwestern," sagte Sara heftig und stolz, „was sich für mich paßt, könnt ihr gar nicht beurtheilen. Ihr habt kein Recht, meine Aufführung zu meistern und ich werde nicht dulden ...."

„Das glaube ich auch," schrie Petrea eifrig, „wenn die Mutter Nichts zu Sara sagt, so hat keine Andere das Recht ...."

„Stille, liebe Petrea, du bist nicht gescheidt und blind für ...."

In diesem Augenblick der Spaltung und Verwirrung, als alle Schwestern auf einmal mit den Zungen des Verdrusses und Vorwurfes zu sprechen anfingen, hörten sie einen tiefen klagenden Seufzer, der sie plötzlich Alle verstummen machte und ihre Augen auf die kleine Kabinetsthüre lenkte. Da stand die Mutter, die Hände an ihre Brust gedrückt, bleich und mit einem Ausdruck von Schmerz in ihrem Gesichte, der mit schneller Gewissensqual in die Herzen der Töchter drang. Als alle schwiegen, ging sie langsam auf sie zu und sagte mit aufgeregter Stimme:

„Meine lieben Mädchen! Warum, ach warum dieses? Nein keine Erklärungen jetzt. Fehler und Unrecht ist auf einer, vielleicht auf mehreren Seiten. Aber wozu diese Bitterkeit, dieses unwillkürliche Loslassen verletzender Worte? Ach ihr wißt nicht, was ihr thut. Ihr wißt nicht, welche Hölle Schwestern einander bereiten können, wenn sie eine solche Gesinnung aufkommen lassen; ihr wißt nicht, wie Feindseligkeit und Erbitterung zur

schauderhaften Gewohnheit unter ihnen werden kann, wie sie einander zu Plagegeistern werden und das Leben verbittern können. Und es kann doch so ganz anders sein! Schwestern können wie gute Engel für einander sein und das väterliche Haus wie ein Himmel auf Erden. Ich habe Beides schon in Familien gesehen; — einen größeren Unterschied gibt es nicht auf der Welt. Ach bedenkt, bedenkt doch, daß ihr jeden Tag, jede Stunde an der Bildung eurer Zukunft arbeitet. Bedenkt, daß ihr einander das Leben erheitern, verschönern oder auch verbittern könnet, je nachdem ihr es treibt. Meine lieben Mädchen, bedenkt wohl, daß es in eurer Macht steht, eure Eltern, eure Familie, euch selbst sehr glücklich oder sehr unglücklich zu machen."

Die Töchter waren still und das tiefe Gefühl, das sich in den Worten, dem blassen Gesichte und dem thränenvollen Blicke der Mutter aussprach, drang ihnen sehr zu Herzen. Sie empfanden die Wahrheit dessen, was sie gesagt hatte, tief. Mit einem Strom von Thränen eilte Petrea hinaus. Sara folgte ihr stille. Eva schmiegte sich liebkosend an die Mutter, aber Louise sagte:

„Ich habe Sara bloß die Wahrheit gesagt. Es ist nicht mein Fehler, wenn ihr die Wahrheit unangenehm klingt."

„Ach Louise," antwortete die Mutter; „so heißt es beständig in der Welt und doch herrscht so viel Zwiespalt und Haß unter denen, die es sagen. Der blinde Glaube an eigene Unfehlbarkeit, das harte, anspruchsvolle Zurechtweisen ist es, was die Gemüther aufreizt und auch die Wahrheit unwirksam macht. Sie ist an sich selbst so rein und schön; warum sie in ein entstellendes Gewand kleiden? Ich weiß, daß du bloß willst, was recht und gut ist; aber mein liebes Mädchen, wer das Ziel recht will, muß auch die Mittel wollen."

„Soll ich mich denn verstellen? Soll ich meine Gedanken verbergen und schweigen zu dem, was ich unrecht finde? Weltliche Klugheit mag dieß erfordern,

aber vom christlichen Gesichtspunkt aus ist es gewiß nicht recht."

„Werde wahrhaft christlich, mein Kind, und du wirst leicht Mittel finden, das Rechte auf eine rechte und wirksame Art zu thun; du wirst die Wahrheit sagen lernen, ohne zu verletzen. Ein wahrhaft reiner, wahrhaft liebevoller Wille beleidigt Andere nie, auch nicht in Kleinigkeiten. Man braucht deßwegen nicht zu schweigen, wenn man sprechen soll. Aber . . . ."

„C'est le ton qui fait la chanson! Nicht wahr? He, he, he!" stimmte mit gellender Stimme die Hofmarschallin ein, die unbemerkt gegen das Ende dieser Predigt hereingetreten war und ihr nun ein Ende machte. Beinahe in demselben Augenblick erschien auch der Assessor, und Frau Gunille und er kamen sogleich in ein Gespräch, jedoch nicht, wie gewöhnlich, in Streit mit einander. Frau Gunille klagte ihm ihre Noth mit Pyrrhus; sie war ganz bekümmert über das Thierchen, das seit einiger Zeit einen bösen Fuß bekommen hatte, so daß es dalag und beständig daran leckte, allein deßungeachtet und trotz aller ärztlichen Mittel wurde das Uebel eher schlimmer, als besser. Frau Gunille wußte nicht, was sie mit ihrem kleinen Günstling anfangen sollte, aber der Assessor erbot sich ganz freundlich, ihn in seine Pflege zu nehmen. Er sagte, er habe immer mehr Glück in der Kur der Hunde, als der Menschen gehabt, auch seien die Hunde weit angenehmere und liebenswürdigere Patienten. Frau Gunille dankte ihm sehr und war herzlich erfreut über das Anerbieten. Tags darauf sollte Pyrrhus zum Assessor gebracht werden.

Man sammelte sich zum Thee und die Hofmarschallin sah bald, daß Etwas in der Familie nicht ganz im Reinen war. Sie sagte zu Elise: „Hören Sie einmal, meine liebe Elise, ich weiß, daß es Festivitäten, Schmäuse und Bälle geben wird, dort auf, wie heißt doch das Ding? Und alle Ihre Kinder kommen auch hin, um dort zu glänzen, versteht sich; wenn es da irgend eine kleine

Verlegenheit gibt mit den Toiletten oder den Geldbeuteln und ich einen Dienst leisten kann, so sage Sie es mir ganz aufrichtig. Herr, mein Gott, es ist einmal nicht anders — junge Mädchen! — da und dort fehlt eine Bandrose und das Eine und das Andere. Herzliebste, das ist ja ganz natürlich, ich weiß dieß Alles genau. Nun sage Sie mir jetzt . . . ."

Elise dankte Frau Gunille herzlich, wollte aber von ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Die Töchter, meinte sie, müssen bei Zeiten lernen, sich nach ihren Mitteln zu schicken.

Frau Gunille erwiederte: „Ja, ja — aber ich will Ihr beweisen, meine liebe Freundin, daß keine Regel ohne Ausnahme ist und wenn es an einigen Kleinigkeiten fehlt, so — denkt an mich."

Frau Gunille war übrigens heute so gut gestimmt, sie sah aus, als wäre sie sich bewußt, einen Mitmenschen glücklich gemacht zu haben. Der Assessor konnte unmöglich mit ihr in Wortwechsel kommen. Sie freute sich auf das Land, wohin sie sich bald begeben wollte, auf den Frühling, der vor der Thüre stand, auf das Grün, das kommen werde. Der Assessor dagegen freute sich gar nicht. Bei einem so garstigen Frühling, sagte er, habe man keine Ursache sich zu freuen. Es sei geradezu unmöglich in einem solchen Klima zu leben und unser Herrgott müsse offenbar wollen, daß man nicht mehr leben solle, sonst würde er keine solche Frühlinge schicken. Wenn man keine Kartoffeln bekomme, so werde man wohl Hunger sterben, was dann noch das Beste von der ganzen Lebensgeschichte sei.

Frau Gunille bedankte sich für ihren Theil. Sie wolle gerne leben. Der liebe Gott werde schon dafür sorgen, daß man Kartoffeln bekomme. Mit einem Ausdruck herzlicher Theilnahme sah sie auf die unruhigen und bekümmerten Gesichter der Mädchen.

„Wenn Evchen einmal so alt wird, wie ich," sagte sie, indem sie das liebe Kind sanft auf den weißen

Nacken klopfte, „so weiß sie Nichts mehr von dem, was ihr jetzt solche Bekümmerniß macht."

„Ach wenn ich nur schon sechszig Jahre alt wäre!" rief Eva lächelnd, wiewohl mit einer Thräne im Auge.

„So weit kommt es schon, kommt schon noch, he, he, he!" tröstete Frau Gunille; „Herzliebste, das macht sich, ehe man sichs versieht. Aber sei inzwischen nur artig und vergnügt. Unterhalte dich gut da auf Dings; — wie heißt es doch? Wenn du dann zurückkommst, mußt du mir erzählen, wie es dort zugegangen ist. Thue das hübsch, dann bekomme ich auch meinen Theil an dem Feste, obgleich ich ihm nicht anwohnen kann. Das kommt von der beneidenswerthen Zahl sechszig, liebes Evchen, he, he, he." Die Sonne ging klar und herrlich unter. Frau Gunille lief ans Fenster und schickte ihr einen kleinen Gruß zu, während sie mit ihren schimmernden Strahlen zwischen den Bäumen des Kirchhofs herein grüßte. „Es sieht aus, als ob wir auch morgen einen schönen Tag bekommen sollten," sagte Frau Gunille für sich, indem sie mild lächelte und glücklich aussah.

Man stellt Jugend und Alter als das Leichte und Schwere vom Lebenstage einander gegenüber. Allein hat nicht jede Tageszeit, jedes Alter seine eigene Jugend, sein eigenes behagliches Leben, wenn man sich nur recht in sein Wesen hinein versetzt? Ja, der Greis, der sich reine Erinnerungen zu seiner Abendgesellschaft versammelt hat, ist meistens glücklicher, als die Jungen, die mit unruhigen Herzen am Anfang ihrer Fahrt stehen. Keine Leidenschaften trüben die Kaffeetasse, kein unruhiges Streben stört das behagliche Geplauder der Dämmerung; alle kleinen Annehmlichkeiten des Lebens werden so gut, so aufmerksam genossen, und vertrauensvoller als je wirft man alle Sorgen und Kümmernisse auf den lieben Gott. Man hat ihn erprobt.

Entwirrung.

„Es sind gewiß zu viele bittere Mandeln in der Masse da. Es will mir heute Abend gar nicht schmecken,“ sagte Elise, indem sie ihr Glas Mandelmilch hinstellte und seufzte — aber nicht über die Mandelmilch.

„Sei fröhlich bei uns, liebe Mutter,“ flüsterte ihr Eva zärtlich zu, „wir sind jetzt Alle wieder gut.“ Die Mutter sah in ihren schönen strahlenden Augen und las es in Louisens stillem Blicke, als diese sich von dem Tische, wo sie beschäftigt war, Sara ihre Tunika machen zu helfen, umwandte und die Mutter ansah. Elise nickte fröhlich gegen sie und Eva und trank ihnen in ihrer Mandelmilch zu, die jetzt auf einmal ganz süß geworden zu sein schien; so vergnügt sah die Mutter aus, als sie das Glas hinstellte.

„Mütterchen,“ sagte Gabriele, „wir müssen uns wohl der Toilette unsrer armen Petrea ein wenig annehmen; sie wird sonst gewiß nicht presentabel.“

Aber Louise nahm in aller Stille Petreas Florkleid, blieb bis nach Mitternacht mit demselben auf und stutzte es mit ihren eigenen Bändern und Spitzen so auf, daß es presentabler wurde als je. Petrea küßte ihre geschickten Hände dafür. Eva .... wir schweigen von ihren Anstalten bis auf Weiteres, aber kennst du, o gewiß kennst du die Zephyre, die im Lande der Seele den Frühling heranlocken, die Blumen aufsprießen und die Luft lieblich und rein zu athmen machen, gewiß kennst du sie, die kleinen, leichten, stillen, anspruchslosen, beinahe unsichtbaren und doch so mächtigen, mit einem Wort — die freundlichen Geister auf der Erde?

Nachdem sie in der Frankschen Familie gehaust, sehen wir Nichts, was eine allgemeine freudvolle Lustfahrt verhindern könnte; ach ja! es ist wahr,

Petreas Nase!

Sie war wie oft bemerkt groß und Etwas klumpig. Petrea hatte große Lust sie umzuformen, besonders zu den bevorstehenden Festlichkeiten.

„Was hast du mit deiner Nase gemacht? Was ist an deiner Nase? Wie steht es mit deiner Nase?“ waren Fragen, die Petrea von allen Seiten zugerufen wurden, als sie am Tag vor der Abreise zum Frühstück herabkam.

Halb lachend, halb weinend erzählte Petrea von der unschuldigen Maschinerie die sie über Nacht benützt hatte, um die Form derselben Etwas zu verändern und deren Folge nun eine feuerrothe Sattelgurt über der Nase nebst einer bedeutenden Geschwulst war.

Die Mutter nahm sogleich Bähungen mit Haferschleim vor. „Weine nicht, mein liebes Kind,“ sagte sie dazwischen hinein, „deine Nase wird nur noch mehr echauffirt davon.“

„Ach,“ rief Petrea, „man ist doch recht unglücklich, wenn man eine solche Nase hat. Was kann man in der Welt damit anfangen? Man sollte nur ins Kloster gehen.“

„Es ist weit besser,“ sagte die Mutter, „du machst es, wie eine meiner Bekannten, die ebenfalls eine große Nase hatte, ja gewiß eine noch weit größere, als du.“

„Ach, wie hat es denn diese gemacht?“

„Sie hat sich so beliebt gemacht, daß auch ihre Nase beliebt wurde. Ihre Freunde behaupteten, sie sehen auf der Welt Nichts lieber, als ihre Nase, wenn sie zu ihrer Thüre hereintrete und sie möchten um keinen Preis ohne sie sein.“

Petrea lachte und sagte ganz erheitert: „Ach wenn meine Nase so beliebt werden kann, so will ich mich auch mit ihr aussöhnen.“

„Du mußt dir Mühe geben, in sie hinein zu wachsen," sagte die gute, kluge Mutter sinnig scherzend.

Der Reisetag.

Am Morgen der Abreise war Alles in lebhafter Bewegung. Der Assessor schickte Eva einen großen Strauß ausgezeichnet schöne lebendige Blumen, die sie sogleich unter ihre Schwestern austheilte. Der Landrichter in einem Raptus von Thatenlust packte selbst die Kleider seiner Frau und seiner Töchter ein und behauptete, Niemand könne besser damit umgehen, als er; Niemand bringe mehr Sachen in einen Koffer hinein, als er. Das Letztere wurde gerne zugegeben, aber in Beziehung auf die Vortrefflichkeit des Hineinlegens erhob sich einige Opposition. Die Damen behaupteten, er zerknittere ihre Kleider. Der Landrichter versicherte, damit habe es keine Gefahr, es werde sich Alles ganz gut machen; er stand in Hemdärmeln, eifrig und schweißbedeckt zwischen dem Koffer und der Wäsche, polterte ein wenig bei jedem Stück, das ihm gereicht wurde, schrie aber gleich darauf:

„Habt ihr Nichts mehr, Mädchen? Ich habe noch für Mehr Platz. Nur her damit. So das da und das da und das da ... ei der Kuckuck, will es kein Ende nehmen mit euren Artikeln? Was meinst du? Zerknittert? Nun, man kann es auch wieder glatt machen. Gibt es kein Bügeleisen mehr auf der Welt? Wie? So, so, meine Mädchen, habt ihr noch mehr? Ich kann noch mehr hineinbringen."

Man wollte gleich nach dem Mittagessen abreisen, um noch am Abend nach dem zwei Meilen von der Stadt gelegenen Axelholm zum Balle zu kommen. Bis zum Mittagessen waren alle Koffer gepackt und alle Gemüther klar, besonders das des Landrichters, der mit seiner Vor-

mittagsarbeit so zufrieden war, daß er sein Vergnügen beinahe auch denjenigen mittheilte, denen sie vorher nicht ganz gut gefallen hatte. Petrea aß, um sich recht leicht zum Tanze zu machen, nur einen Eiskuchen mit etwas Schneemoos.

„Vor allen Dingen, liebe Kinder," bat der Landrichter, „seid präcis um halb vier Uhr fertig; da werden die Wagen vorfahren. Laßt mich nicht auf euch warten!"

Schlag halb vier Uhr kam der Landrichter und rief an den Thüren seiner Frau und seiner Töchter: „Mutter! Mädchen! Es ist Zeit! Es hat halb vier Uhr geschlagen! Die Wagen stehen vor dem Hause!"

„Gleich, gleich!" wurde ihm von allen Seiten geantwortet. Der Landrichter zauderte. Er wußte aus Erfahrung, was dieses Gleich zu bedeuten hatte. Schon kochte ihm sein Pünktlichkeitsfieber im Blute und er ging mit großen Schritten im Saale auf und ab, in dem er vor sich hin sagte: „Es ist doch entsetzlich, daß sie nie fertig werden können. Aber ich will mich nicht ärgern. Wenn sie mich auch erzürnen, so will ich ihnen doch ihre Freude nicht verderben. Aber Geduld ist dazu nöthig, weiß Gott, mehr als Hiob hatte."

Während er so sich selbst moralisirte, hörte er seine Frau mit Bestimmtheit sagen: „Kommt jetzt, liebe Mädchen! Um Gotteswillen laßt den Vater nicht warten. Ihr wißt ja, wie unangenehm es ist . . .!"

„Aber er hat ja vorgestern auch Nichts gesagt, ließ sich Petreas Stimme vernehmen, „wo er ebenfalls lange auf uns warten mußte. (Ich weiß nicht, was ich mit meinen Handschuhen gemacht habe!)"

„Eben deßwegen soll er heute keine Minute länger warten und nie mehr, wenn ich es machen kann. Wenn ihr jetzt nicht fertig sind, so laufe ich euch davon." Die Mutter lief, sämmtliche Töchter hüpften ihr vergnügt nach. Der Landrichter merkte mit Freuden, daß Liebe eine wirksamere Triebkraft ist, als Einschüchterung. Bald

saßen Alle in dem Wagen Wir lassen sie dahin rollen und wollen einen kleinen Besuch abstatten auf

Leonorens Zimmer.

Leonore war allein. Sie stützte ihren kranken Kopf auf die Hand. Sie hatte ihre Gefühle bezwungen, um die Abschiedsküsse der Mutter und Schwestern freundlich erwiedern zu können; sie hatte gesehen, wie die Freude in ihren Gesichtern sich vor ihr zu verbergen suchte; besonders hatte eine nur halb versteckte Freude in der Mutter und in Evas Blicken ihr wehe gethan. Sie hatte ihre fröhlichen Stimmen auf der Treppe und dann das Rollen der Wagen gehört. Jetzt waren sie fort, jetzt war Alles still und öde im Hause und große Thränen rannen über Leonorens Wangen. Sie fand sich so verlassen, so verwahrlost, so einsam auf der Welt. Da öffnete sich die Thüre leise, ein lächelndes Gesicht guckte herein und eine leichte, anmuthige Gestalt sprang durch das Zimmer auf sie zu, küßte sie, lachte und blickte mit schelmischer Innigkeit in ihr verwundertes Gesicht.

„Eva!" rief Leonore kaum ihren Augen trauend. „Eva, bist du's? Wie? ... Woher kommst du? Bist du nicht mit den Andern fortgefahren?"

„Nein, wie du siehst. Ich bin hier und gedenke hier zu bleiben," antwortete Eva, indem sie die Schwester umarmte, lachte und glücklich aussah.

„Aber warum? Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß ich lieber bei dir bin, als anderswo. Ich habe Axelholm und seinen Herrlichkeiten gute Nacht gesagt."

„Ach warum hast du das gethan? Das wollte ich nicht."

„Siehst du, das wußte ich, und eben deßhalb zog ich meine Reisekleider an, wie die Andern, und nahm von

dir Abschied. Ich wollte dich hintergehen, siehst du. Bist du mir deßwegen böse? Jetzt mußt du dich doch darein schicken, denn jetzt wirst du mich nicht mehr los. Sieh mich ein wenig heiterer an, Leonore."

„Das kann ich nicht, Eva, denn du hast dich meinetwegen eines großen Vergnügens beraubt und ich weiß, daß es dich schwer ankommen muß. Ich weiß, daß ich weder angenehm noch liebenswürdig bin, daß du mich nicht lieben und kein Vergnügen bei mir haben kannst, und deßwegen kann ich auch keine Freude an deinem Opfer haben. Es geziemt dir bei den Fröhlichen und Glücklichen zu sein; ach wärest du doch mit ihnen gefahren!"

„Wenn du mich nicht zum Weinen bringen willst, so sprich nicht so. Ach du weißt nicht, wie mir der Gedanke, alle diese Feste fahren zu lassen, um hier allein mit dir zu sein, schon seit mehreren Tagen so wohl gethan hat. Und gerade weil ich dich lieb habe, Leonore; ja weil ich fühle, daß ich dich mehr lieben könnte, als alle Andern — schüttle nur den Kopf, es ist doch so. Man kann selbst nicht dafür, liebe Schwester."

„Ach warum solltest du mich lieb haben? Ich bin ja so ganz und gar nicht liebenswürdig. Niemand sonst findet Gefallen an mir, ich bin Niemanden zur Freude. Ich könnte gerne sterben. Ach ich denke oft, es müßte so schön sein zu sterben."

„Wie kannst du so sprechen, Leonore? Das ist sehr unrecht von dir. Könntest du dem Vater und der Mutter und mir und uns Allen diesen grausamen Schmerz machen wollen?"

„Ach du und die andern Geschwister, ihr würdet euch bald trösten. Die Mutter hat mich nicht so lieb, wie euch, der Vater auch nicht. Ottilie N. sagte mir dieser Tage, man spreche allgemein davon, daß weder Vater noch Mutter mich lieb habe."

„Pfui, das war sehr unartig und unrecht von Ottilie. Ich bin überzeugt, daß unsre Eltern uns Alle gleich

sehr lieben. Hast du je gemerkt, daß sie einen ungerechten Unterschied zwischen uns machen?"

„Absichtlich gewiß nicht! Dazu sind sie viel zu gut und zu vollkommen. Aber glaubst du nicht, daß ich merke, mit welch ganz andrem Ausdruck des Vaters Blicke auf mir ruhen, als auf dir oder auf Louise? Glaubst du nicht, daß ich fühle, wie kalt, ja wie gezwungen manchmal der Kuß ist, den die Mutter mir gibt, gegen die zwei, drei, ja die vielen, die sie aus der Fülle ihres Herzens dir oder Gabrielen aufdrückt? Aber ich klage nicht über Ungerechtigkeit; ich sehe so gut ein, daß es nicht anders sein kann; die Natur hat mich so anmuthslos gemacht, daß man mich unmöglich lieben kann. Ach wie glücklich sind doch die, die ein angenehmes Aussehen haben! Sie brauchen sich nur zu zeigen, um das Wohlwollen der Menschen zu gewinnen. Es wird ihnen so leicht, liebenswürdig zu sein und geliebt zu werden. Aber schwer, sehr schwer ist es für die, die so verwahrlost sind, wie ich ..."

„Aber liebe Leonore, ich versichre dich, daß du ungerecht gegen dich selbst bist. Dein Wuchs z. B. ist ja ganz gut und deine Augen haben etwas so Ansprechendes, so Mildes und Ernstes zugleich. Dein Haar ist fein und hat eine schöne braune Farbe; es würde dir so gut lassen, wenn es nur ein Bischen besser geordnet würde; — aber warte, wenn du einmal gesund bist, so will ich dafür sorgen und dann sollst du sehen ..."

„Und mein Mund, der bis zu den Ohren hinaufgeht, und meine Nase, die so platt und so lang ist — wie willst du diesen helfen?"

„Dein Mund? Nun ja, der ist Etwas groß, aber deine Zähne sind regelmäßig und könnten bei etwas mehr Aufmerksamkeit ganz weiß werden. Und deine Nase — — laß sehen, — ja, wenn da eine kleine Erhöhung, eine kleine Biegung darauf wäre, so wäre sie auch recht brav. Doch laß einmal sehen! Ich glaube wirklich sie fängt an sich zu heben! Ja wahrhaftig, ich sehe deutlich

den Anfang zu einer kleinen Biegung. Und weißt du, wenn diese einmal kommt und du gesunder bist und dann natürlicher Weise auch eine bessere Farbe hast, so glaube ich, daß du recht hübsch wärest."

„Ach das kann ich nie glauben," sagte Leonore seufzend, während ein unwillkürliches Lächeln ihr Gesicht aufhellte.

„Und wenn du auch nicht so ganz schön wirst, so kannst du doch gewiß unendlich anmuthig werden. Du hast wirklich etwas ganz Eigenthümliches an dir und ich hörte erst dieser Tage den Vater es zur Mutter sagen."

„Sagte er es wirklich?" Leonorens Gesicht hellte sich immer mehr auf.

„Ja gewiß. Ach Leonore, was ist Schönheit? Sie vergeht doch einmal und wird zuletzt in die schwarze Erde gelegt und zu Staube. Ja auch während sie in ihrer Blüthe steht, reicht sie ganz und gar nicht hin, uns geliebt oder glücklich zu machen. Einen wirklichen Werth hat sie nicht."

Nie war die Macht der Schönheit von schöneren Lippen herabgesetzt worden. Leonore sah Eva an und seufzte. Eva fuhr fort:

„Nein Leonore, laß es dich nicht bekümmern, daß du nicht schön bist. Schönheit kann wohl zuweilen angenehm sein, aber sie ist wahrhaftig nicht nöthig, um geliebt und glücklich zu werden. Ich bin überzeugt, wenn du auch nie im Geringsten schöner werden solltest, als du jetzt bist, so könntest du dennoch, wenn du wolltest, in deiner Art so gern gesehen und geliebt werden, wie nur je die schönsten Frauenzimmer von der Welt."

„Ach wenn ich mich nur bei meinen nächsten Angehörigen beliebt machen könnte! Wie göttlich, in seinem Hause geliebt zu sein!"

„Aber das kannst du, das wirst du, liebe Leonore, wenn du nur willst. Ach wenn du immer so wärest, wie du zuweilen bist! Und du wirst es immer mehr und ich habe dich immer mehr und so unendlich lieb."

„O liebe Eva," sagte Leonore tief gerührt, indem sie sich an die Schwester lehnte, „ich habe dieß sehr wenig um dich verdient. Aber es soll künftig anders mit mir werden. Ich will so werden, wie du mich haben willst, ich will gut und liebenswürdig zu werden suchen."

„Und dann wirst du auch so schön, so geliebt und so glücklich werden, daß es eine Freude sein soll. Aber jetzt mußt du in Louisens und mein Zimmer kommen. Dort erwartet dich Etwas, auch mußt du ein wenig Luftveränderung haben, komm, komm!"

„Ach wie angenehm!" rief Leonore, als sie in Evas Zimmer trat. Und man konnte sich wahrhaftig nichts reizenderes denken, als die kleine Friedenswohnung, jetzt mit der unschuldigen Kokettrie der Liebe geschmückt. Der lieblichste Duft von frischen Blumen erfüllte die Luft und die Sonne warf ihren freundlichen Schein auf einen Tisch vor dem Sopha, wo ein Korb mit schönen Früchten mitten unter einer Menge hübscher und niedlich geordneter Kleinigkeiten lockend glänzte. Das ganze Zimmer gewährte ein Bild lieblicher Ruhe.

„Hier meine beste Leonore," rief Eva, „sollst du während dieser Zeit wohnen. Es wird dir gut thun, dein Zimmer ein wenig zu verlassen. Und siehst du, hier haben dir Alle geopfert. Die kleine gothische Kirche von Bronce da ist von Jakobi; sie ist eine Lampe, wie du siehst; das Licht kommt durch die Fenster zur Kirche herein; wie schön! Heute Abend wollen wir sie anzünden und diese Früchte da, siehst du die schönen Trauben! Heinrich und Petrea sind ihretwegen im Komplott gewesen. Die Kupferstiche sind vom Vater und Louise hat dir die Pantoffeln genäht und das kleine Fräulein —"

Leonore schlug die Hände zusammen; „ists möglich," rief sie, „daß ihr alle so viel an mich gedacht habt? wie gut ihr seid, ach viel zu gut!"

„Nein, weine nicht, liebe Eleonore. Du darfst nicht weinen; du sollst fröhlich sein! Siehst du, wir alle haben dich so lieb! Aber das Beste vom Tractament

kommt noch. Da sieh diesen neuen Roman von Miß Edgeworth! Den hat uns die Mutter gegeben, daß wir ihn zusammen lesen sollen. Ich werde dir bis Mitternacht daraus vorlesen, wenn du's haben willst. Ein kleines delikates Souper hat Louise für uns in Ordnung gebracht und das wollen wir hier oben verzehren. Wir wollen auf unsre Weise schwelgen. Nimm jetzt eine von den großen Trauben, die alle an einem Stiel sitzen, ich will die andere nehmen. Es lebe der König! O herrlich!"

Während die beiden Schwestern bei ihrem unschuldigen Feste schwelgten, wollen wir sehen, wie es bei der großen Gesellschaft zugeht auf

Axelholm.

Nicht auf jedem Balle geht es so beneidenswerth leicht und ungezwungen zu, wie auf einem, den die Bürgerschaft in der kleinen guten Stadt ***ping gab, wo man die Bäckerin und Zuckerbäckerin mit einander nach der verkehrten Seite hinwalzen sah und die übrigen sagten: „Thut Nichts, wenn es nur geht!" Ach nein! Eine solche Unschuld trifft man höchst selten und am Allerwenigsten auf der Innocence, was ich selbst bezeugen kann. Hier, wie anderswo auf großen Bällen, machen es die Felsenscheeren der Convenienz unmöglich, sich ohne tausend Anständigkeiten, Umstände, Bedenklichkeiten, Förmlichkeiten, und wie die Dinge alle heißen mögen, die zusammen eine bedeutende Summe von Schwierigkeiten ausmachen, zu bewegen. Der große Ball auf Axelholm sollte gleichfalls Etwas vorstellen und war daher nicht ohne seine steifen Schwierigkeiten. Dazu gehörte, daß mehrere von den jungen Herrn sich für zu alt oder — hielten, um zu tanzen, und deßhalb mehrere tanzlustige Damen nicht tanzen konnten, weil sie vor den drohenden Lorgnetten der Herren den Muth nicht hatten mit ein=

ander zu tanzen. Inzwischen sieht die Scene aus wie eitel Lust und Freude. Der große Tanzsaal ist prachtvoll beleuchtet und eine zahlreiche Gesellschaft darin versammelt. Es ist der Augenblick unmittelbar vor dem Tanzen. Die Herrn stehen in einer großen Gruppe mitten im Saal, von wo aus sie sich in geraden oder Wellenlinien gegen den Damenkreis hin ausbreiten. Gleich Blumen auf der Rabatte sitzen diese auf den Bänken rund herum, die meisten in schüchterner Stille, während einige im Bewußtsein ihrer Zephyrleichtigkeit gleich Schmetterlingen im Saale auf und ab schweben. Alle sehen fröhlich aus, alle sprechen mit einander mit der Lebhaftigkeit, dem gegenseitigen Wohlwollen, das der Anblick des zusammengruppirten Schönen, verbunden mit dem Bewußtsein, selbst die reizendste Figur vorzustellen, und die Erwartung des Vergnügens einflößt. Jetzt stimmte die Musik, jetzt klopften junge Herzen mit mehr oder weniger Unruhe, jetzt ergingen die Engagirungen unter Stößen von Bedienten, die beständig den von den jungen Damen immer verschmähten Thee umherboten. Hier sah man junge Mädchen, zahlreich umringt, die auf dem Elfenbein des Fächers aufgezeichneten Tanzversprechungen studiren und eifrigen Bewerbern den dritten, vierten, fünften, sechsten, ja bis zum zwölften Tanz abschlagen, aber anmuthsvoll gnädig den dreizehnten versprechen, der vielleicht nicht zu Stande kommt, während Andere ganz in ihrer Nähe still und unangefochten auf die erste Aufforderung warten, um ein williges und dankbares Ja zu sagen. Unter den Vielumschwärmten und Aufgeforderten sehen wir Sara und auch Louise. Mit ihnen wetteiferten die drei Fräulein Abendstern, Isabella, Stella und Aurora, die sich beständig um den Sessel der Gräfin Sonnenstrahl hielten, der vor dem großen Trumeau im Hintergrunde des Saales aufgepflanzt war. Unter den in der allerschönsten Ruhe Wartenden erblicken wir unsre Petrea, die gleichwohl heute Abend mit ihrem Band von schottischen Perlen im Haare und einer gewissen Blume

der Unschuld und Güte auf ihrem jungen Gesichte ganz ungewöhnlich gut aussah. „Ach," seufzte sie, als sie zwei höchst elegante junge Herrn — die Gebrüder B. — lorgnettirend vor der Reihe der Damen auf und ab spazieren sah. Ihre Lorgnetten verweilten einen Augenblick auf ihr; dann flüsterte der Eine dem Andern Etwas zu, beide lächelten und gingen vorbei. Petrea fühlte sich gedemüthigt, sie wußte nicht recht warum. „Jetzt!" sagte sie, als sie Lieutenant S. rasch auf sie zukommen sah. Aber Lieutenant S. engagirte Fräulein T., Petrea blieb sitzen. Die Musik spielte eine muntere Anglaise. Petreas Füße bewegten sich und zuckten vor Tanzlust. „Ach!" dachte sie, „wenn ich ein Herr wäre, so würde ich Petrea auffordern." Die Anglaise stürmte an ihrer Nase vorbei.

„Wo ist Eva?" fragte Jeremias Munter mit einem heftigen und mißvergnügten Tone Louise in der Pause zwischen der Anglaise und einem Walzer.

„Sie ist bei Leonore daheim geblieben, sie verlangte es durchaus."

„Wie dumm! Für was bin ich denn gekommen?"

„Ja, das kann ich wirklich nicht sagen," antwortete Louise lächelnd.

„Nicht?" erwiderte der Assessor, „nun dann will ich es Ihr sagen, Schwester Louise. Ich kam ausdrücklich, um Eva tanzen zu sehen, einzig und allein deßwegen und sonst wegen gar Nichts. Was ist das für ein dummer Streich, daß sie zu Hause bleiben soll? Ihr andere hättet meinetwegen alle zusammen lieber daheim bleiben können, als Eva. Sie selbst, liebe Schwester, mit eingerechnet. Die Petrea da! Was hat die hier zu schaffen? Sie ist mir immer ein Aergerniß gewesen, aber jetzt kann ich sie gar nicht mehr ausstehen, seit sie nicht einmal so viel Verstand gehabt hat, an Evas Stelle daheim zu bleiben; und die kleine Krausemünze dort, die mit großen Herren tanzt, als ob sie ein wirklicher Mensch wäre, hätte sie nicht ein Stückchen Zucker bekommen und zu Hause

bleiben können, statt hier zu prahlen? Ihr seid allesammt langweilig und solche Feste sind das Abscheulichste, was ich weiß."

Lachend über diesen Ausfall schwebte Louise im Walzer mit Jakobi dahin und die Gräfin Sonnenstrahl — die Sonne des Balles — sagte, als sie an ihrem Stuhle vorbeiwehten: „Charmant, charmant!"

Vor diesem Paare, dessen Walzen sich durch seine leichte, harmonische Bewegung auszeichnete, schwang sich ein anderes in beinahe wilden Kreisen herum und zog Aller Blicke auf sich! Es war Sara mit dem brausenden Schwarz. Ihre wirklich strahlende Schönheit und ihre Kleidung, ihre stolze Haltung und ihr blitzendes Auge, lockte ein allgemeines „Ach" der Ueberraschung und Bewunderung hervor, wo sie vorbeikam. Bei ihrem Anblick vergaß Petrea, daß sie noch saß. Sie glaubte nie etwas Hinreißenderes gesehen zu haben, als Sara in den Wirbeln des Walzes. Aber die Gräfin Sonnenstrahl in ihrem Lehnsessel sagte von diesem Paare — Nichts; ja man glaubte einen Zug der Mißbilligung auf ihrem Gesichte zu bemerken. Die Abendsterne segelten mit vieler Haltung herum.

Nach dem Walzer kam Elise zu Sara. „Mein liebes Mädchen," sagte sie freundlich, aber ernst, „du mußt nicht so tanzen. Deine Brust hält es nicht aus. Wie warm du bist! Du brennst eigentlich!"

„Das ist mein Klima," antwortete Sara lächelnd; „dabei befinde ich mich vortrefflich."

„Ich bitte dich, setze diesen Tanz aus, es ist dir wirklich schädlich, dich so zu echauffiren."

„Diesen Tanz? Unmöglich! Ich habe ihn dem Obersten H. versprochen."

„So tanze wenigstens den nächsten Walzer nicht und wenn du mir einen Gefallen thun willst, so tanze ihn nicht mit Schwarz. Er walzt auf eine so wilde Art und das ist nicht gesund: auch ist es weder geziemend noch schön."

„Gerade mit ihm walze ich gerne!" antwortete Sara trotzig und stolz, indem sie sich entfernte. Verletzt und mißvergnügt ging die Mutter auf ihren Platz zurück.

Die Gräfin Sonnenstrahl bekomplimentirte Elise wegen ihrer Kinder. „Sie sind wirklich die Zierden des Balles," sagte sie, „ganz charmant! Und Ihr Sohn, ein gar zu artiger junger Mann, so schön und comme il faut, charmant! ein charmanter Ball!"

Isabelle Abendstern warf strahlende Blicke auf den schönen Heinrich.

„Was ist das für eine Tollheit mit dem Tanzen!" sagte Assessor Munter, indem er sich mit einem starken Ausdruck von Müdigkeit und Aerger neben Eveline setzte. „Nein, seht, wie sie aufschnellen, hüpfen und sich plagen, als ob man nicht ohne dieß mager werden könnte. Du gütiger Himmel! Wie beschwerlich dieß aussieht und wie häßlich es ist! Ob es den Leuten wohl Vergnügen macht? Bei Einigen scheint es ein Tagsgeschäft zu sein, bei Andern eine Raserei, wieder bei Andern eine Art sich aufzuthun. Nein ich gehe meines Wegs, denn ich werde verrückt und bekomme den Spleen, wenn ich dieser extratollen Narrheit noch lange zusehe."

„Sie würden nicht so denken, wenn Eva Frank dabei wäre," sagte Eveline mit einem feinen Lächeln.

„Eva!" wiederholte der Assessor, indem sich ein milder Glanz über sein ganzes Gesicht verbreitete und sein Auge plötzlich strahlte. „Eva! Nun das glaube ich. Sie tanzen zu sehen, heißt die leibhaftige Harmonie sehen. O es erquickt meine Seele, wenn ich nur ihre Gestalt, ihren Gang, irgend eine Bewegung von ihr sehe, und dann zu wissen, daß diese Harmonie, diese Schönheit keine Schminke, daß sie nichts bloß Aeußeres, sondern der wahre Ausdruck der Seele ist! ... In ihrer Nähe befinde ich mich wahrhaft wohl und ich fühle ein wirkliches Verlangen, ihr für die Empfindung, die sie mir einflößt, zu danken. Sie ist wirklich meine Wohlthäterin. Ich versichere Sie, daß es mich ordentlich mit der Menschheit

und mit mir selbst aussöhnt, für einen Mitmenschen so fühlen zu können. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie lieblich das ist, während man sich sonst beständig über diese sogenannten Meisterwerke unsers Herrgotts ärgern und erzürnen muß."

„Aber mein bester Freund, warum müssen Sie das? Die meisten Menschen haben ja doch..."

„Ach treten Sie jetzt nur nicht als ange de clémence für sie auf, um sich heimlich über mich erheben zu können, denn sonst muß ich mich auch über Sie ärgern und Sie gehören noch zu denjenigen, die ich am Besten leiden kann. Warum ich mich ärgere? Dumme Frage! Warum sind die Leute dumm und langweilig und machen sich noch dazu breit mit ihrer Dummheit? Und warum bin ich selbst ein griesgrämiges Stück von einem Menschen, schlimmer als alle Andern und habe ein Paar Augen im Kopf, bloß um alle Mängel und Verkehrtheiten in der Welt zu bemerken? Bei mir mag es noch seine Gründe haben. Wenn man es sich beikommen läßt, ohne alle Ordnung und gegen allen christlichen Gebrauch in die Welt hereinzufallen, wenn man weder Vater noch Mutter an seiner Wiege sieht, Nichts hört, Nichts sieht, Nichts lernt, was im Mindesten groß, schön und lehrreich wäre, dann hat man seinen Lebenslauf just nicht sehr munter angetreten. Und dann noch Munter zu heißen! Du gütiger Himmel, Munter! Hätte man mich Blannius oder Scarnius oder Brummerius oder Grubblerius oder Rhabarberius genannt, dann wäre noch einige Vernunft mit im Spiele gewesen, aber Munter! Ich bitte Sie, ist es nicht, um auf Zeitlebens milzsüchtig und griesgrämisch zu werden! Und dann mit einem continuirlichen Schnupfen zur Welt geboren zu werden und nie zum Himmel aufsehen zu können, ohne zu niesen, — finden Sie das munter oder erbaulich? Nun und dann! Nachdem ich mich durch Schule, Bücherstaub und Anatomiesaal hindurchgearbeitet und es so weit gebracht habe, daß ich Alles zusammen recht herzlich hasse und

in das Schöne, sowohl in der Natur, als in der Kunst verliebt bin, jetzt soll ich nun Gott danken, daß ich mein tägliches Brod damit gewinnen kann, wenn ich alle Häßlichkeiten und Erbärmlichkeiten der Welt ansehe und verpflege und mich täglich mit Gelbsucht, Bleichsucht und Lungensucht herumschlage. Aber deßwegen kann ich auch nichts Anderes als eine grämliche Figur sein. Ja wären nicht die Lilien auf der Erde, und am Firmament die Sterne und über ihnen Jemand, der — herrlich sein muß! — und wäre nicht unter den Menschen die Menschenrose Eva, die schöne holdselige Eva, so ..." der Assessor hielt inne, eine Thräne stand in seinem Auge, aber sein Ausdruck änderte sich plötzlich, als er nicht weniger als fünf junge Mädchen — es war dieß ein Damentanz — und unter ihnen die drei bezaubernden Fräulein Abendstern mit schelmischen Mienen sich aneinander schließen und auf ihn zutanzen sah. Er warf ihnen einen seiner grimmigsten Blicke zu, stand schnell auf und eilte weg.

Sara tanzte den zweiten Walzer wieder mit Schwarz und noch wilder, als den ersten. Elise wandte ihre Augen mit innerem Mißfallen ab, aber Petreas Herz klopfte vor heimlicher Lust an dem wilden Tanze, dessen Schwingungen sie mit glänzendem Auge folgte. „O!" dachte sie, „wer so durchs Leben fliegen könnte in einem freudevollen Rausche!"

Es war der sechste Tanz. Petrea saß noch immer. Sie fühlte, daß ihre Nase roth wurde und schwoll. „Sieh da," dachte sie, „jetzt lebt wohl, alle Hoffnungen auf Tanz! Jetzt bin ich häßlich und Niemand wird mich mehr ansehen wollen." In diesem Augenblick sah sie ihrer Mutter Blick mit einem gewissen Ausdruck von Unbehagen auf sie geheftet. Es war ihr, als ginge ihr ein Stich durchs Herz, zugleich aber erhob sich dieses Herz zum Widerstand gegen die niederdrückenden Gefühle, die sie jetzt übermannen wollten.

„Es ist unangenehm," dachte sie, „aber es läßt sich

nicht ändern und ich bin nicht Schuld daran. Es wird wohl auch vorübergehen. Und da Niemand mir Vergnügen machen will, nun gut, so will ich mir selbst welches machen."

Kaum hatte Petrea diesen Entschluß gefaßt, als sie sich ganz erquickt fühlte und eine Ader von Unabhängigkeits- und Freiheitssinn in ihr aufsprudelte. Sie fühlte sich fähig, weit eher die Kronleuchter von der Decke herabzureißen, als ganz stille sitzen zu bleiben, während sie so viele Leute lebenslustig um sich herum hüpfen sah. In diesem Augenblick stand ein alter Herr gegenüber von Petrea mit einer Theetasse in der Hand von einer Bank auf. In einem Raptus von Dienstfertigkeit stürzte Petrea vor, um dem alten Mann seine Tasse wegstellen zu helfen. Dieser zog sich verlegen zurück und hielt weigernd die Tasse fest, die Petrea ihm unter dem artigsten und anständigsten „Erlauben Sie doch" abnehmen wollte. Der Herr verbeugte sich, Petrea machte Knixe, während sie um die Tasse stritten, bis auf einmal ein ohne Complimente vorbeitanzendes Paar den Complimentemachenden einen Stoß gab, wobei ein Erguß aus der Theetasse Petrea zeigte, daß sie keineswegs, wie sie gemeint hatte, leer war. Ganz verlegen und erschrocken zog sie jetzt ihre Hand zurück und überließ es dem alten Herrn, mit den Resten seines Thees einen sicheren Platz aufzusuchen. Sie selbst kam, ohne zu wissen wie schnell, auf eine Bank neben eine ältere Dame zu sitzen, die sehr artig aussah und ihr mit vieler Freundlichkeit das Theewasser abwischen half. Petrea fühlte sich ganz vertraut gegen diese vortreffliche Person, fragte sie, was sie von Swedenborg halte und begann ihr, ihre eigenen Gedanken über Geisterseherei, Gespenster u. s. w. Preis zu geben. Die Dame sah Petrea an, als fürchtete sie, es möchte nicht ganz richtig in ihrem Kopfhäuschen aussehen, und eilte ihren Platz zu wechseln. Nachdem sie ihn verlassen, setzte sich schwerfällig ein dicker Militär von mittlerem Alter darauf, mit einem Seufzer, der zu sagen schien:

„O Gott sei Dank, hier kann ich im Frieden sitzen!“ Aber nein, er war noch nicht drei und eine halbe Minute da gesessen, als er von Petrea aufgefordert wurde, sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen und mit ihr in den Wunsch eines baldigen Kriegs mit den Russen einzustimmen. Oberstlieutenant U. war Etwas taub für die Batterie, die Petrea auf ihn spielen ließ, fühlte sie aber nichtsdestoweniger Etwas beschwerlich, denn nach einigen pustenden Uff, uff! stand er auf und ließ Petrea mit ihren kriegerischen Gedanken allein. Petrea stand ebenfalls auf, getrieben vom Bedürfnisse, irgendwo anders mehr Sympathie und Interessen zu suchen. „Um Gottes willen, liebe Petrea, bleib doch sitzen!“ flüsterte Louise, die ihr auf ihrer Wanderung nach Abenteuern begegnete. Petrea hatte jetzt ihre Augen auf ein junges Mädchen geworfen, die ebensowenig Tanzglück hatte, wie sie, die es aber sichtlich noch weit schlimmer aufnahm, denn sie schien dem Weinen nahe und des Sitzens müde zu sein. Petrea, in deren Gemüth es lag, Alles was sie besaß mitzutheilen (wobei sie oft übersah, wie wenig beneidenswerth es für Andere war), und die sich jetzt im Besitz einer guten Portion Tapferkeit fühlte, wünschte ihrer Unglücksgefährtin Etwas davon einzuflößen und ließ sich daher neben ihr nieder. „Ich kenne keinen Menschen hier und habe so entsetzliche lange Weile!“ war die unberufene Herzensergießung, die unsrer Petrea hier begegnete und den geraden Weg zu ihrem theilnehmenden Herzen fand. Petrea nannte der jungen Unglücklichen alle Personen in der Gesellschaft, die sie kannte, und warf sich dann, um dem Druck des gegenwärtigen Augenblicks zu entgehen, mit großen Plänen und Entwürfen auf die Zukunft. Sie verlangte ihrer neuen Bekannten das Ehrenwort ab, daß sie gemeinschaftlich mit ihr ein Liebhabertheater errichten wolle, welches viel dazu beitragen solle, das Gesellschaftsleben interessanter zu machen. Ferner wollten sie miteinander ein Institut für barmherzige Schwestern in Schweden einrichten und eine Wallfahrt nach

Jerusalem machen; überdieß Romane zusammenschreiben und am folgenden Tag oder noch besser, in der Nacht präcis halb zwei Uhr aufstehen, auf einen hohen Berg hinaufklettern, um die Sonne aufgehen zu sehen. Petrea beschloß diese und ähnliche Vorschläge damit, daß sie ihrer neuen Bekannten Schwesterschaft antrug. Aber ach! weder Petreas guter Muth, noch ihre großen Pläne, weder das Liebhabertheater, noch die Wallfahrt nach Jerusalem und am Allerwenigsten die Schwesterschaft vermochte das sauertöpfische junge Mädchen zu beleben. Petrea sah deutlich, daß eine Aufforderung zum Tanze mehr wirken würde, als alle ihre Vorschläge und mit einem tiefen Seufzer, daß sie kein Mann sei, um ihr diese Freude gewähren zu können, stand sie auf und verließ den Gegenstand ihrer vergeblichen Bemühungen. Ihre Blicke suchten einen neuen und fielen auf die Gräfin Sonnenstrahl. Sie blendete unsere Petrea, die plötzlich die rasendste Lust bekam, mit ihr bekannt, von ihr bemerkt zu werden, mit einem Wort, auf irgend eine Weise der Sonne des Balles näher zu kommen. Petrea glaubte selbst dadurch einigen Glanz zu gewinnen. Aber auf was Art dieß bewerkstelligen? Wenn die Gräfin ihr Nastuch oder ihren Fächer fallen ließe, dann könnte man doch hervorstürzen, es aufheben und ihr mit einem Compliment in Versen zurückgeben, das Petrea jetzt zum Voraus improvisirte (es kam Etwas von der Sonne darin vor). Sicherlich würde dieß die Gräfin Sonnenstrahl sehr überraschen, eine nähere Bekanntschaft einleiten und vielleicht... aber ach sie ließ weder Nastuch, noch Fächer fallen und für Petrea schien sich keine Gelegenheit darzubieten, mit ihren Versen Effect zu machen. Mittlerweile wurde sie von einer geheimen Kraft (wie der Planet zur Sonne) näher und immer näher zur Königin des Salons gezogen. Die Abendsterne standen jetzt strahlend um sie herum, ihre weißen, perlengeschmückten Hälse neigend, um ihren scherzhaften Bemerkungen zu lauschen, während sie dazwischen hinein lächelnd die Aufforderungen und Ar-

tigkeiten eleganter Herren beantworteten. Es sah schön, ja prachtvoll aus und Petrea seufzte vor Sehnsucht, in die haute volée hineinzukommen. In diesem Augenblick kam Jakobi ganz warm auf sie zugelaufen und forderte sie zur nächsten Quadrille auf. Petrea dankte freudig, aber auf einmal roth werdend, wie eine Pfingstrose fügte sie in einem Raptus von Mittheilungslust hinzu:

„Darf ich Ihre Einladung für eine Andere annehmen? Machen Sie mir die Freude und engagiren Sie die junge Dame, die dort am Fenster sitzt — links von uns."

„Aber warum das? Warum wollen Sie nicht ..."

„Ich bitte sie inständig darum. Es macht mir mehr Vergnügen Sie tanzen zu sehen, als selbst zu tanzen."

Jakobi brachte noch einige freundliche Einwendungen vor, that aber dann, um was Petrea bat.

Petrea hatte ein ungemein wonniges Gefühl, als sie die Wirkung dieser Einladung auf ihre neue Freundin bemerkte. Aber das Schicksal und der Kandidat schienen beschlossen zu haben, Petrea diese Quadrille tanzen zu lassen und führten ihr einen jungen Offizier vor in prachtvoller Uniform, mit dunklen Augen, dunklem Haar, dunklem großem Schnurrbart, von martialischem Wuchs und sehr drohendem Gesichte. Petrea hatte weder Veranlassung noch Muth, diesem Sohne des Mars etwas Anderes, als Ja zu antworten. Auch meinte sie in der That nie eine ehrenvollere Einladung erhalten zu haben und befand sich nach wenigen Minuten dicht neben dem Stuhl der Gräfin Sonnenstrahl in derselben Quadrille mit den Abendsternen und dem Kandidaten vis-à-vis. Petrea fühlte sich sehr erhoben und würde ganz selig gewesen sein, hätte nicht ihr unruhiger Dämon unaufhörlich ihre Begierde gereizt, in nähere Berührung mit der schönen prächtigen Dame zu kommen, der sie so nahe stand. Ihr aufs Kleid oder auf den Fuß zu treten, wäre freilich ein naheliegendes Mittel gewesen und hätte zu manchen schönen demuthsvollen Entschuldigungen führen müssen, war

aber in der That weder artig, noch schön. Sich auf irgend eine Weise ihr zu Füßen zu werfen und dann wieder aufgerichtet mit einem Verse zu danken, worin die Sonne vorkam, war über allen Vergleich besser, aber — jetzt sollte sie vortanzen. War nun wirklich unsere Petrea darauf versessen so (wenn man mir diesen Ausdruck zu gut halten will), daß sie keine rechte Macht über ihre Glieder hatte, oder fehlte es ihr in Folge des spärlichen Mittagessens am nöthigen Gleichgewicht oder geschah es aus ihrer gewöhnlichen Zerstreutheit — so viel ist gewiß, daß sie beim ersten chassiren die rechte Seite, auf der sie an ihrem vis-à-vis vorbei mußte, verfehlte und gerade auf ihn zukam; er wich auf die andere Seite aus, aber Petrea war auch schon da, um ihren Fehler wieder gut zu machen und als der Kandidat wieder links auswich, fand er abermals unsere Petrea vor sich, die unter diesen Chassirungen mit ihrer Nase sich so tief in des Kandidaten Weste verwirrte und ihre Füße dergestalt mit den seinigen verwickelte, daß bei einem verzweifelten Versuche seinerseits an ihr vorbeizukommen Beide mitten in der Quadrille umfielen. Als Petrea sich mit Thränen in den Augen aufrichtete, sah sie die lorgnettirenden jungen Herrn, die Gebrüder B. vor sich, die sich beinahe zu Tod lachten. Ein hastiger Blick vergewisserte Petrea, daß ihre Mutter es nicht gesehen hatte und ein zweiter, daß sie jetzt von der Gräfin Sonnenstrahl bemerkt wurde, die hinter ihrem Fächer lächelte. Die erste Beobachtung tröstete sie über die letztere und sie versicherte eifrig den ihretwegen herzlich bekümmerten Jakobi, sie habe sich nicht verletzt, es mache Nichts, es sei ihr und nicht sein Fehler u. s. w., richtete sofort einen ruhigen Blick auf die noch immer lachenden Herrn und chassirte schnell zurück. Was aber einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf Petrea machte, war das Benehmen und plötzlich veränderte Wesen ihres Cavaliers. Mit einem ernsten Blick brachte er die anhaltende ungebührliche Munterkeit der Gebrüder B. zum Schweigen und er, der bisher so wortkarg ge-

wesen war und alle Unterhaltungsversuche Petreas bloß mit Ja und Nein beantwortet hatte, wurde jetzt ganz gesprächig, artig und vergnügt mit seiner kleinen Dame, bei der er auf alle möglichen Arten den Eindruck des unangenehmen Zufalls zu verwischen suchte, namentlich auch dadurch, daß er sie zur Anglaise nach dem Essen engagirte. Petrea verstand seine Güte, Thränen traten ihr in die Augen und ihr Herz klopfte vor Freude bei dem Gedanken, nach der Quadrille zu ihrer Mutter eilen und sagen zu können: „Mutter, ich bin zur Anglaise nach dem Essen engagirt.“ Aber das arme kleine Chaos konnte nicht lange ein Gefühl oder einen Gedanken im Frieden haben. Sogleich stürzten so viele andere hinzu, daß das erste vollkommen verdrängt wurde. So geschah es auch jetzt. Ihr erster Eindruck bei der Freundlichkeit des jungen Lieutenants Y. war gewesen: „Wie gut er ist!“ Der zweite war: „Vielleicht liebt er mich ein wenig!“ Und damit brauste ein Strom von Courschneiderei und Brautwerbungsgedanken hervor, der unsere Petrea Etwas irr im Kopfe machte. Denn sie wollte nicht heirathen: Gott bewahre! Aber es wäre doch herrlich, einen Freier zu haben und selbst ein Gegenstand zu sein, wie Sara und Louise. Vielleicht war der junge Lieutenant Y. nahe verwandt mit der Gräfin Sonnenstrahl und „ein Neffe der Gräfin Sonnenstrahl bewirbt sich eifrig um Petrea Frank.“ Gütiger Gott wie müßte das lauten! Welcher Emporschwung! Man kann von weniger schwindlig werden. Petreas Lebensgeister wurden hoch hinaufgespielt von diesen Vorstellungen und plötzlich verwandelte sie sich in eine wirkliche Kokette, die sich alle mögliche Mühe gab, ihren Gegenstand zu fesseln, wobei eine kleine für den Augenblick sehr weiße Hand (denn auch die Hände haben ihre Augenblicke), die um den Kopf herum figurirte, eine thätige Rolle spielte. Petreas Geplauder und sprudelnde Lebhaftigkeit machte, daß die Lorgnette der Mutter (die Etwas kurzsichtig war) sich unruhig nach dieser Gegend richtete und rief überdieß von

Seite Louisens Blicke hervor, die bestimmt wie kühlende Pulver hätten wirken müssen, wäre Petrea nicht gar zu irr im Kopfe gewesen, um sie zu bemerken. Die Aufmerksamkeit und das Lächeln der Nachbarn nahm Petrea als Beifallszeichen auf, allein sie irrte sich, denn diese ergötzten sich bloß an der gefallsüchtigen, ungefährlichen kleinen Dame. Lieutenant Y. schien sich inzwischen wirklich an ihrer Lebendigkeit zu belustigen, setzte nach der Quadrille das während derselben begonnene Gespräch fort und begleitete Petrea in eines der Seitenzimmer, was sie in dem Glauben bestärkte, eine Eroberung gemacht zu haben. Hier sang Isabelle Abendstern zur Harfe eine kleine französische Romanze mit dem Schlußrefrain:

„Hommage à la plus belle,
Honneur au plus vaillant.“

Die Welt glänzte vor Petreas Blicken, der Gesang versetzte sie in die schönen Tage der Ritterzeit; Lieutenant Y. erschien ihr als ein Ideal von Ritterlichkeit und der Spiegel gegenüber ließ ihr Gesicht und ihre Nase in einem so vortheilhaften Licht erscheinen, daß sie, als sie ihren eigenen freudestrahlenden Blicken darin begegnete, sich beinahe schön fand. Ein hübscher Rosenstock blühte im Fenster; Petrea brach eine Rose und gab sie dem Lieutenant mit den Worten:

„Honneur au plus vaillant!“

Petrea meinte, dieß sei ausnehmend geistreich und à propos gesagt und erwartete heimlich, ihr Ritter werde den Myrtenzweig, der in seiner Hand spielte, ihr zu Füßen legen und sehr passend hinzufügen:

„Hommage à la plus belle.“

„Danke ergebenst!“ sagte Lieutenant Y., indem er mit unglückverkündender Gleichgültigkeit die Rose entgegennahm; aber das Schicksal ersparte Petrea die Qual vergebens auf die ersehnte Artigkeit warten zu müssen,

denn plötzlich entstand eine unruhige Bewegung im Ballsaal und man hörte rufen: „Sie fällt in Ohnmacht!... Gütiger Gott!... Sara!..." Myrtenzweig, Ritter, Eroberung, Alles verschwand jetzt vor Petreas Blicken, und mit einem Schreckensruf rauschte sie an dem Lieutenant vorbei in den Saal, aus welchem Sara so eben halb bewußtlos getragen wurde. Der heftige Tanz hatte ihr einen starken Schwindel zugezogen; aber in ein stilles und kühles Zimmer getragen, mit kaltem Wasser und eau de Cologne besprengt, erholte sie sich bald wieder und klagte bloß über entsetzliches Kopfweh. Dieß war ein gewöhnliches Leiden bei ihr, ging aber schnell vorüber, wenn ein gewisses Heilmittel angewandt wurde.

„Meine Tropfen!" bat sie mit matter Stimme.

„Wo, wo?" fragte Petrea mit einem Gefühl, als könnte sie nach China springen.

„In der kleinen Schatulle! In unserem Zimmer."

Schnell wie Gedanken lief Petrea in den Hof und in den östlichen Flügel. Sie durchsuchte das Zimmer, wohin ihre Sachen getragen worden waren. Aber die Schatulle fand sich nicht. Sie muß im Wagen zurückgeblieben sein. Wo war der Wagen? In der Remise eingeschlossen. Wo der Schlüssel zu dieser? Groß waren Petreas Strapazen, bis sie hineingelangt war, mit einer Laterne in der Hand den Wagen durchsucht und die Schatulle endlich gefunden hatte. Aber groß war auch ihre Freude, als sie athemlos, jedoch triumphirend mit der wichtigen Tropfenflasche in der Hand zu Sara hinaufeilte. Zur Belohnung erhielt sie jetzt den nicht sehr angenehmen Auftrag, Sara sechzig Tropfen einzuträufeln. Aber kaum hatte Sara sie verschluckt, als sie heftig rief: „Du tödtest mich Petrea! Du hast mir Gift gegeben, es ist ganz gewiß Louisens Elixir."

So war es auch. Petrea hatte die falsche Flasche genommen. Große Bestürzung.

„Du bist auch immer so tölpelhaft, Petrea," rief Sara verdrießlich, „du wärest im Stand, wie der Esel

in der Fabel deinem Freunde den Kopf zu zerschmettern, um ihm eine Fliege von der Stirne zu jagen.“

Dieß war ein hartes Wort gegen die arme Petrea, die schon im Begriff war, wieder hinauszulaufen, um ihren Fehler wieder gut zu machen.

Es vereinigte sich mit ihrer übrigen Gemüthsbewegung, um ihr die Thränen in die Augen und das Blut in den Kopf zu jagen. Sie bekam ein heftiges Nasenbluten.

Louise, die sehr böse auf Sara war wegen ihrer Härte gegen Petrea und auch ein wenig deßwegen, weil sie ihr Elixir Gift genannt hatte, warf ihr einen würdevollen, höchlich mißbilligenden Blick zu, und widmete der weinenden und blutenden Petrea die zärtlichste Sorgfalt. War es nun der Spiritus des Zorns, der Saras Kopfweh verscheuchte, oder war es wirklich Louisens Elixir (Louise ließ sich wenigstens diesen Glauben nicht nehmen), so viel ist gewiß, daß Sara schnell besser wurde, aufstand und zur Gesellschaft zurückkehrte, ohne Petrea ein tröstendes Wort zu sagen. Diese war außer Stands zum Souper hinauszugehen und Louise blieb freundlich bei ihr zurück. Man brachte ihnen Essen herein, Tante Eveline, Laura und Carina, ja die Kriegsräthin selbst versahen sie mit Leckerbissen und Petrea beruhigte sich und wurde wieder munter. Sie sollte ja nach dem Essen die Anglaise tanzen mit „le plus vaillant,“ wie sie den jungen Lieutenant Y. nannte, der ihr freilich nicht sehr gestähltes Herz ganz und gar eingenommen hatte.

Die Anglaise hatte bereits begonnen, als die Schwestern mit einander hinausgingen. Der Kandidat ging eifrig und unruhig auf sie zu. Er hatte Louise engagirt und stand bald mit ihr in den dichten Reihen. Petrea erwartete, „le plus vaillant“ werde hervorstürzen und ihre Hand ergreifen, aber als sie in den Ballsaal trat, sah sie ihn nicht ihr entgegenstürzen, sondern mit Sara tanzen — mit Sara, die schöner und strahlender war, als je. Die Rose, die Petrea ihrem treulosen Ritter ge-

schenkt und der Myrtenzweig, auf den sie speculirt hatte, saßen jetzt an Saras Brust. „Le plus vaillant's Augen waren beinahe unverwandt auf la plus belle“ geheftet, denn dafür wurde Sara bald einstimmig erklärt. Der Abendsterne Glanz erbleichte in der Nacht, als sie sich zu sehr in die Hitze getanzt hatten, aber Saras Stern strahlte immer klarer. Sie wurde der Gräfin Sonnenstrahl vorgestellt, die ihr ein charmantes Compliment machte und sie la reine du bal nannte, wozu die Abendsterne bittersüße Gesichter schnitten.

„Donner und Wetter! Wie schön sie ist!“ rief der alte Herr, der mit Petrea um seine Theetasse gestritten hatte und jetzt, ohne es zu merken, ihr auf den Fuß trat, indem er sich vordrängte, um la reine du bal besser zu sehen.

Uebersehen, gedemüthigt, still und getreten ging Petrea in ein anderes Zimmer zurück. Die Auftritte des Abends strömten noch einmal über ihre Seele hin und erschienen ihr jetzt in einem ganz andern Lichte. Der Spiegel, der ihr vor ein Paar Stunden geschmeichelt hatte, sie könne la plus belle genannt werden, zeigte ihr jetzt eine rothe, geschwollene Masse und diese Masse war — ihr Gesicht. — Petrea dachte an ihr Benehmen gegen den Lieutenant und erschien sich jetzt auf einmal als das lächerlichste, unglücklichste Menschenkind. In diesem Augenblick fühlte sie eine Art Ekel an sich selbst. Wäre es ihr nicht um einen kleinen Schwank gewesen, eine angenehme Ueberraschung, die sie schon lange Sara zugedacht hatte und die in ein Paar Tagen zum Vorschein kommen sollte, so . . . . Aber jetzt kam der Gedanke daran wie ein Sonnenstrahl auf dunkle Wolken und erhellte die Nacht in Petreas Seele. Das Gefühl diejenige zu erfreuen, die ihr diesen Abend so wehe gethan, gab ihrem Gemüthe eine sanfte, wohlthuende Erhebung.

Nach dem Souper öffnete man in dem an den Ballsaal stoßenden Salon die Thüren, die auf einen

Balkon hinausgingen, um die von den vielen Leuten und Lichtern erhitzten Zimmer ein wenig abzukühlen. Zwei Personen — ein Herr und eine Dame — traten auf den Balkon hinaus. Sie hatte einen leichten weißen Shawl über die Schultern geworfen; Sterne bekränzten das dunkle Haar, Sterne strahlten in den schwarzen Augen, die feurig in dem freien Raume umherblickten.

Ueber der Gegend lag das Halbdunkel der Mainacht, entzückend, geheimnißvoll, ein bezaubernder Schleier, halbverhüllend, halbverrathend eine Schönheit, welche Ahnung und Geheimniß erhöht. Eine große, eine hinreißende Ahnung von der Herrlichkeit des Lebens sang im Winde, der still sausend durch den Raum fuhr, blitzte in den Sternen, wandelte hoch über der Erde.

„Ach das Leben, das Leben," rief sie und streckte ihre Arme gegen den Raum aus, als wollte sie ihn umfassen.

„Zauberin," sagte er, „indem er ihre Hand ergriff, mein Leben gehört dir."

Sie zog ihre Hand nicht zurück, sondern blickte ihn stolz an, indem sie sagte:

„Führen Sie mich hinaus in das freie, frische Leben und meine Hand gehört Ihnen, aber erinnern Sie sich, frei will ich sein, frei wie der Wind, der jetzt Ihre Stirne küßt und jetzt den Wipfel des Baumes dort biegt. Freiheit, Macht, Ehre liebe ich. Führen Sie mich dazu, helfen Sie mir dieß gewinnen und meine Dankbarkeit wird Ihnen meine Liebe sichern, wird mich mit stärkeren Banden an Sie fesseln, als jene Form des Vorurtheils, die ich bloß um deren willen beobachten will, die sonst über mich weinen würden und denen ich nicht mehr Kummer machen möchte, als nothwendig ist. Uns wird sie nicht mehr binden, als wir selbst wollen. Freiheit sei die Loosung unseres Bundes."

„Schönes Weib," antwortete er, „erhaben über die Heuchelei der Schwachheit, erhaben über das Dunkel der Vorurtheile! Ich bewundere dich und gehorche dir. Nur

vor einem solchen Weibe kann mein Wille sich beugen. Meine schöne Schülerin ist meine Meisterin! Wohlan, möge denn des Priesters Wort uns vereinen. Meine Hand wird dich auf den glänzenden Thron führen, den deine Schönheit und deine Talente verdienen. Ich will dich bloß hinaufheben, um dann, wie jetzt, zu deinen Füßen zu sinken, der demüthigste deiner Diener."

Er sank vor ihr auf ein Knie. Sie beugte sich über ihn und ließ ihre Lippen flüchtig seine Stirne berühren. Er warf seine Arme um ihren Leib und hielt sie einen Augenblick so herabgebeugt. Ein übermüthiger, höhnischer Zug, den sie nicht bemerkte, spielte um seine Lippen.

„Laß mich gehen, Hermann, man kommt!" sagte sie. Er gehorchte nicht sogleich und als sie mit Gewalt seinen stolzen Nacken emporrichtete, brannte ein dunkler Strahl des Zornes in ihren Augen.

Sie gehen hinein, ein neues Paar tritt auf den Balkon hinaus.

Er. Warte, laß mich meinen Mantel besser um dich hüllen. Der Wind ist kühl.

Sie. Ach wie angenehm das Gefühl, daß er uns Beide so freundlich umhüllt. Siehst du, wie wir hier zwischen Himmel und Erde stehen, von der ganzen übrigen Welt getrennt?

Er. Das sehe ich nicht, ich sehe meine schöne Welt in meinen Armen. Ich habe dich, Laura! Laura, sage mir, bist du glücklich?

Sie. Ach nein!

Er. Wie so?

Sie. Ach nein, ich bin nicht glücklich, denn ich bin gar zu glücklich. Ich glaube, diese Seligkeit nie verdienen zu können, ich kann nicht begreifen, wie sie mir zu Theil geworden ist. Ach Arvid, so mit dir, meiner Mutter, meiner Schwester, mit Allem, was ich am höchsten liebe, leben zu können und dieß auf immer, auf immer dein zu sein!

Er. Sage auf ewig, meine Laura. Unser Bund gehört der Erde und dem Himmel an, hier und dort, in alle Ewigkeit bin ich dein und du mein.

Sie. Sei still, mein Arvid. Ich höre meiner Mutter Stimme, die mich ruft; laß uns zu ihr gehen.

Sie treten ins Zimmer hinein, ein neues Paar erscheint auf dem Balkon.

Er. Bäschen Louise, lieben Sie die Abendluft? Sie sind ein Bißchen romantisch, glaube ich, Bäschen Louise. Lieben Sie die Sterne, Bäschen? Ich liebe sie auch sehr, die Sterne. Ich denke daran, was der Dichter sagt:

.... schweigend wie Egyptens Priester spazieren ....

Sehen Sie, Bäschen Louise, dort an der Ecke gegen Westen liegt Estanvik. Wenn es Ihnen ein Vergnügen machen würde, Bäschen Louise, eine kleine Tour dahin zu unternehmen, so würde ich Sie bitten, Sie in meinem neuen Landau hinführen zu dürfen. Ich glaube gewiß, Bäschen Louise, daß Estanvik Ihnen gefallen wird. Die Pfirsiche und die Trauben stehen bereits in voller Blüthe, es ist recht schön anzusehen.

Ein tiefer Seufzer läßt sich hören.

Sie. Wer seufzt so?

Eine Stimme. Einer der arm ist und zum erstenmal den Reichen beneidet.

Er. O reich! Gott bewahre, reich bin ich just nicht. Man hat sein Auskommen, Gott sei Dank, man hat sein Auskommen. Ich kann mich und meine Familie anständig ernähren; ich säe zweihundert Tonnen Getraide aus und was denken Sie, Bäschen Louise . . . aber wo ist mein Bäschen Louise?

Die Stimme. Sie dachte vermuthlich, es ziehe kalt her von Estanvik.

Die Herren gehen in demselben Augenblick hinein, wo eine Dame auf den Balkon heraustritt.

Sie ist allein, die Mißgeschicke des Abends bedrücken ihr Herz und werden um so demüthigender empfunden,

weil sie so niedriger Natur sind. Einige brennende Thränen fließen schnell und stille über ihre Wangen. Der Abendwind küßt sie sanft weg. Sie sieht zum Himmel hinauf; nie ist er ihr so hoch und herrlich erschienen. Ihre Seele erhebt sich, steigt höher als der Blick, drängt zu dem mächtigen Freunde des Menschenherzens und Er läßt das ihrige ahnen, daß es in seiner Liebe dereinst alle Widerwärtigkeiten der Erde vergessen und mit sich versöhnen werde.

Die Tage verstrichen heiter unter wechselnden Vergnügungen auf Axelholm. Petrea schrieb lange Briefe in Versen und Prosa an ihre zu Hause gebliebenen Schwestern und berichtete Alles, was sich hier zutrug. Ihre eigenen Mißgeschicke, die sich während der Zeit noch vermehrten, beschrieb sie so komisch, daß das, was sie früher unglücklich gemacht hatte, jetzt eine Quelle herzlicher Munterkeit für sie und ihre Familie wurde. Von ihrem Vater erhielt sie eines Tags ein Briefchen folgenden Inhalts:

„Mein gutes Kind!

„Deine Briefe, mein liebes Mädchen, machen mir und deinen Schwestern herzliches Vergnügen; mir nicht bloß wegen der lustigen Sachen, die darin stehen, sondern hauptsächlich wegen deiner Art — das Unlustige aufzunehmen. Bleibe dabei, mein Kind und du — mein Herz erfreut sich bei diesem Gedanken — du wirst auf dem Wege zur Weisheit und Glückseligkeit wandeln. Du wirst mit Freuden die gesegnete Wahrheit erkennen, welche die Geschichte sowohl im Großen, als im Kleinen bekräftigt, daß es nichts Schlimmes gibt, das nicht zu etwas Gutem dienlich gemacht werden könnte. So können uns auch unsere eigenen Fehler als Stufen auf dem

Wege zur Besserung dienen. Herzliche Grüße an Deine Schwestern von ihrem und

Deinem
Dir zärtlich ergebenen Vater."

Petrea küßte diese Zeilen unter dankbaren Freudethränen. Sie trug sie mehrere Tage an ihrem Herzen und bewahrte sie ihr ganzes Leben hindurch als einen kostbaren Leitfaden, um glücklich daran die chromatische Scala des Lebens zu durchlaufen.

Louise wurde mit Vetter Thure viel geneckt, Vetter Thure viel mit Bäschen Louise. Dem Vetter Thure gefiel es sehr mit Bäschen Louise geneckt zu werden, es gefiel ihm sehr, zu hören, daß Estanvik einer Wirthin, er selbst aber einer hübschen Frau bedürfe, daß Louise Frank sicherlich eines der verständigsten und hübschesten Mädchen aus der ganzen Gegend sei und überdieß aus einer so achtungswürdigen Familie. Der Gutsbesitzer nahm schon halb und halb Glückwünsche zu seiner Verlobung an. Was die auserkorene Braut zu der Sache dachte, war schwer zu ergründen. Louise war zwar immer höflich gegen Vetter Thure, allein in dieser Höflichkeit schien sich mehr Gleichgültigkeit, als Freundlichkeit auszusprechen, und mit einer Beharrlichkeit, die viele Leute in Erstaunen setzte, schlug sie seine beharrlichen Vorschläge einer Tour nach Estanvik in dem neuen Landauer „mit meinen vier Fuchsen neben einander" aus. Viele wollten behaupten, der hübsche und herzliche Jakobi sei Louisens Herzen weit näher, als der reiche Gutsbesitzer. Aber auch gegen Jakobi war Louisens Benehmen so gleich, so ruhig und ungezwungen, daß Niemand recht klug daraus wurde. Nicht alle wußten so gut, wie wir, daß nach Louisens Ansicht die Würde des Weibes es erforderte, vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Artigkeiten oder Liebesworte der Männer an den Tag zu legen, bis sie sich offen und rückhaltslos erklärt haben. Louise verachtete dermaßen jede Gefallsucht, daß sie Alles fürchtete, was daran gränzen konnte. Ihre jungen Freundinnen

scherzten oft über ihre strengen Ansichten in diesem Punkte und prophezeiten ihr, sie werde ledig bleiben.

„Das mag sein," antwortete Louise ruhig.

Eines Tags erzählte man ihr, ein Herr habe erklärt, er stehe vor keinem Mädchen auf, das nicht ein wenig kokett sei.

Mit vieler Würde erwiederte Louise: „Er mag sitzen bleiben."

Louisens Ansichten von Frauenzimmerwürde, ihre ernsten und bestimmten Grundsätze, so wie ihre Art sich auszusprechen, belustigten ihre jungen Freundinnen, flößten ihnen aber zugleich eine wahre Achtung vor ihr ein und riefen eine Menge Streitigkeiten und Erörterungen hervor, worin Louise jederzeit unverzagt, wiewohl nicht ohne Uebertreibung, die Sache des Rechts vertheidigte. Diese Streitigkeiten, die in Munterkeit angefangen hatten, endeten jedoch anders.

Eine junge, Etwas gefallsüchtige Frau fühlte sich eines Tags über die Strenge, womit Louise über die Gefallsucht bei ihrem Geschlechte, besonders bei unverheiratheten Frauenzimmern urtheilte, verletzt und sagte in unbedachtsamer Rachelust ein Wort, das Louisens Verwunderung und Unwillen zugleich erweckte. Es erfolgte eine Erklärung, die eine vollständige Entzweiung zwischen Louise und der jungen Frau, so wie für Louise selbst eine veränderte Gemüthsstimmung herbeiführte, die sie vergebens zu verbergen suchte. Sie war in den ersten Tagen auf Axelholm ungewöhnlich heiter und lebhaft gewesen; jetzt wurde sie stille, gedankenvoll, oft zerstreut und man schien zu bemerken, daß sie Etwas weniger freundlich gegen den Kandidaten war, als zuvor und Etwas mehr auf den Gutsbesitzer hörte, obgleich sie seinen Vorschlag in Beziehung auf eine Tour nach Estanvik beharrlich ausschlug.

Am Tag nach der ebenerwähnten Erklärung oder vielmehr Verfinsterung stand Elise Abends in einem lebhaften Gespräch mit Jakobi begriffen auf dem Balkon.

„Und wenn ich," sagte Jakobi, „wenn ich ihr Herz zu gewinnen suche — — o sagen Sie es mir — — werden dann ihre Eltern, wird ihre Mutter es ohne Mißvergnügen sehen? Ach sprechen Sie offen mit mir. Mein Lebensglück hängt davon ab."

„Meine Billigung, meine guten Wünsche haben Sie, Jakobi," antwortete Elise; „ich sage Ihnen, was ich auch zu meinem Manne gesagt habe, daß ich Sie gerne Sohn nennen würde."

„O!" brach Jakobi tief gerührt aus, indem er die Kniee beugte und Elisens Hand an seine Lippen drückte, „o möchte mein ganzes Leben von meiner Dankbarkeit, meiner Liebe zeugen . . .!"

In diesem Augenblick hatte sich Louise dem Balkon genähert, um ihre Mutter zu suchen; sie sah Jakobis Bewegung, hörte seine Worte. Eilig zog sie sich zurück, aber wie wenn eine Schlange sie gestochen hätte.

Von diesem Moment an wurde eine große Veränderung an ihr immer bemerkbarer. Still, verschlossen und sehr bleich bewegte sie sich wie eine Träumende in den muntern Kreisen auf Axelholm und stimmte gern in den Vorschlag der um sie besorgten Mutter ein, den Aufenthalt daselbst zu verkürzen. Jakobi, der über Louisens plötzliche Unfreundlichkeit gegen ihn eben so verwundert, als betrübt war, begann zu glauben, der Ort sei auf irgend eine Art verhext und wünschte mehr, als alle Andern, wegzukommen.

Die Heimreise.

Warum hatten Jakobi und Heinrich vor der Abreise von Axelholm und auch während des Aufenthalts daselbst so viel mit einander zu verabreden? Petrea war schrecklich neugierig deßwegen, konnte aber nicht auf die Spur kommen. Irgend ein Komplott, das der Familie galt, schien ihr im Werke zu sein.

Heinrich und sein Freund hatten längst die Absicht gehabt, der Familie ein kleines Fest zu geben, und die Gelegenheit schien ihnen jetzt günstig, eine angenehme Ueberraschung damit zu verbinden. Ein schönes und gutes Wirthshaus, das auf dem Weg zwischen Axelholm und der Stadt lag, sollte der Schauplatz werden. Hier wollte man unter dem Vorwand einer kleinen nothwendigen Ausbesserung mit einem der Wägen Halt machen und die Anderen bestimmen ins Haus hinaufzugehen, wo inzwischen Alles vorbereitet sein sollte. Die beiden Freunde hatten sich sehr auf diesen kleinen Anschlag gefreut und Jakobi hatte sich große Mühe gegeben, um Louisens Lieblingstractament, Gefrorenes, zu bekommen, zu diesem Behuf auch seine ohnehin auf der Neige befindliche Kaffe erschöpft. Auf dem Hinweg nach Axelholm hatte die Familie sich so getheilt, daß Louise mit Petrea in einem sogenannten Medeviwagen — des Landrichters eigener Equipage — fuhr, wo Jakobi als Kutscher und neben ihm Heinrich auf dem Bock saßen; die Mutter und die andern Töchter aber fuhren in einem bedeckten Miethwagen mit dem Landrichter selbst als Kutscher. Auf der Heimreise wollte man dieselbe Ordnung beobachten, nur mit dem Unterschied, daß Jakobi den großen Wagen und Heinrich seine Schwestern führen sollte. Die Mutter und auch die jungen Herrn selbst wollten die Zügel keinen weniger sicheren Händen — wie sie sich mit gebührender Bescheidenheit ausdrückten — anvertrauen, da der Weg mehrere bedeutende Steigungen hatte und überdieß vom Regen verdorben war. Inzwischen intriguirte Jakobi so, daß er gegen die festgesetzte Ordnung den Wagen der jungen Damen und Heinrich den seiner Mutter zu kutschiren bekam. Allein der Kandidat hatte wenig Freude davon, denn der „Gegenstand“ war nicht mehr derselbe, wie auf der früheren Fahrt. Damals war sie ungewöhnlich heiter gewesen, hatte so herzlich die Frühlingsluft, den Gesang der Lerchen genossen, hatte sich über die Aecker, die Kühe und Hütten, kurz über Alles, was sie sah,

so innig gefreut und gegen Jakobi ausgesprochen, der beständig seinen Kopf in den Wagen hineinhielt, so daß Heinrich ihn ernstlich warnte, er möchte ihm in dieser verkehrten Richtung sitzen bleiben, und ihre blauen Augen hatten mit einem Frühling reiner Ergebenheit in einander geruht. Jetzt war Alles anders. Der Gegenstand schien auf keinen Gegenstand um sich her zu achten. Sie saß mit herabgelassenem Schleier in den Wagen zurückgelehnt und eine Domkirche ist weit gesprächiger, denn sie spricht doch durch die Zungen des Thurmes, aber Louisens Zunge war gänzlich stumm und die Petreas, die beständig läutete und klang, vermochte sie nicht zu beleben. Jakobis Blicke suchten vergeblich die ihrigen. Sie wich ihnen aus und er wurde dadurch ganz niedergedrückt.

Nach tüchtigen Schüttlungen und Rüttlungen kam man glücklich vor dem Wirthshause an; nein nicht so ganz glücklich, denn an einem Rade des bedeckten Wagens war Etwas zerbrochen; es war zwar nicht gefährlich, Gott bewahre! allein man mußte es nothwendig ausbessern lassen, bevor man die Reise fortsetzen konnte. Heinrich bat seine Mutter inzwischen mit den Schwestern ins Wirthshaus hinaufzugehen, dessen Wirth und Wirthin jetzt an der Thüre erschienen und unter Bücklingen und Knixen die Reisenden baten hereinzutreten. Der Wirth kam selbst und öffnete den Schlag. Elise machte große Augen und that einen Ausruf der Ueberraschung; — der Wirth war ihr leibhaftiger Mann! Und die Wirthin — die allerlieblichste Wirthin von der Welt — war ihre leibhaftige Tochter Eva. Auch die reisenden Töchter erstaunten, schrieen laut auf und wollten im Wirth und der Wirthin Vater und Schwester erkennen. Allein der Wirth und die Wirthin ließen sich nicht verblüffen und durch die Confusion der Reisenden nicht confus machen; sie wußten gar zu gut selbst, wo sie waren und wußten zu thun, was ihres Amtes war. Sie führten die Gäste unter manchen Entschuldigungen und

Artigkeiten in ein Paar große, schöne Zimmer hinauf. Hier begann der Wirth verzweifelt umherzustöbern und nach Kellner und Magd zu rufen. Endlich erschien der Kellner mit seiner blauen Schürze. Eine neue Merkwürdigkeit! Er war ein lebendiges Abbild des Kandidaten. Jetzt kam die Magd; welches Wunder! Eine hübschere Person und die mehr Aehnlichkeit mit Heinrich gehabt hätte, ließ sich gar nicht denken. Aber linkisch war sie und wäre beinahe mehreremal gefallen, indem sie bald mit diesem, bald mit jenem stolperte. Der Wirth zankte sie tüchtig wegen ihrer Tölpelhaftigkeit und schimpfte auf den Kellner, so daß Beide weinten — wenigstens meinte man es — worauf er sie hinausjagte mit dem Befehl augenblicklich mit Erfrischungen zurückzukommen. Der Wirth, jetzt wieder bei glänzender Laune, freundlich und artig, ließ mit eigener Hand ein Paar Champagnerpröpfe fliegen, schenkte ein und stieß mit den Damen an. Nachdem man sich unter dem muntersten Geplauder mit allerhand Leckerbissen erquickt hatte, ließ sich jemand anmelden, der sich einen Enkel Noahs nannte und um Erlaubniß bat, der Gesellschaft allerhand seltene Thiere, nebst andern schönen Raritäten, zu zeigen, die sich dereinst in der Arche befunden. Noahs Enkel wurde mit großer Mehrheit hereingerufen und an der Thüre zeigte sich ein Gesicht, das bis auf einen langen grauen Bart eine wunderbare Aehnlichkeit mit Jeremias Munter hatte. In einem andern Zimmer war seine Menagerie und sein Kunstkabinet aufgestellt. Die Gesellschaft verfügte sich dahin und nun wurden mehrere ungewöhnlich gebildete Thiere vorgezeigt und kleine Scenen aufgeführt, wozu Noahs Enkel Reden hielt und Erklärungen gab, die beinahe eben so humoristisch und geistreich waren (ganz so ist unmöglich), wie die Japhets in dem wunderlichen, aber köstlichen Buche: die Arche Noäh. Zwei andere Enkel Noahs, die keinem Bekannten der Familie glichen, halfen bei der Vorstellung, die damit endigte, daß Noahs gelehrter Enkel jedem der Zuschauer ein klei-

nes Souvenir aus den „Eingeweiden der Arche“ gab und zwar mit solchem Takt, daß jedes gerade das bekam, was ihm Freude machte. Louise erhielt überdieß eine merkwürdige Predigt, die von dem alten Noah selbst am ersten Sonntag seines Aufenthalts in der Arche gehalten worden sein sollte. Indeß lag neben dem Titelblatt ein Gedicht, sichtlich von einem weit spätern Datum. Louise las es jedoch jetzt nicht, sondern steckte es hoch erröthend ein. Die ganze Aufführung wäre eben so lustig, als belustigend gewesen, hätte sich nicht der Gegenstand — einer der vornehmsten Gegenstände derselben sichtbarlich außer Stands gefühlt, Genuß daran zu finden. Obgleich Louise sich wirklich Gewalt anthat, ihre Theinahme zu beweisen und fröhlich zu erscheinen, so wurde sie doch mit jedem Augenblicke trauriger und als endlich das Gefrorene kam, als der Kellner mit der Herzlichkeit, die aus seinen Augen strahlte, sie nöthigte ein Glas Vanille zu nehmen, konnte sie kaum davon kosten, worauf sie es wegstellte, schnell hinausging und in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Es war etwas so Ungewöhnliches an Louise, daß eine allgemeine Bestürzung entstand. Wirth, Wirthin, Magd, Kellner, Noahs Enkel, Alle kamen aus ihren Rollen und Illusion und Wirklichkeit des Festes waren auf einmal vorbei.

Zwar beruhigte sich Louise nach einer Weile, bat um Entschuldigung und erklärte die Sache mit einem Drucke auf der Brust; zwar suchten Elise und Eva und besonders Petrea, um Jakobis und Heinrichs willen, aufs Neue Munterkeit hervorzuscherzen, allein sie wollte nicht zum Vorschein kommen und Nichts wollte mehr gehen. Alle, besonders Jakobi, waren verstimmt und man begann von der Heimreise zu sprechen. Da hörte man auf einmal ein starkes Pferdegestampfe und Geräusche vor dem Wirthshaus und sah einen prächtigen, von vier tanzenden Fuchsen gezogenen Landauer vor demselben Halt machen. Es war der Gutsbesitzer, der von der beschleunigten Abreise der Frank’schen Familie aus

Axelholm Nichts wissend, nach kurzer Abwesenheit dahin zurückzufahren beabsichtigte und hier angehalten hatte, um seine Pferde ausschnaufen zu lassen und selbst ein Glas von dem berühmten Bier dieses Orts sich zu Gemüth zu führen. Die Gesellschaft, die er jetzt so unvermuthet hier antraf, veranlaßte ihn, seinen Plan zu ändern. Er beschloß, die Familie nach der Stadt zu begleiten und bat Tante und Bäschen inständig, sich seines Landauers zu bedienen. Er würde ihnen gewiß gefallen; er gehe so beispiellos leicht, er sei so kommod, man könne mit der größten Bequemlichkeit darin schlafen, selbst auf den allerholprigsten Wegen u. s. w. Elise, die von dem unbarmherzigen Gerüttel der Miethwagen wirklich Etwas angegriffen war, zeigte sich geneigt, das Anerbieten anzunehmen und da es eben zu regnen begann und der Landrichter daher lieber im Wagen, als in dem Kabriolet saß, worin er mit Eva gekommen war, so war die Sache bald abgemacht. Elise sollte mit einigen von den Töchtern im Landauer fahren, der inzwischen in eine Kutsche umgewandelt worden war; der Landrichter und die übrige Gesellschaft sollten sich in die andern Wägen vertheilen. Als man einsteigen wollte, hatte Jakobi seinen Medeviwagen dicht an den Landauer des Gutsbesitzers geführt und der Gutsbesitzer sah mehr als einmal mit finsterer Miene nach, ob keine profane und schädliche Berührung zwischen dem kleinen und großen Wagen stattfinde. Jakobis Herz klopfte heftig, als Louise auf die Treppe herauskam. Der Gutsbesitzer stand auf der einen Seite und hielt ihr die Hand hin, Jakobi auf der andern und bot die seinige an, um sie an ihren früheren Platz zu führen. Louise schien matt und ging langsam. Einen Augenblick schien sie zu schwanken, reichte aber dann mit niedergeschlagenen Augen ihre Hand dem Gutsbesitzer, der sie mit triumphirendem Gesichte in den Wagen neben ihre Mutter hob und hinter ihr selbst hineinstieg. Im nächsten Augenblick schaukelte der Landauer, gezogen von den tanzenden Füchsen fort. Jakobi

legte die Hand auf seine Brust, ein erstickendes Gefühl nahm ihm den Athem und Thränen traten ihm in die Augen, als er dem großen dahinrollenden Wagen nachblickte. Aus seinen schmerzlichen Betrachtungen wurde er von Petrea erweckt, die ihm scherzend zu wissen that, er könne jetzt das beneidenswerthe Glück haben, sie und den Assessor im Medeviwagen zu führen. Schweigend nahm er seinen früheren Sitz wieder ein; sein Herz war voll Unruhe und er blieb absichtlich weit hinter den Andern zurück, um auch keine Spur von dem Landauer in die Augen zu bekommen.

Kaum hatte der Medeviwagen aufs Neue angefangen, mit den Gruben auf der Landstraße Bekanntschaft zu machen, als bei einem heftigen Stoß das eine Vorderrad abschnellte und der Kandidat samt dem Assessor und Petrea über einander in den Schmutz hinabvoltigirten. Aber schnell standen sie wieder alle drei auf den Füßen. Petrea lachte, der Assessor tobte und fluchte. Als Jakobi alles Lebendige unbeschädigt sah, nahm er das Unglück ruhig auf und dachte nur daran, wie hier abzuhelfen sei. Nach einer kurzen Berathung im Staubregen wurde beschlossen, Jakobi solle beim Wagen bleiben, bis Hülfe herbeikomme, Petrea und der Assessor aber wollten inzwischen zu Fuß nach der Stadt zurückwandern und ihm bei der nächsten Gelegenheit Leute zuschicken. Ein Arbeiter, der des Wegs kam, versprach sogleich welche herbeizuschaffen und Petrea und der Assessor Munter, der ganz und gar nicht munter war, begannen ihre Wanderung in Regen und Schmutz. Aber während derselben wurde Petrea immer heiterer und glücklicher. Zuerst und vor Allem war ihr ein Abenteuer zugestoßen; fürs Zweite war sie noch nie in einem solchen Wetter draußen gewesen, fürs Dritte fühlte sie sich so leicht und frei, wie nur selten, denn da sie ihre Kleider vom Schicksale selbst — einer Macht, gegen die keine andere auf Erden protestiren könne — preisgegeben glaubte, so spazierte sie nach Herzenslust weiter, platschte in den

Pfützen, fühlte mit größtem Vergnügen, wie der Regen ihre Kleider durchnäßte und die Farbe von Shawl und Hut abflößte, ja sie hielt die Nase hoch in das Wetter hinaus, um den herrlichen Regen recht genießen zu können. Petrea hatte in dieser Liebhaberei Aehnlichkeit mit ihrem Bruder und schmeichelte sich halb und halb, auch mit Diogenes welche zu haben, ja bei ihrem großen Hang zu Extremen wollte sie gerne Diogenes sein, da sie, was sie wohl einsah — nicht Alexander sein konnte. Sie fühlte jetzt wirklich, daß sie, um glücklich im Leben zu sein, sehr wenig von seinen äußern Comforts bedürfen würde. Sie fühlte sich so frei und reich in ihrer gegenwärtigen Lage, sie war du mit den Regentropfen, mit den Winden, mit Gebüschen und Gras, mit der ganzen Natur; hier brauchte sie die Mißgeschicke und Demüthigungen nicht zu fürchten, die sie oft im Gesellschaftsleben trafen — wenn die Elstern sie auslachten, so lachte sie die Elstern wiederum aus. Es lebe die Freiheit! Durch alle diese Eindrücke gerieth Petrea in eine so übertrieben lustige Laune, daß sie ihren Gefährten im Unglück — Glück hieß es in ihrem Wörterbuch — damit ansteckte. Aber jetzt kam ein fürchterlicher Orkan, gefolgt von Hagel, dessen grobe Körner mit Petreas Nase auf eine Art Du sprachen, die sie betroffen machte und beinahe ein wenig beleidigte. Der Assessor sah sich nach Schutz um und entzückt darüber, daß sie nahe daran war, fortgeblasen zu werden, folgte ihm Petrea auf einem schmalen Fußweg in den Wald hinein, von wo aus ihnen der Sturm einen Rauchwirbel entgegentrieb, gleichsam zur Nachricht, daß man hier in gastfreier Hütte Schutz gegen das Unwetter finden könne. Während der Wanderung, um diese aufzusuchen, trieb sich Petreas Einbildungskraft losgelassener, als der Sturm mit gränzenlosen Vorstellungen von Raubschlössern, weisen Eremiten, verborgenen Schätzen und andern Herrlichkeiten herum, zu denen der Rauch sie führen werde. Aber ach sie waren ziemlich auf Rauch gebaut, denn dieser

stieg aus einem schwarzen Kohlenmeiler auf und mit der verborgenen Gottheit in dessen Tiefe, von welcher der Rauch zeugte, hatte Petrea nicht die geringste Lust nähere Bekanntschaft zu machen. Nicht weit von dem Meiler stand eine kleine Köhlerhütte in Zuckerhutformat. Der Assessor stieß die unverschlossene Thüre auf. Kein Eremit, nicht einmal ein Räuber verweilte darin, die Hütte war leer, aber dicht und reinlich; mit ausnehmendem Vergnügen nahm der Assessor Besitz davon und setzte sich neben Petrea auf die einzige vorhandene Bank. Petrea seufzte. Welche armselige Verwandlung ihrer prachtvollen Luftschlösser! Der Anblick, der sich durch die offene Thüre der Hütte darbot, hatte kein Interesse für sie, schien aber den Assessor schwer zu beschäftigen. Man befand sich in tiefem Walde, es war eine wilde Einsamkeit, aber edler Natur. Vor der Hütte war der Platz offen, aber rundumher standen Fichten und Föhren in kühlen Gruppen und beugten sich nicht, während der Sturm in ihren Kronen sauste. Einige waren gefallen, aber sichtlich aus Alter; Gras und Blumen wuchsen in der Erde, die diese Patriarchen des Waldes im Falle mit ihren gewaltigen Wurzeln aufgerissen hatten. Getrennt von den übrigen standen zwei Bäume in einer Gruppe für sich; zwei hohe Fichten. Die eine war ausgedorrt und schien nahe daran sich von ihrer Wurzel zu trennen, aber die andere, jung, grün und stark, hatte sie dermaßen mit ihren Zweigen umflochten, daß sie gleichwohl aufrecht stand, ihre verwelkten Arme mit den grünenden umwickelt; so stand sie in den Armen der andern und fiel nicht, obgleich der Sturm sie schüttelte. Der junge Baum hielt den alten aufrecht und schützte ihn. Des Assessors ausdrucksvolle Blicke ruhten lange auf den beiden Bäumen, seine Augen füllten sich mit Thränen, das ihm eigenthümliche schöne aber wehmüthige Lächeln lag auf seinen Lippen und wohlthuende Gefühle schienen seine Brust zu erfüllen. Er erzählte Petrea von einem Volke der Vorzeit, das in Wüsten gewohnt, er sprach

von der Essäer reiner Gemeinschaft (einer Morgenröthe für den Tag des Christenthums) und seine Worte lauteten also:

„Verlangen nach Heiligung trieb Männer und Weiber aus dem Weltgetümmel, aus den großen Städten und sie gingen in die Wüste hinaus, um sich ungestört einem reinen und vollkommenen Leben widmen zu können. Hier bauten sie sich Hütten und bildeten sich zu einem Staate, dessen Gesetz Gottesverehrung und Arbeit war. Kein irdisches Gut wurde des Genusses wegen genossen, sondern bloß als Mittel zu einem höheren Leben. Nach Reinheit strebten sie an Seele und Leib; Ruhe und Ernst zeichnete ihr Wesen aus. Mit Sonnenaufgang kamen sie zusammen und erhoben Gebete und Gesänge zum höchsten Wesen. Siebenzehn Stunden des Tags wurden theils der Arbeit, theils Studien und Betrachtungen gewidmet. Ihre Bedürfnisse waren gering, deßwegen konnten sie auch leicht leben. Ihre Gespräche waren edel und beschäftigten sich mit Begründung der tiefen Lehren, die ihrer Sekte angehörten. Denn sie glaubten an einen ewigen Gott, dessen Wesen Licht und Reinheit sei; ihm suchten sie sich zu nähern durch Reinheit des Herzens und Wandels, durch Verwerfung aller Lüste der Welt, durch demuthsvolle Ergründung und Begreifung der Werke des allweisen Schöpfers. Sie glaubten an stille Wohnungen jenseits der irdischen Wanderungen, wo klare Gewässer und milde Winde spielen, wo Frühling und Friede ihre Heimath haben; — dort hofften sie nach wohlvollendeter Fahrt einzulaufen."

Es fehlt nicht an Lichtstrahlen auf der Erde. In mannigfaltigen Richtungen durchbrechen sie ihre nebligte Atmosphäre. Aber des Menschen Empfänglichkeit dafür ist nicht immer die gleiche. Des Assessors Worte machten in diesem Augenblick einen unbeschreiblichen Eindruck auf Petrea. Sie weinte vor unaussprechlichen, aber lieblichen Gefühlen bei der Schilderung eines so vollkommenen, so heiligen Zustandes und Strebens. Sie glaubte

ihren eigenen Beruf, ihren eigenen Lebensweg darin zu erkennen, den Weg, worauf alle Kleinlichkeiten der Welt, alle Eitelkeiten und Verworrenheiten sich von ihrer Seele lösen, wo sie zu Licht und Frieden gelangen würde. Während diese Gedanken oder besser Gefühle ihre Brust schwellten, sah sie durch ihre Thränen Jeremias an, der mit seinem ausdrucksvollen Gesichte dasaß, mit seinem großen schönen Auge die Naturscene vor sich gedankenvoll betrachtend. Auf einmal sah Petrea in ihm nicht mehr den Assessor Munter, sondern einen weisen Eremiten mit einer Seele voll hoher und heiliger Gelehrsamkeit. Es verlangte sie, ihm zu Füßen zu fallen und seinen Segen zu begehren, sie wollte ihm vorschlagen, sich auf immer mit ihr in dieser Einsamkeit, dieser Hütte niederzulassen; er sollte sie Weisheit lehren, sie wollte ihn pflegen wie eine Tochter und Dienerin, wollte mit Sonnenaufgang aufstehen, mit ihm das Gebet verrichten und in Allem thun, wie die Essäer. So wollten sie dann für die Welt sterben und blos für den Himmel leben. Hingerissen von ihren aufgeregten Gefühlen und einer Art unaussprechlicher Sehnsucht überließ sich Petrea der Eingebung des Augenblicks und beinahe erstickt von Thränen sank sie, ihre unklaren Wünsche stammelnd, Jeremias an die Brust.

Wäre ihm ein Mühlstein um den Hals gefallen, so hätte unser guter Assessor nicht verblüffter sein können. Er hatte in seine eigenen Gedanken vertieft in diesem Augenblick unsere Petrea ganz vergessen, als sie ihn auf eine so unerwartete Art an ihre Gegenwart erinnerte. Indeß war er der Mann, die Gemüthsbewegung und Herzensmeinung des jungen Mädchens zu verstehen und mit reinem Ernst im Auge und der gutmüthigsten Satyre, die ihm um den Mund spielte, suchte er Petreas über alle Schranken tretende Gefühle zu beruhigen. Dann sprach er zu ihr. schöne Worte, wie das Leben überall ruhig und geheiligt werde, wo man seine Hütte bauen möge, in der Wüste oder im

Menschengedränge, Worte die Petrea nie vergaß und die in kommenden Tagen oft gleich reinen Lichtstrahlen durch die chaotischen Zustände ihrer Seele brachen.

Inzwischen hatte sich das Ungewitter verzogen und der Assessor dachte auf den Rückweg, denn Petrea dachte nicht daran, sondern hätte sich gerne genöthigt gesehen, die Nacht im finstern Walde zuzubringen. Doch lächelte ihr der Gedanke entgegen, ihre Abenteuer zu Hause erzählen zu können, und bevor sie aus dem Walde kam, vermehrte sich die Summe derselben, denn das Schicksal schenkte ihr das Glück, mit Hülfe des Assessors einem alten Weib auf die Beine zu helfen, das unter einem Reisbüschel zusammengesunken war, das besagte Reisbüschel in die Hütte der Alten tragen und ihr Feuer anmachen zu dürfen. Endlich gelang es ihr noch, zwei Sperlinge, die ein Knabe gefangen hatte, und zuletzt gar den Assessor selbst von einem Dornbusch zu befreien, der ihn mit aller Macht festhalten zu wollen schien, so daß er höchlich darüber ergrimmt war. Petreas Hände bluteten beim Befreiungsakte, aber dieß machte sie um so munterer.

Als sie aus dem Walde traten, hatte der Regen gänzlich aufgehört. Der Wind war still und der von der untergehenden Sonne beleuchtete Himmel verbreitete ein ganz eigenes, schönes Licht über die Gegend. Auch Jeremias Munters Physiognomie hellte sich wieder auf, er lauschte dem aufsteigenden Gesange der Vögel und sagte: „Das ist schön;“ er sah die Tropfen an, die an den jungen Gräsern hingen, sah, wie der Himmel sich darin spiegelte und er lächelte und sagte: „Das ist rein.“ Kleinen Kindern, denen sie begegnete, gab Petrea alle ihre Ersparnisse von den Arelholmer Festen und hätte gerne auch einige von ihren Kleidungsstücken dazu gegeben, hätte sie nicht Louise und die Mutter gefürchtet. Ihr Unternehmungsgeist wünschte sich noch mehr Abenteuer und besonders einen längeren Weg, als ihr dießmal beschieden war. Sie meinte, sie komme gar zu bald nach

Hause, aber der Assessor meinte das nicht und die früher Angelangten ebenfalls nicht, im Gegentheil fingen sie bereits an, über ihr langes Ausbleiben ernstlich unruhig zu werden. Inzwischen waren der Assessor und Petrea auf ihrem Spaziergang ganz gute Freunde geworden. Petrea wurde wegen ihrer Tapferkeit gepriesen und Heinrich deklamirte pathetisch zu ihrem Lobe:

„Nicht Jeder kann die Höh des Xenofon ersteigen,
Lorbeeren nicht als Held und als Gelehrter zeigen."

Und man lachte.

Scenen im Hause.

„Draußen mag es gut sein, aber zu Hause ist es am Besten," sagte Elise aus Herzensgrund, als sie sich wieder daheim und bei ihrem Manne befand. Die jungen Leutchen bemerkten Nichts dagegen, nachdem sie zu ihrem gemüthlichen Alltagsleben zurückgekehrt waren. Erinnerungen und Erzählungen von der letztverflossenen Zeit trugen auch dazu bei, ihnen neuen Reiz zu verleihen. Man hoffte, Louise werde jetzt wieder werden wie früher, angenehm und zufrieden bei ihrer ruhigen Wirksamkeit im Haus und der Familie. Allein Louise wurde sich ganz ungleich. Ein nagender Schmerz schien sie zu verzehren, sie fiel zusehends ab, ihre gute Laune war dahin und oft sah man ihre Augen roth. Vergebens forschten Eltern und Geschwister mit zärtlicher Unruhe nach der Ursache ihres Zustandes; sie wollte sich Niemand eröffnen. Daß die Wurzel des Uebels im Herzen sitze, konnte sie nicht läugnen, aber sie schien entschlossen, es vor den Blicken des Tages geheim zu halten. Auch Jakobi fing jetzt an bleich zu werden und abzufallen, denn er grämte sich tief über Louisens Gemüthsstimmung, und ihr verändertes Wesen namentlich gegen ihn brachte ihn auf den Gedanken, er möchte sie vielleicht unwissentlich beleidigt haben oder auf irgend eine Weise an ihrem Mißvergnügen

Schuld sein, und nie fühlte er mehr als jetzt, welch hohen Werth er auf Louise legte, wie herzlich er sie liebte. Diese Spannung und Jakobis Bemühungen, sich Louise zu nähern und ein freundliches Verhältniß zurückzuführen, veranlaßte allerhand kleine Auftritte, die wir hier darstellen wollen.

Erster Auftritt.

(Louise sitzt am Fenster bei einer Tapissericarbeit. Jakobi setzt sich ihr gegenüber.)

Jakobi (seufzend).

Ach Fräulein Louise!

(Louise sieht auf ihre Hirtin, schweigt und näht.)

Jakobi.

Seit einiger Zeit kommt mir Alles in der Welt so langweilig und schwerfällig vor.

(Louise schweigt und näht.)

Jakobi.

Und Sie könnten so leicht machen, daß man die Welt anders empfände. Ach, Fräulein Louise, nur ein einziges gutes Wort, einen freundlichen Blick!... Haben Sie nicht einen freundlichen Blick dem zu geben, der gerne Alles hingeben würde, um Sie glücklich zu sehen? (Für sich) sie wird roth, sie scheint gerührt, sie öffnet den Mund; — ach was wird sie mir sagen?

Louise.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn Stiche bis zur Nase. Das Muster ist ein wenig undeutlich.

Jakobi.

Sie wollen mich nicht hören, nicht verstehen. Sie spielen mit meiner Qual! Ach Louise!

Louise.

Ich muß Etwas mehr Garn haben; ich habs oben auf meinem Zimmer liegen lassen. (Sie geht.)

Zweiter Auftritt.

(Die Familie ist in der Bibliothek versammelt; der Thee so eben getrunken. Louise schlägt auf Petreas und Gabrielens eifrige Bitten auf einem kleinen Tische Karten, um den Schwestern ihre Schicksale zu prophezeien. Der Kandidat setzt sich neben sie und scheint entschlossen, mit der Farbe herauszurücken und munter zu sein. Aber der Gegenstand blickt domkirchenartiger darein als je. Der Gutsbesitzer tritt ein, verbeugt sich, schneuzt sich und küßt der „gnädigen Tante" die Hand.)

Der Gutsbesitzer.

Sehr kalt, heute Abend! Ich glaube gewiß, wir bekommen Frost.

Elise.

Ein betrübter Frühling, das! Wir haben erst neulich eine wahrhaft klägliche Erzählung von der Hungersnoth in den nördlichen Provinzen gelesen. Es ist gar zu traurig mit diesen Fehljahren.

Der Gutsbesitzer.

Ach ja die Hungersnoth da oben. Doch lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen; dieß ist zu traurig. Ich habe meine Erbsen mit Stroh bedecken lassen. Bäschen Louise, legen Sie gerne Patience? Ich thue es auch sehr gerne. Es ist so calmirend. Auf meinem Gute Estanvik habe ich ganz kleine, kleine Patiencekarten. — — Glaube gewiß, daß sie Ihnen gefallen werden Bäschen Louise.

(Der Gutsbesitzer setzt sich auf die andere Seite des Gegenstands. Der Kandidat bekommt sonderbare Zuckungen.)

Louise.

Dieß ist keine Patience, sondern ein kleines Zauberkunststück, um künftige Schicksale zu erforschen. Soll ich Ihnen auch wahr sagen, Vetter Thure?

Der Gutsbesitzer.

Ach ja, sagen Sie mir ein wenig wahr; aber nur nichts Unangenehmes. Wenn ich Abends etwas Unange-

nehmes höre, träume ich immer schlecht bei Nacht. Prophezeien Sie mir hübsch ein liebes Weibchen, ein Weibchen schön und liebenswürdig, wie mein Bäschen Louise.

Der Kandidat

(mit einem Paar Augen, als wollte er den Gutsbesitzer über Hals und Kopf nach Estanvik zurückschicken).

Ich weiß nicht, ob Fräulein Louise eine Freundin von Schmeicheleien ist.

Der Gutsbesitzer

(der sich stellt, als ob er seinen Nebenbuhler weder sähe noch hörte).

Bäschen Louise, lieben Sie Blau?

Louise.

Blau? Das ist eine ganz schöne Farbe. Aber ich habe doch Grün beinahe noch lieber.

Der Gutsbesitzer.

Nun das ist ja recht angenehm, das paßt vortrefflich. Auf Estanvik sind meine Möbel im Gesellschaftszimmer blaue; schöne, hellblaue Seide. Aber im Schlafzimmer habe ich grünen Merino. Ich glaube gewiß, Bäschen Louise, daß ....

(Der Kandidat hustet, als wollte er vergehen und läuft hinaus. Louise sieht ihm nach, seufzt und findet sodann in den Karten so viel Unglück für Vetter Thure, daß dieser ganz erschrickt. Die Erbsen erfroren. — Feuersbrunst in der Wohnstube und endlich — ein Korb; der Gutsbesitzer erklärt jedoch lachend, er gedenke keinen solchen anzunehmen. Die Schwestern kichern und machen Bemerkungen.)

Dritter Auftritt.

(Die Familie ist nach dem Souper versammelt. Der Assessor wirft die Frage auf:)

„Was ist das bitterste Leiden?“

Jakobi.

Unerwiederte Liebe.

Petrea.

Nicht zu wissen, wie man sein soll.

Eva.

Jemanden, den man liebt, ein nie wieder gut zu machendes Leid gethan zu haben.

Die Mutter.

Ich halte es mit Eva. Ich glaube, daß es nichts Schmerzlicheres geben kann.

Louise.

Ja es gibt etwas noch Schmerzlicheres, noch Bitteres und das ist, den Glauben an diejenigen zu verlieren, die man lieb hat, sie nicht mehr vollkommen hochachten zu können.... zu zweifeln an....

(Louisens Lippen zittern und können nicht vollenden; sie erblaßt, steht schnell auf und eilt hinaus. Allgemeine Sensation.)

Der Vater.

Was ist das mit Louise? Elise, wir müssen ins Klare kommen, was an ihr ist. Sie soll, sie muß es sagen. Ich halte es nicht länger aus, sie so zu sehen und ich gehe sogleich hin, um mit ihr zu sprechen, wenn du es nicht lieber selbst thun willst. Aber du darfst sie nicht loslassen, bis sie sich ganz entdeckt hat. Das Abscheulichste, was ich auf der Welt weiß, sind Geheimnisse und Nervenzustände.

Die Mutter.

Ich gehe sogleich zu ihr. Ich habe jetzt eine Ahnung.... bester Ernst! Wenn ich länger ausbleibe, so laß die Andern sich zur Ruhe begeben. Ich treffe dich dann allein. (Sie geht.

Vierter Auftritt.

Mutter und Tochter.

(Die Tochter liegt auf den Knieen, das Gesicht in ihre Hände gelehnt. Die Mutter geht leise zu ihr und schlägt ihre Arme um sie.)

Die Mutter.

Louise, mein gutes Mädchen! Was ist an dir? So habe ich dich noch nie gesehen! Du mußt mir sagen, was du auf dem Herzen hast. Du mußt.

Louise.

Ich kann nicht, ich darf nicht.

Die Mutter.

Du darfst und kannst. Willst du mich, willst du uns Alle dadurch unglücklich machen, daß du fortfährst, wie bisher? Ach Louise! Laß keine falsche Scham, kein falsches Zartgefühl dich irre leiten. Sage mir, brichst du ein theures Gelübde, eine heilige Pflicht, wenn du gestehst, was dich drückt?

Louise.

Kein Gelübde, keine heilige Pflicht und doch.... doch....

Die Mutter.

Nun mein Kind, so sprich in Gottes Namen. Sicherlich ist irgend ein ungegründeter Verdacht an deinem Zustande Schuld. Die Worte, mit denen du uns heute verließest.... was bedeuteten sie? Du weinst! Louise, ich bitte, ich flehe dich an, wenn du mich lieb hast, verbirg mir Nichts. Wer ist es unter denen, die du liebst, dem du nicht mehr glauben, den du nicht mehr hochachten kannst? Antworte mir. Ist es — deine Mutter?

Louise.

Mutter, Mutter! Ach wenn du mich so ansiehst, so fühle ich einen Schmerz und doch eine Beruhigung. Ach

mein Gott! Alles kann ja ein Irrthum, eine elende Verläumdung sein und ich... nun gut, es mag also heraus das Geheimniß, das mein Herz verzehrt hat und das zu bewahren ich für Pflicht hielt. Aber verzeih mir, Mutter, wenn ich dir wehe thue! Verzeih, wenn dein Friede durch meine Worte gestört werden sollte; verzeih, wenn ich in meiner Schwachheit, in meinem Zweifel dir Unrecht gethan habe; verzeih und nimm die Qualen weg, die mein Leben vergiften. Ach, siehst du Mutter, es war meine und meiner Geschwister Freude, dich so fleckenlos, so engelrein zu denken! Es war mein Stolz, daß du so warst und daß du meine Mutter warst!... und jetzt....

Die Mutter.

Und jetzt, Louise?

Louise.

Und jetzt hat man mir zugeflüstert, daß... o ich kann die Worte nicht sagen!

Die Mutter.

Sage sie! Ich verlange, ich fordere es von dir. Wir stehen Beide vor Gottes Richterstuhl.

Louise.

Man hat mir den Glauben einflößen wollen, daß auch meine Mutter nicht fleckenlos sei. Daß sie und...

Die Mutter.

Fahre fort, Louise.

Louise.

Daß sie und Jakobi einander geliebt haben, daß böse Zungen nicht Unrecht gehabt haben in ihrem Tadel gegen sie und daß noch jetzt... Ich verachtete dieses Geschwätz; ich verachtete diejenige, die so sprach. Ich suchte diese Gedanken als verbrecherisch aus meiner Seele zu verjagen. Da geschah es eines Tags, daß ich dich suchte, Mutter, und Jakobi vor dir knieen sah und von seiner Liebe sprechen hörte!...

Die Mutter.

Und was ist dein Glaube bei All dem?

Louise.

Ach ich weiß nicht, was ich glaube. Aber seit diesem Augenblick ist kein Friede in meiner Seele gewesen und ich habe geglaubt, er werde nie wieder kommen, meine Zweifel werden sich nie lösen können, weil ich glaubte, sie vor Niemand entdecken zu können.

Die Mutter.

Laß den Frieden in dein Herz widerkehren, mein Kind. Guter Gott! Wie unglücklich wäre ich nicht in diesem Augenblick, wenn mein Gewissen nicht rein wäre! Aber Gott sei Dank! mein Kind, deine Mutter hat sich keinen solchen Fehler vorzuwerfen, und Jakobi verdient alle deine Achtung, alle deine Zuneigung. Ich will dir in aller Einfachheit sagen, was Wahres ist an dem, was dich so beunruhigt hat. Einen Augenblick — es war damals, als Jakobi zuerst in unser Haus kam — erwachte in seinem jungen, unbewachten Herzen eine wärmere Neigung für mich und wurde — zum Theil erwiedert. Aber du, mein Kind, wirst mich nicht wegen eines unwillkürlichen Gefühles verurtheilen, auf das dein Vater mit verzeihendem Blick herabgesehen hat. In einer gottgesegneten Stunde eröffnete er und ich unsre Herzen gegen einander, und seine Liebe, seine Kraft und Milde war es, was mir Kraft gab, meine Schwachheit zu besiegen. Jakobi, gleichfalls zum Bewußtsein seiner Verirrung erwacht, bekämpfte sie und siegte. Wir trennten uns bald darauf und es war unser Beider Wunsch, einander mehrere Jahre nicht zu treffen. Inzwischen wurde Heinrich seiner Aufsicht anvertraut und Jakobi war ihm ein musterhafter Freund und Lehrer. Als ich ihn drei Jahre später wieder sah, reichte ich ihm die Hand, wie eine Schwester und er — ja mein liebes Mädchen, ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht damals schon in seinem Herzen angefangen hätte mich zu lieben wie — eine Mutter. Aber was dazumalen anfing, hat sich seitdem vollendet; — in der Eigenschaft eines Sohnes hast du ihn vor mir knieen sehen, mir dankend, daß ich seine

Liebe billige zu meiner Tochter, zu meiner Louise — die so unnöthigerweise ein Gespenst heraufbeschworen hat, um sich selbst und uns Alle zu schrecken."

Es lag im letztern Theile der Rede der Mutter eine ruhige Scherzhaftigkeit, die vielleicht mehr, als die einfache Kraft der Erklärung selbst eine glückselige Ueberzeugung das Herz der Tochter erfüllen ließ. Sie drückte die Hände an ihre Brust und sah dankbar zum Himmel hinauf.

„Wenn du noch im Geringsten einen Zweifel hegst," fuhr die Mutter fort, „so sprich mit deinem Vater, sprich mit Jakobi, sie werden meine Worte bestätigen. Aber ich sehe, du bedarfst dessen nicht, dein Herz hat wieder Frieden, mein Kind."

„Ach Gott sei Dank! Gott sei Dank!" rief Louise, indem sie zu den Knieen ihrer Mutter sank, sie umfaßte und ihre Hände und ihr Kleid mit Küssen bedeckte: „O daß ich wieder zu dir aufsehen dürfte, meine Mutter! O kannst du mir verzeihen, daß ich so schwach, so erbärmlich leichtgläubig war? Ich selbst werde es mir nie, nie verzeihen."

Louise war außer sich; ihr ganzer Leib zitterte heftig. Man hatte noch nie eine solche Gemüthsbewegung bei ihr gesehen. Die Mutter mußte Heilmittel für Seele und Körper zugleich — zärtliche Worte und stillende Tropfen anwenden, um ihre Aufregung zu beruhigen.

Die Mutter vermochte sie, sich niederzulegen, und setzte sich dann an ihr Bett, hielt ihre Hände in der ihrigen und begann, um sie zu zerstreuen, auf eine feine Art ihre Stimmung in Beziehung auf den Kandidaten und den Gutsbesitzer als Freier betrachtet zu untersuchen. Aber Louise hatte in diesem Augenblick nur ein Gefühl, einen Gedanken — die glückselige Lösung ihrer Zweifel und Dankbarkeit dafür. Als die Mutter sie ruhiger sah, sagte sie zu ihr mit einer Umarmung:

„Schlaf jetzt wohl, mein liebes Mädchen. Ich muß dich jetzt verlassen, um zu Jemanden zu eilen, der un-

geduldig auf mich wartet und dieß ist — dein Vater. Er ist deinetwegen sehr bekümmert gewesen, und ich kann ihn jetzt beruhigen, und zwar dadurch, daß ich ihm offen Alles sage, was wir hier gesprochen haben. Im Uebrigen muß ich dir sagen, daß du Nichts gesagt hast, was uns beunruhigen kann. Daß ich von einigen Leuten verläumdet worden bin und es noch jetzt werde, ist ihm so gut bekannt, wie mir. Er hat mir geholfen, es mit Ruhe zu ertragen. Er ist ein so wahrhaft überlegener, so vortrefflicher Mann. Ach Louise, es ist ein großer Segen, wenn Mann und Frau, Eltern und Kinder ein vollkommenes Vertrauen zu einander haben können. Es ist so schön und wonnevoll einander Alles in Liebe sagen zu können."

Fünfter Auftritt.

Im Garten.

(Es ist Morgen. Die Lerchen singen. Die Narzissen duften. Der Vogelkirschbaum säuselt im Morgenwind. Die Kirschblüthen öffnen sich den Bienen, welche summend in ihren Schooß fliegen. Die Sonne scheint auf alle ihre Kinder. Louise spazirt im mittelsten Gange mit des alten Noahs Predigt in der Hand, aber ihre Augen sind auf ein dabei befindliches Gedicht geheftet, das schlechterdings Nichts mit Vater Noah zu schaffen hat. Der Kandidat kommt von der entgegengesetzten Seite her, sieht finster aus und hält einen schwarzen Pinsel in der Hand.)

(Die Spazirenden begegnen sich und grüßen sich stumm.)

Jakobi.

Darf ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen? Ich werde Sie nicht lange aufhalten.

(Louise nickte stumm und erröthend mit dem Kopfe.)

Jakobi.

Ich reise in einer Stunde von hier ab, muß Sie aber bitten, mir eine Frage zu beantworten, ehe ich Ihnen — Lebewohl sage.

Louise.

Sie reisen ab? Wohin? Warum?

Jakobi.

Wohin — ist mir gleichgültig, wenn ich nur von hier wegkomme. Warum? Weil ich eine beharrliche Unfreundlichkeit von einer Person nicht ertragen kann, die — die mir so theuer ist, von der ich einst geglaubt hatte, sie hege einige Freundschaft für mich. Seit vierzehn Tagen haben Sie mich auf eine Art behandelt, die mir das Leben verbittert hat und warum das? Bin ich so unglücklich gewesen, Sie zu beleidigen oder Ihr Mißvergnügen zu erwecken? Aber warum verweigern Sie mir dann eine Erklärung darüber? Ist es auch recht, Jemand ungehört zu verdammen? Und vollends einen Freund, einen Freund von Kindheit auf? Ist es recht — verzeihen Sie mir, Louise, ist es christlich, so hart, so unbeweglich zu sein? — Steht in den Predigten, die Sie so gerne lesen, Nichts von Güte, von Versöhnlichkeit u. s. w.?"

Jakobi hatte eifrig und mit einem beinahe strengen Ernst gesprochen, der nicht oft aus seiner sanften und fröhlichen Seele hervortrat. Mit tiefer Bewegung antwortete ihm Louise:

„Ich habe sehr Unrecht gehabt und habe Ihnen sehr Unrecht gethan. Aber ich bin hinters Licht geführt worden; — ich kann Ihnen vielleicht später sagen, wie. Seit gestern Abend weiß ich, wie ich getäuscht worden bin, wie ich mich selbst getäuscht habe; — jetzt weiß ich, Gott sei Dank, daß in dieser Sache Niemand Tadel verdient, als ich selbst. Ich habe mir viel, viel vorzuwerfen, auch wegen meiner Verschlossenheit gegen die Meinigen, gegen Sie! Verzeihen Sie mir, bester Jakobi," fuhr sie fort, indem sie ihm beinahe demüthig die Hand reichte. „Verzeihen Sie mir! Ich habe Ihnen wehe gethan; aber" — Louise hielt hier ihre Thränen nicht mehr zurück — „aber glauben Sie, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muthe war."

„Dank, Dank, Louise!" rief Jakobi, indem er ihre

Hand ergriff und an seine Brust und seine Lippen drückte. „Ach wie glücklich macht mich diese Güte! Jetzt kann ich wieder athmen! Jetzt kann ich mit ergebungsvollerem Herzen Sie verlassen.“

„Warum wollen Sie abreisen?“ fragte Louise in einem halb verdrießlichen Ton.

„Weil ich,“ antwortete Jakobi, „es nicht liebe, Zeuge einer Verlobung zu sein, die wohl in Kurzem hier stattfinden wird; weil ich nach Ihrem Benehmen in der letzten Zeit überzeugt sein muß, daß Sie kein herzlicheres Gefühl für mich haben können.“

„Wenn dem so wäre,“ antwortete Louise in demselben Ton, wie früher, „so wäre ich nicht so lange betrübt gewesen.“

„Wie?“ rief Jakobi fröhlich, „ach Louise, welche Worte! welche kühne Hoffnungen können sie in mir erwecken! Darf ich sie Ihnen sagen, darf ich Ihnen sagen, was ich zuweilen gedacht habe und auch jetzt denke?“

Louise schwieg und Jakobi fuhr fort:

„Ich habe gedacht, daß der geringe, der unbemittelte Jakobi Ihnen ein besseres Loos bieten könnte, als Ihr reicher Vetter von Estanvik; ich habe gehofft, daß meine Liebe, die treue Hingebung meines ganzen Lebens Sie glücklich machen könnte, daß ein geringerer Theil von irdischen Gütern Ihnen genug sein könnte, wenn er von einem Manne geboten würde, der Ihren Werth erkennt und keinen höhern Wunsch hat, als an Ihrer Hand sich zu veredeln. O wenn diese theure Hand mich durchs Leben führen wollte, wie ruhig, wie klar würde mir nicht das Leben sein! Dann würde ich seine Widerwärtigkeiten und Versuchungen nicht fürchten. Wie wollte ich bemüht sein, mich für diese Güte der Vorsehung dankbar zu zeigen! Ach Louise, so habe ich gedacht, geschwärmt, geträumt! O sprechen Sie! waren es bloß Träume? Kann der Traum nicht Wirklichkeit werden?“

Louise zog ihre Hand nicht zurück und blickte den Sprechenden mit unendlicher Milde an.

„Ein Wort!“ bat Jakobi, „ein Wort! darf ich sagen, meine Louise, Louise mein?“

„Sprechen Sie mit meinen Eltern,“ sagte Louise tief erröthend, indem sie den Kopf abwandte.

„Meine Louise!“ rief Jakobi und drückte sie trunken von Zärtlichkeit und Freude an sein Herz; aber Louise schob ihn sanft weg, indem sie sagte:

„Denken Sie an meine Eltern. Ohne ihre Einwilligung gebe ich mein Versprechen nicht. Ihre Antwort wird über mich bestimmen.“

„Laß uns zusammen hineilen, meine Louise, und um ihren Segen bitten.“

„Gehen Sie allein, bester Jakobi,“ sagte Louise. Ich fühle mich jetzt nicht ruhig, nicht stark genug; — ich werde Sie hier zurückerwarten.“

Mit diesem fünften Auftritt glauben wir das kleine Drama zu einem gedeihlichen Ende geführt zu haben und machen deßwegen keine neuen Auftritte auf seine natürlichen Folgen. Als der Kandidat auf Freiers Füßen zu Louisens Eltern eilte, stieß er am Thorweg hart mit Jemand zusammen, der von der entgegengesetzten Seite herkam. Die beiden Carambulirenden fuhren ein paar Schritte zurück und der Gutsbesitzer und der Kandidat stierten einander verwundert an.

„Bitte um Verzeihung,“ sagte der Kandidat und wollte vorüber. Aber der Gutsbesitzer hielt ihn auf, indem er eifrig und mit selbstvergnügtem Lächeln sagte:

„Hören Sie, mein Freund! Können Sie mir nicht sagen, ob mein Bäschen Louise im Garten ist? Ich komme so eben von ihren Eltern und sollte jetzt mit ihr sprechen. Können Sie mir nicht sagen, wo sie ist?“

„I... ich weiß nicht!“ rief der Kandidat, indem er sich losriß, und eilte mit heimlichem Schreck im Herzen zu Louisens Eltern hinauf.

Inzwischen hatte der Gutsbesitzer einen Schimmer von Bäschen Louisens Person im Garten aufgefangen und eilte zu ihr.

Es war just keine Ueberraschung für Louise, als nach all den Präliminarfragen: „Mögen Sie Fische, Bäschen? mögen Sie Vögel, Bäschen u. s. w. nun endlich die Hauptfrage kam: Mögen Sie mich, Bäschen?“ Nun sie war zwar Etwas verblümter, aber es wurde ein bestimmtes wiewohl mit Achtung und Freundschaftlichkeit vergoldetes „Nein!“ darauf geantwortet.

Der Kandidat seinerseits trug Louisens Eltern in der Fülle und Wärme seines Herzens seine Liebe, seine Wünsche und Hoffnungen vor. Zwar war Jakobi für jetzt noch ohne Amt und ohne Vermögen, aber er hatte viele Aussichten und mitten unter diesen stand wie eine Sonne und feste Burg Se. Excellenz D. Der Landrichter war kein Freund von solchen festen Burgen, Elise liebte lange Verlobungen nicht, aber beide liebten Jakobi, beide wollten vor Allem ihres Kindes wahres Wohl und Glück, und so kam es denn, daß nach mehreren Berathungen, nachdem Louise darüber gehört worden war und die Eltern gefunden hatten, daß sie wirklich dasselbe wünschte, wie Jakobi und mit ihm glücklich zu werden glaube, nachdem ferner Jakobi mit dem größten Eifer alle Vorschläge wegen Aufschiebung der Verlobung bekämpft hatte — daß also, nachdem dieß Alles glücklich durchgearbeitet war, Jakobi ein förmliches „Ja,“ erhielt und Louise und er am Nachmittag desselben Tages, dessen Morgensonne die Erklärung zwischen ihnen beleuchtet hatte — verlobt waren. Jakobi war über alle Beschreibung glücklich, Louise ruhig, aber mild. Heinrich meinte beinahe, Ihre Majestät sehe gar zu gnädig aus. Vielleicht kam ihre gedankenvolle Miene auch einigermaßen davon her, daß sie sich bereits in ihrem Innern mit Vermehrung und Ordnung von Jakobis Garderobe beschäftigte und in Gedanken bereits ein feines Leinwandgewebe anzettelte. Louise hatte wirklich jetzt ihre

Hand zur schnellen Verlobung mit Jakobi — wie sie ihrer Schwester Eva gestand, hauptsächlich deßwegen so willig gereicht, um besser Hand an ihn legen zu können. Guter Leser, und wenn du ein Kandidat bist, guter Kandidat, verzeih unserer Aeltesten, daß sie ihr Ja ein wenig in Gnaden gegeben. Wir können versichern, daß unser Kandidat deßwegen um Nichts schlechter fahren wird. So schien er selbst zu glauben und seine Freude, seine Innigkeit bewies sich sehr mächtig, die Domkirche aus Louisens Wesen zu verbannen. Der Anblick dieses Verhältnisses und der herzlichen Freude, die Louisens Geschwister über ihre Verlobung mit Jakobi äußerten, und die deutlich bewies, wie sehr er von Allen geliebt war, glättete die Runzeln auf des Landrichters Stirne und ließ Elisens Herz die süßeste Befriedigung empfinden. Heinrich besonders äußerte laut seine Freude darüber, in seinem geliebten Freund und Lehrer einen Schwager — einen wirklichen Bruder zu erhalten.

„Und hörst du, Schwager," sagte er mit großen Blicken auf Louise, „nimm nur dein Hausherrnrecht in Acht, Brüderchen und laß den Pantoffel nicht in deinem Hause regieren. Wenn du eine Königin heirathest, so wirst du König, wie du wohl einsiehst, und mußt deine Majestät wahren. Und wenn sie, wie eine Domkirche aussieht, so blicke du drein, wie das jüngste Gericht und donnere darnach... Du lachst! Du solltest wirklich meine brüderlichen Rathschläge nicht so leichtsinnig nehmen, sondern wohl beherzigen und.... aber meine Lieben, sollten wir heute Abend nicht eine kleine Bowle haben? was meinst du Mütterchen? O freilich! Ich will die Ehre haben, sie selbst zu brauen. Wir müssen doch die Gesundheiten Ihrer Majestäten trinken. Eine Bowle will ich brauen, die... Zucker und Pomeranzen! Eine Bowle, eine Bowle."

So rufend fuhr Heinrich mit ausgestreckten Armen gegen die Saalthüre, sie öffnete sich in demselben Augenblick und er umarmte — die Hofmarschallin.

„Ei du meine Güte! Herzliebster!“ rief sie, „Gott steh mir bei, nun, he, he, he! Was ist da los? Er hat wohl nicht daran gedacht, mein Freund, daß Er die Alte in Seine Arme bekommen würde. He, he, he!“

Ehrfurchtsvoll und herzlich entschuldigte sich Heinrich, erzählte die Ursache seiner Extase und die Neuverlobten wurden Frau Gunille vorgestellt. Frau Gunille war zuerst ein wenig verwundert, dann ein wenig gerührt. Mit Thränen in den Augen umarmte sie zuerst Elise, dann Louise und auch Jakobi. „Gott segne euch,“ sagte sie mit ihrer schönen stillen Herzlichkeit. Hierauf setzte sie sich Etwas bleich und schweigend auf den Sopha, während eigene traurige Erinnerungen ihr die kummervollen, schweren Tage zurückzurufen schienen, welche oft auf den lichten Morgen der Verlobung folgen. Kam es nun daher oder befand sich Frau Gunille sonst nicht wohl, sie wurde immer bläſſer und bläſſer. Gabriele eilte ihr ein Glas Waſſer zu holen und carambulirte ganz unerwartet, als sie die Thüre öffnete, mit dem Aſſeſſor, der in diesem Augenblicke eintrat. Mit einem leichten Schreckensruf rettete sie sich aus diesem unvermutheten Zusammentreffen. Der Aſſeſſor sah ihr mit dem wunderlichsten Gesichte nach und wollte ihr gerade einen neuen Namen schöpfen, als er sich auf einmal von der übrigen Jugend umringt sah.

„Ei seht doch,“ rief er, „was ist da? Warum belagert ihr mich so? Kann man nimmer im Frieden leben? Ich will nicht tanzen, Monsieur Henricus! Schrei mir die Ohren nicht taub, Miß Petrea. Was ist da? Verlobt? Was? Wer? Unsre Aelteste! Ei der Kuckuck laßt mich doch sitzen und eine Prise nehmen. Unsre Aelteste verlobt; — das wäre ja schrecklich; .... usch, usch! .... Das ist ja ganz abscheulich! Uh, uh, uh! In der That schauerlich! Hu, uh, uh.“

Der Aſſeſſor pustete und schnupfte eine gute Weile, während die Familie, die seine Manier kannte, herzlich lachte, Louise jedoch ausgenommen, die erröthete und

beinahe ein Bischen böse geworden wäre über seine Ausrufungen und hauptsächlich über den Ausdruck abscheulich. Endlich steckte der Assessor seine Dose ein, stand auf und sagte: „Nun, man muß das Beste zu dem sagen, was nicht mehr abzuwenden ist. Was geschrieben ist, das ist geschrieben. Und da es nun einmal geschrieben ist, daß dieses gebenedeite unverbesserliche Menschengeschlecht sich vermehren soll, so Glück zu in Gottes Namen, Glück und Segen, ihr lieben Menschenkinder.“ Und jetzt schüttelte er Jakobi und Louise herzlich die Hände; sie erwiederten seinen Händedruck, obschon mit der Form des Glückwunsches nicht besonders zufrieden.

„Meiner Lebtage,“ sagte Heinrich, „habe ich nie so unlustige Gratulationen gehört, die Hofmarschallin und der Onkel müssen heute bei melancholischer Laune sein. Aber jetzt setzt er sich neben sie und da ist doch Hoffnung vorhanden, daß sie sich bald durch einen comfortablen Streit erholen werden.“

Aber nein! kein Streit entstand diesen Abend zwischen dem Assessor und Frau Gunille. Der Assessor hatte ihr eine Nachricht zu verkündigen, deren Mittheilung ihn hart anzukommen schien und die ihre Augen mit Thränen füllten. Pyrrhus ist todt!

„Er war gestern ganz munter,“ erzählte der Assessor, „und leckte meine Hand, als ich gute Nacht von ihm nahm. Heute trank er mit gutem Appetit seinen Morgenkaffee und legte sich sodann auf sein Kissen schlafen; — ich sah nach ihm unmittelbar, ehe ich ausging. Als ich zum Mittagessen nach Hause kam und mich recht darauf freute, mit meinem kleinen Kameraden zusammenessen zu dürfen, da lag er todt auf seinem Kissen!“ Viel und lange sprachen Frau Gunille und der Assessor mit einander über ihren kleinen Günstling und schienen dabei ganz gute Freunde zu werden.

Jeremias Munter war übrigens diesen Abend weit mürrischer, als gewöhnlich. Mit einer Art düstrem Tiefblick ruhten seine großen Augen auf den Verlobten.

„Ja," sagte er, wie für sich, „könnte man nur sich selbst trauen, würde man nur über sich selbst klar, dann könnte man auch mit einigem Grund hoffen, eine Andere glücklich zu machen und mit ihr glücklich zu werden."

„So weit muß man sich schon selbst kennen, daß man dessen gewiß sein kann, ehe man freiwillig sein Schicksal mit dem eines Andern verbindet," sagte Louise nicht ohne große Zuversicht.

„So weit, so weit!" wiederholte der Assessor eifrig. „Ja profit! Bei wem reicht es so weit? Bei Ihr nicht, liebe Schwester, das kann ich Sie versichern. Ach," fuhr er mit bitterer Wehmuth fort, „man kann hier im Leben schrecklich über sich selbst und von sich selbst betrogen werden. Gibt es Jemand, der — wenn er sich selbst gehörig kennt — nicht Treulosigkeit gegen seinen Freund, seine Liebe, sein besseres Selbst zu bereuen hat? Dieser Eigennutz, dieser elende Egoismus im Menschen! Wo gibt es einen Winkel, in den sie sich nicht einschleichen? Dieses elende kleine Ich, wie drängt es sich nicht vor, wie werden nicht Thaten, die man gute nennt, von eigennützigen Hintergedanken und Nebenabsichten befleckt!"

„Können Sie denn keine Tugend, keine reine Größe und Vortrefflichkeit, die Sie bewundern könnten?" fragte Heinrich. „Zeigt uns die Geschichte nicht..."

„Die Geschichte!" schrie der Assessor, „sprich nicht von ihr, komm mir nicht mit ihr! Nein, wenn ich an irgend eine Tugend glaube, so ist es eine solche, welche die Geschichte nicht anfassen, nicht begreifen kann; so ist es nur bei Solchen, die keine großen Rollen in der Welt gespielt haben, die nie, nie auf der Schaubühne applaudirt werden konnten. Bei diesen kann möglicherweise etwas vollkommen Reines, vollkommen Schönes und Heiliges gefunden werden. O ich will daran glauben, obgleich — ich es bei mir nicht finde. Ich habe meine eigene Seele durchsucht und kann darin nichts — Reines finden. Aber es kann sich bei Andern finden; ich will es glauben. Mein Herz kann schmelzen bei dem

Gedanken, daß es eine vollkommen uneigennützige Tugend geben kann. Herr Gott! wie wunderschön! Und wo diese Seele in der Welt gefunden wird, im Palast oder in der Hütte, in Goldstoff oder in Lumpen, beim Mann oder Weib — eine Seele, die dem Lobe der Welt ausweichend, ja das des eigenen Herzens fürchtend mit redlichem Eifer ihre Pflichten erfüllt, und wären sie noch so schwer, noch so unbemerkt, die im Verborgenen, im Stillen arbeitet und betet, dieses Wesen bewundere und liebe ich, ja ich stelle es hoch über die Cäsarn und Cicerone der Welt."

Der Landrichter war während dieser Rede aufgesprungen und hatte sich den Sprechenden genähert. Er legte sanft die Hände auf seiner Gattin Schultern und sah sich unter seinen Kindern um; seine Blicke glänzten.

„Unsere Zeit," fuhr Jeremias Munter mit einer bei ihm seltenen Hinreißung fort — „unsere Zeit begreift diese Größe schlecht. Sie preist laut sich selbst und ist schon dadurch weniger preiswürdig. Alle Menschen wollen merkwürdig und berühmt sein oder wenigstens scheinen. Jeder tritt hervor und ruft laut: Ich, ich! Auch das Weib versteht den Adel ihres Incognitos nicht mehr; auch sie will ihr Ich in die Welt hinaus schreien. Kaum Eine will jetzt mehr von Herzen Du sagen. Und gleichwohl liegt in diesem Du, über welchem der Mensch sein selbstisches Ich vergißt, sein reinster Adel, sein bestes Glück. Es kann zwar groß scheinen, es kann entzückend sein, die Welt — wenn auch nur für einen Augenblick — mit seinem Namen zu erfüllen; aber wie in längstverflossenen Zeiten Millionen um Millionen Menschen sich vereinigt haben, um dem Allerhöchsten einen Tempel zu erbauen und dann schweigend namenlos hinsanken, um bloß Seinen Namen, Seine Ehre dastehen zu lassen — das war gewiß größer, gewiß des Menschen würdiger."

„Sie sprechen ja, wie König Salamo selbst, Onkel Munter," rief Petrea entzückt. „Ach Sie sollten ein Schriftsteller werden, Sie sollten ein Buch schreiben über..."

„Schreiben? Warum nicht gar? Um die elende Eitelkeit im Menschen zu nähren? Schreiben — bah!"

„Jede Zeit hat ihre Art Tempel zu erbauen!" bemerkte Heinrich mit einem schönen Blick.

„Nein!" fuhr der Assessor mit sichtbarem Abscheu fort. Nein, ich will nicht schreiben, aber ich möchte gerne — leben! Ich habe zuweilen geträumt, daß ich leben könnte!...." Er schwieg; eine seltsame Bewegung malte sich auf seinem Gesichte, er stand auf und nahm ein Buch, in das er hinein sah, aber offenbar, ohne zu lesen. Nach einer Weile schlich er sich leise hinaus.

Das Gespräch war diesen Abend sehr lebhaft in der Familie und das Resultat, das unter scherzendem Ernst ausgesprochen wurde, lautete dahin, man solle gemeinschaftlich an dem Tempelbau arbeiten in dem Geist, den der Assessor gepriesen, jeder mit seinem Werkzeug und seiner Kraft gemäß.

Der Landrichter ging im Zimmer auf und ab, nahm bloß selten am Gespräche Theil, hörte aber zu und lächelte oft beifällig. Es schien, als ob Jeremias Munters Worte eine gewisse wehmüthige Stimmung bei ihm hervorgerufen hätten. Er sagte einige warme Worte zum Lobe seines Freundes.

„Eine reinere Menschenseele gibt es nicht," sagte er, „und er hat dadurch sehr wohlthätig auf mich gewirkt. Viele Menschen wollen das Gute und thun es auch, aber nur wenige haben das reine Gemüth, das vollkommen edle Motiv in dem Grade, wie er."

„Ach, wenn man ihn Etwas glücklicher, Etwas zufriedener mit dem Leben machen könnte," sagte Eva.

„Willst du die Commission auf dich nehmen?" flüsterte Petrea schelmisch.

Ein etwas zu lauter Kuß, lenkte jetzt schnell Aller Augen auf den Kandidaten und Louise, die für dieses Unterfangen ihrem Bräutigam einen höchst ungnädigen und erzürnten Blick zuwarf. Heinrich versicherte, der Kandidat sei dadurch vollkommen pulverisirt worden.

Als man sich für den Abend trennte — der Kandidat begehrte und erhielt „in Gnaden" einen kleinen Kuß zum Zeichen der Verzeihung und Versöhnung für den großen — suchten Elise und Louise einander aus einer gemeinsamen Regung auf und im Kabinet der Mutter wurde folgende Unterredung gehalten:

„Mein liebes Mädchen," sagte die Mutter, „wie kam es so über Hals und Kopf mit Jakobis Brautwerbung? Ich hätte nie geglaubt, daß es so schnell geschehen würde. Ich bin noch ganz erstaunt, daß du jetzt verlobt sein sollst."

„Ich auch!" antwortete Louise, „ich kann kaum begreifen, wie es so kam. Wir begegneten einander heute früh im Garten. Jakobi war betrübt, war verdrüßlich und wollte abreisen, weil er glaubte, ich sei im Begriff mich mit Vetter Thure zu verloben. Da bat ich ihn, mir meine Unfreundlichkeit in der letzten Zeit zu verzeihen und ließ ihn ahnen, wie es in meinem Innern aussehe. Jetzt sprach er von seinen Gefühlen, seinen Wünschen so schön, so innig und rührend und da — ja da weiß ich selbst nicht recht, wie es kam, aber er nannte mich — seine Louise und ich — bat ihn hinzugehen und mit meinen Eltern zu sprechen."

„Und inzwischen schickten seine Eltern ihrer Tochter einen andern Freier, um von ihr ein Ja oder Nein zu holen. Der arme Vetter Thure. Er schien seiner Sache so gewiß! Aber ich hoffe, er wird sich bald trösten. Weißt du übrigens auch, Louise, daß ich in den letzten Zeiten wirklich geglaubt habe, Estanvik und seine Herrlichkeiten haben einigen Reiz für dich und jetzt — empfindest du wirklich gar keinen Schmerz über das reiche irdische Loos, das du von dir gewiesen hast?"

„Schmerz? Nein jetzt nicht mehr. Und doch hätte ich Unrecht, wenn ich läugnen wollte, daß es eine Versuchung für mich war. Aber auch darum wollte ich Estanvik nie sehen, weil ich wußte, wie unrecht es wäre, es auf mich wirken zu lassen, da ich doch einen Men-

schen, wie Vetter Thure nie lieben könnte und überdieß Jakobi so lieb hatte und zwar schon seit mehreren Jahren. Einmal trat mir die Versuchung nahe. Es war auf der Rückreise von Axelholm, als ich mich in Vetter Thures weichem Landauer wiegte — da dachte ich, es müßte doch angenehm sein, einen solchen Wagen zu haben und so gemächlich und prächtig durchs Leben zu fahren. Aber damals war ich unglücklich; das Leben hatte seinen besten Werth für mich verloren. — mein Glaube an diejenigen, die ich am Meisten liebte, war vergiftet — ach es erhoben sich in mir so grausame Zweifel an allem Guten auf der Welt; und da dachte ich einen Augenblick, es wäre am Besten das Leben zu verschlafen und dazu würde das sanfte Wiegen des Landauers vortrefflich passen. Aber jetzt — jetzt! jetzt ist, Gott sei Dank! dieser schwere Traum vorüber; jetzt ist mir das Leben wieder klar und ich sehe meinen Weg durch dasselbe. Jetzt kümmere ich mich um den Landauer so wenig, als um einen Schubkarren. Ja sollte auch mein ganzes Leben ein mühsamer Arbeitstag werden, so will ich doch Gott von Herzen dafür danken. Für diejenigen zu arbeiten, die man innig hochachtet und liebt, ist eine Freude und ich kenne keinen höheren Wunsch, als für meine Eltern, meine Geschwister und denjenigen, der heute vor Gott mein Gatte geworden ist, arbeiten und leben zu dürfen."

„Gott wird dich segnen, mein gutes, reinherziges Mädchen!" sagte die Mutter sie umarmend und süße, liebevolle Thränen flossen an dem stillen Abend.

Noch eine Brautwerbung.

Am andern Morgen frühe erhielt Eva ein Bouquet schöne Moosrosen zugesandt, zwischen denen ein Brief an sie lag. Eva erbrach ihn und las Folgendes:

„Ich habe geträumt, daß ich leben könnte — und ein schöneres, volleres Leben, als je ein Roman zu träumen vermocht hat. Kleine Miß Eva, die ich so oft auf meinen Armen getragen habe; — gutes, junges Mädchen, das ich an meiner Brust durch das Leben tragen möchte, du mußt hören, was ich geträumt habe und mitunter noch träume.“

„Ich träumte ich sei ein Fels, rauh, häßlich, abstoßend, unfruchtbar. Aber ein Herz schwieg in dem Felsen, ein gefesseltes Herz. Es schlug sich blutig gegen die Mauern des Gefängnisses, denn es verlangte in die Sonne hinaus, konnte aber seine Fesseln nicht sprengen. Ich konnte mich nicht von mir selbst befreien. Es weinte in dem Felsen, daß er so hart sei, daß er für sein eigenes Leben ein Gefängniß sein solle. Da kam ein Mädchen, ein lichter, milder Engel, durch den Wald gewandelt, legte ihre warme lilienweiße Hand an den Felsen und berührte ihn, mit reinen Lippen ein magisch befreiendes Wort flüsternd. Da öffnete sich die Steinwand und das Herz, das arme gefangene Herz sah Licht. Das junge Mädchen ging hinein in die Kammer des Herzens und nannte sie seinen Himmel. Da sproßten plötzlich aus dem glückseligen Herzen schöne Rosen auf, die der Befreierin entgegendufteten und die Kammer des Herzens wölbte sich hoch zu einem Tempel für sie; ihre nackten Wände bekleideten sich für sie mit frischem Laube und edle Steine spielten dazwischen mit den Strahlen der Sonne. Ich erwachte in einem Gefühl von Glückseligkeit, zu groß für diese Erde; ich erwachte, ach dahin waren die Rosen, dahin das schöne Mädchen, — ich war nach wie vor — der starre, häßliche, freudlose Fels. Aber junges Mädchen, siehst du, es will mir nicht mehr aus dem Sinn, daß diese Rosen, die ich im Traume sah, in mir verborgen sind, daß sie noch aufblühen, noch erfreuen und glücklich machen könnten; es will mir scheinen, als ob diese enge, grämliche Brust sich bei einer liebevollen Berührung erweitern, als ob sich darin edle Steine finden könnten, die hell

strahlen würden für diejenige, die sie ans Licht lockte.... Junges, gutes Mädchen! Wolltest du nicht den Versuch wagen? Wolltest du nicht deine warme Hand auf den Felsen legen? Wolltest du nicht sanft auf ihn hinhauchen? O wahrhaftig, wahrhaftig, er würde sich erweichen unter deiner Hand, er würde Rosen für dich hervorbringen, würde sich zu einem Tempel für dich bilden, einem Tempel voll von Lobgesang, voll von Liebe."

„Ich weiß, daß ich alt bin, vor der Zeit gealtert; weiß, daß ich häßlich, unangenehm, unbehaglich, vielleicht sogar lächerlich bin, aber — ich glaube nicht, daß die Natur mich so haben wollte. Ich bin so unendlich einsam durch meine Welt gegangen. Kein Vater, keine Mutter, keine Geschwister haben mich auf meinem Wege begleitet; kein Sonnenschein fiel auf meine Kindheit und Jugend; mit Schwierigkeiten kämpfend ging ich einsam durchs Leben. Ein einziges Mal schloß ich mich an einen Freund — er stieß mich zurück — da wuchs der Fels um mein Herz herum, da wurde mein Wesen hart, häßlich und trocken. Wird es immer so bleiben? Wird mein Leben nie blühen auf Erden? Wird kein Himmelshauch meine Rosen herauflocken?"

„Fürchtest du meine grämliche Gemüthsart? O du hast nicht gesehen, wie ein Blick, ein Wort von dir alle Wolken von meiner Stirne verjagt. Nicht, weil du schön, sondern, weil du rein und gut bist. Willst du auch mich lehren gut zu werden? Von dir möchte ich gerne lernen. Von dir möchte ich lernen die Menschen zu lieben und mehr Gutes in der Welt zu sehen, als ich bisher gesehen. Für dich will ich leben, wenn auch nicht für sie. Möge sie immerhin nie Etwas von mir wissen, bis das Kreuz auf meinem Grabe erzählt: Hier ruht . . ."

„O schön, anonym zu leben vor ihren vergiftenden Blicken, vergiftend, ob sie tadeln oder lobpreisen; schön, von ihrer Aufmerksamkeit nicht befleckt zu sein! Aber schöner noch, von Einem vollkommen gekannt zu sein,

einen milden und redlichen Freund zu besitzen und in diesem eine Gattin! Schön, in ihrer Seele sich wie in einem klaren Spiegel schauen zu dürfen, jeden Fleck in der eigenen Seele darin zu sehen und sich so zu reinigen für den großen Tag der Prüfung."

„Aber ich spreche ja bloß von mir, von meinem Glück! Ach der Egoist, der verdammte Egoist! Kann ich dich auch glücklich machen, Eva? Ist es nicht Vermessenheit von mir zu begehren... Ach, Eva, ich liebe dich unaussprechlich! Ich lege den Egoisten in deine Hand; — mache mit ihm, was du willst, er bleibt dennoch

Der Deinige."

Dieser Brief machte Eva sehr ängstlich und unruhig. Sie hätte so gerne Ja sagen und einen Menschen, einen so guten Menschen glücklich machen mögen, allein so viele Stimmen in ihr riefen: Nein!

Sie sprach mit ihren Eltern, ihren Geschwistern. „Er ist so gut, ein so vortrefflicher Mensch!" sagte sie, „ach wenn ich ihn nur recht lieben könnte! Aber das kann ich nicht. Und dann ist er sehr alt. Und ich habe gar keine Lust zu heirathen! Ich bin so glücklich, daheim zu Hause."

„So verlasse es nicht," sprachen Eltern und Geschwister in einem Chor. Der Vater war ganz desperat über diese Brautwerbung; die Mutter sah es sogar für eine Abgeschmacktheit an, daß ihre blühende Eva und Jeremias Munter ein Paar werden sollten. Keine Stimme sprach für den Assessor außer die der kleinen Petrea und ein stiller Seufzer in Evas eigenem Herzen. Das Endergebniß aller Ueberlegungen war daher, daß Eva mit thränenvollen Augen ihrem Freier folgende Antwort schrieb:

„Mein bester, mein innig guter Freund! Ach seien Sie nur nicht böse, aber ich kann für Sie nicht werden, was Sie wünschen. Ich heirathe gewiß nie; ich bin viel zu glücklich zu Hause. Ach dieß ist zwar egoistisch, fürchte ich, aber ich kann nicht helfen. Verzeihen Sie mir. Ich habe Sie dennoch so sehr und so herzlich lieb und würde

mich nicht trösten können, wenn Sie nicht auch fernerhin, wie bisher, lieb hätten

Ihr Ev'chen."

Es war Abend, als Eva ein schönes, kostbares Nähkissen zugesandt erhielt und zugleich folgende Zeilen:

„Ja, ja! Ich hätte mir wohl denken können, daß der rauhe Fels abschreckend sein würde. Sie möchte Ihre feine Hand nicht daran wagen, kleine Miß Eva; Sie hat keine Lust warm auf meine arme Rosen zu hauchen. Sie mögen denn in ihrem Grabe bleiben. Ich verreise jetzt und sehe Sie in Jahr und Tag nicht wieder. Aber der Tausend, da Sie mir einen Korb gibt, so soll Sie selbst ein Kästchen haben. Ich kaufte es für meine — Braut Eva. Jetzt soll es Eva dennoch haben und meinetwegen behalten. Sie kann es mir zurückschicken, wenn ich aufhöre zu sein

Ihr treuer, ergebener Freund."

„Ob sie es wohl bereut?" fragte der Landrichter unruhig seine Frau, als er Eva heiße Thränen über ihr Nähkissen weinen sah. „Aber das kann Nichts helfen. Sie heirathen und vollends den Munter? Sie ist ja noch ein Kind. Aber so geht es in der Welt; wenn man seine Töchter ein Bißchen wohl erzogen und gesittet erhält, wenn man erst anfangen sollte, eine rechte Freude an ihnen zu haben, dann soll man sie von sich geben und nach China fahren lassen, wenn der Liebhaber ein Chinese ist. Es ist unerträglich! Abscheulich! Meinem ärgsten Feinde wünschte ich die Qual nicht, erwachsene Töchter zu bekommen. Wie! fängt nicht auch Schwarz schon an, seine Ringe um Sara zu schlagen? Herr mein Gott! Sollen wir es mit noch einem Freier zu thun bekommen?"

Noch einer.

Der Landrichter hatte, ohne es selbst zu wissen, ein treffendes Wort gesprochen. Schwarz hatte wirklich finstere und immer engere Kreise um Sara gezogen, und während sie von seiner Gewalt frei scheinen wollte, wurde ihr Gemüth mit jedem Tage unruhiger und empfänglicher. Die Mutter, unruhig über ihr Verhältniß zu Schwarz, wollte sie in den Musiklectionen nicht mehr mit ihm allein lassen und diese Bewachung reizte Saras Stolz, wie auch die ernsten, obschon sanften Vorstellungen, die sie ihr wegen ihres Benehmens machte, mit vieler Ungeduld und Geringschätzung von ihr aufgenommen wurden. Nur vor dem Landrichter zeigte Sara die finstere Seite ihres Wesens nicht; sein Blick, seine Gegenwart schienen eine gewisse Macht über sie zu haben, auch wurde sie vielleicht von ihm mehr geliebt, als von allen Andern in der Familie, Petrea ausgenommen.

Eines Abends saß Sara schweigend an einem Fenster in der Bibliothek, den schönen Kopf in die Hand gelehnt. Petrea saß auf einem Schemel zu ihren Füßen; auch sie war still, sah aber zuweilen mit einem zärtlichen, unruhigen Blick zu Sara auf. Gedankenvoll und beinahe düster sah auch Sara zuweilen zu ihr herab. „Petrea," sagte sie auf einmal, „was würdest du sagen, wenn ich jetzt plötzlich von dir fort in die weite Welt hinausginge und nie mehr zurückkäme?"

„Was ich sagen würde?" antwortete Petrea mit einem Strome von Thränen, „ach ich würde gar Nichts sagen, sondern mich hinlegen und sterben vor Kummer."

„Hast du mich wirklich so lieb, so sehr lieb, Petrea?"

„Ob ich dich lieb habe? Ach, Sara, wenn du fortreisest, so nimm mich mit, als Magd, als Dienerin, ich will Alles für dich thun."

„Gute Petrea! Behalte Sara lieb, aber folge ihr

nicht," flüsterte Sara, indem sie die Arme um ihren Hals schlang und ihre weinenden Augen küßte.

„Es kommt mir heute Abend entsetzlich schwül vor," sagte Heinrich verdrießlich. „Man kann nicht einmal ein Gesellschäftchen zusammenbringen, keine Musik, kein Bißchen Unterhaltung! Es ist in der Luft, als wäre ein Erdbeben im Anzuge. Ich glaube, das vielgeliebte Afrika bläst irgend ein Ungewitter über uns zusammen. Petrea heult wie der Trollhätta und da gehen die Menschen paarweise herum, setzen sich in Winkel, flüstern und küssen einander von meinen gottesfürchtigen Eltern herab bis zu meinen unvernünftigen Schwesterlein. Der König und die Königin setzen sich überall, wo sie hinkommen, auf todte oder lebendige Gegenstände. Wären sie doch drinnen auf dem Sopha beinahe auf mich hingesessen, aber ich habe plötzlich eine Umwälzung gemacht... Verlobte Leute sind doch schrecklich langweilige Menschen. Nicht wahr, Gabriele? Sie sehen und hören Nichts und können, glaube ich, auch Nichts reden, außer mit einander."

Tief in die Nacht hinein brannte Licht auf Saras Zimmer. Ihr Tagbuch beschäftigte sie lange. Sie schrieb mit fliegender, aber unsicherer Hand:

„Also morgen! Morgen wird Alles gesagt sein und ich — gefesselt."

„Ich weiß, daß dieß wenig zu bedeuten hat und dennoch graut es mir davor. O Macht der Vorurtheile und Formen!"

„Ich weiß wohl, wen ich lieben könnte!... Es ist eine Reinheit in seinem Blick, eine kraftvolle Reinheit, die mich durchdringt. Aber wie würde er mich anblicken, wenn er sähe ...?

„Ich muß gehen! Ohnehin habe ich keine Wahl mehr. S. hat mich in seinen Netzen — das Geld, das ich von ihm entlehnt, bindet mich — schon so lange! Denn ich will nicht, daß sie es erfahren — und mich verachten sollen. Ich weiß, daß sie sich arm machen wür-

den, um mich zu befreien; aber ich will nicht so niederträchtig sein."

„Und was spreche ich von Befreiung? Ich gehe ihr ja entgegen; — gehe hinaus in ein Leben der Freiheit und Ehre. Ich werde mich eine kleine Weile unter das Joch beugen, aber nur, um mich desto stolzer zu erheben. Es ist jetzt nicht Zeit zu zittern und zu schwanken; hinweg mit diesen Thränen! Und du Volney, kräftiger, stolzer Denker, stehe mir bei! Lehre mich, daß, wenn alles Andere wankt, in meiner eigenen Kraft die Ruhe wohnt."

Sara vertauschte jetzt die Feder mit dem Buche und die Mitternacht kam, ehe sie es zumachte und müde und kalt aufstand, um die Ruhe des Schlafes zu suchen."

Das Erdbeben, von dem Heinrich gesprochen hatte, kam wirklich am folgenden Tage. Das Signal dazu war ein Brief von Schwarz an den Landrichter, worin er um Saras Hand bat. Sein einziges Vermögen, sagt er darin, bestehe in seiner Kunst, aber er sei überzeugt, daß es seiner Frau bei dieser nie an Etwas fehlen werde. Er stehe jetzt im Begriff, eine Reise durch Europa zu machen und wünsche dabei von Sara begleitet zu werden, an deren Einwilligung und Ergebenheit er nicht zweifle. Der Landrichter liebte ein gewisses Selbstvertrauen beim Manne, aber dieser Brief athmete eine übermüthige Sicherheit und einen Künstlerhochmuth, der ihm von Herzen zuwider war. Ueberdieß beleidigte ihn der anspruchsvolle Ton, womit Schwarz von derjenigen sprach, die er wie eine eigene Tochter liebte und der Gedanke, sie mit einem Manne von seinem Character verbunden zu sehen, war ihm unerträglich. Er war beinahe überzeugt, daß Sara ihn nicht liebte und brannte vor Ungeduld, seine Ansprüche zurückweisen und ihn somit aus seinem Hause entfernen zu können.

Elise gab ihrem Manne vollkommenen Beifall, war

aber in Beziehung auf Saras Gemüthsstimmung minder zuversichtlich, als er. Sara wurde zu den Eltern beschieden. Der Landrichter gab ihr den Brief und wartete unruhig auf ihre Aeußerung darüber. Sara erblaßte flüchtig vor dem ernsten und durchdringenden Blicke, der auf sie geheftet wurde, erklärte sich aber mit Vergnügen bereit, auf Schwarz' Anerbieten einzugehen. Verwunderung und Verdruß malte sich auf des Landrichters Gesicht. Nach einer augenblicklichen Pause sagte die Mutter:

„Ach Sara, hast du es auch wohl überlegt? glaubst du, daß Schwarz ein Mann ist, der eine Frau glücklich machen kann?"

„Mich," antwortete Sara, „kann er glücklich machen, glücklich nach meinem Sinne."

„Nie — nie kannst du mit ihm häusliches Glück genießen."

„Er liebt mich und kann mir also ein Glück geben, das ich hier nicht zu fühlen bekomme. Vater und Mutter verlor ich früh und in dem Hause, wo man mich aus Barmherzigkeit aufgenommen hat, erkaltet man immer mehr gegen mich."

„Ich glaube das nicht, Sara. Aber wenn dem so wäre — ist es nicht ein wenig deine eigene Schuld? Thust du wirklich Etwas, um dich beliebt zu machen? Suchst du auf irgend eine Art dem entgegen zu arbeiten, was dich weniger liebenswürdig macht?"

„Wenn ich nicht mit meinen Fehlern geliebt werden kann, so kann ich ohne die Liebe Anderer leben. Die Natur gab mir starke Gefühle und Neigungen: ich kann sie nicht unterjochen."

„Du willst nicht, Sara."

„Ich kann nicht und will mich nicht der Unterjochung und Zähmung unterwerfen, die man zum Antheil des Weibes gemacht hat. Warum sollte ich auch? Ich fühle Kraft in mir, mir eine eigene Bahn zu brechen; ich will ein frisches, unabhängiges Leben führen: ein sonniges Künstlerleben will ich leben, frei von den Wogen der

Häuslichkeit und liliputischen Rücksichten. Frei will ich sein und nicht wie jetzt bewacht, beargwohnt, ausspionirt werden, frei von Mißvergnügen und Tadel, die mir hier auf jedem Schritte folgen. Diese Behandlung, Mutter, ist es, was meinen Beschluß beschleunigte."

Sehr erschüttert durch Saras Ton und Worte antwortete die Mutter mit stockender Stimme:

„Wenn ich gegen dich gefehlt habe, Sara — — und ich kann gefehlt haben! so weiß ich, daß weder Laune, noch mangelnde Zärtlichkeit gegen dich daran Schuld ist .... ich habe nach bester Ueberzeugung gesprochen und gewarnt. Ich habe von Herzen dein Bestes gesucht und gewollt. Du selbst wirst es einst besser einsehen, als jetzt *); — du wirst vielleicht einsehen, daß es gut für dich gewesen wäre, wenn du meinen mütterlichen Rathschlägen ein willigeres Ohr geschenkt hättest; .. wirst es vielleicht bereuen, daß du mit Vorwürfen und Bitterkeit die Liebe gelohnt, die ich für dich gehegt habe und noch hege."

„So laß mich gehen," sagte Sara mit milderer Stimme — „wir passen nicht zusammen. Ich verbittere dir das Leben, Mutter, und du — kannst vielleicht das meinige nicht glücklich machen. Laß mich mit dem gehen, der mich samt allen meinen Fehlern liebt, der meiner Kraft, meinen Gaben ein freieres Feld eröffnen will und kann, als ich sonst erwarten darf."

„Ach, Sara, wirst du auf diesem Feld ein besseres Glück gewinnen, als ein häuslicher Kreis, als treuer Freunde Zärtlichkeit, als ein glückliches Familienleben dir schenken könnte ..."

„Bist du denn selbst so glücklich, Mutter?" unterbrach sie Sara mit einem ironischen Lächeln und einem durchdringenden Blick auf die Mutter, „in diesem Kreise und diesem häuslichen Leben, zu dessen Lobpreisung du

---

*) Alle Mütter sprechen so, aber nicht alle, nicht viele mit demselben Recht, wie Elise.

wiederholst, was seit Erschaffung der Welt darüber gesagt worden ist? Diese beständigen Mühen, worin du deine besten Tage abgenutzt, diese kleinlichen Sorgen und Gedanken um alltägliche Bedürfnisse, die deiner Natur zuwider sind — sind sie denn so angenehm, so beglückend? Hast du nicht vielen von deinen schöneren Anlagen, deinem Genuß an Literatur und Musik, der ganzen schöneren Seite des Lebens entsagen müssen, um dich in diese Verborgenheit, diese Vergessenheit hineinzuleben und da gleich der Seideraupe dein Grab von dem Faden zu spinnen, den Andere abwickeln werden? Deinen eigenen Willen beugst du beständig vor dem eines Andern, deine unschuldigsten Genüsse opferst du täglich den seinigen, oder denen Anderer; — bist du durch alle diese Entsagungen so glücklich, Mutter?"

Der Landrichter stand heftig auf, ging einige Male auf und ab und blieb endlich gerade gegenüber von Sara stehen, den Rücken an den Ofen gelehnt und begierig auf seiner Frau Antwort lauschend.

„Ja, Sara, ich bin glücklich!" antwortete diese mit einer bei ihr seltenen Energie, „ja ich bin glücklich! Wenn ich einigen Dingen entsagt habe, so sind sie mir reichlich ersetzt worden, und wenn es Augenblicke gibt, in denen ich einige Entbehrung fühlte, so gibt es auch andre und noch unendlich mehr, wo ich mir Glück wünschte zu dem, was ich gewonnen habe. Denn gewonnen habe ich! Ich bin besser geworden durch den Gatten, den Gott mir gegeben hat, durch meine Kinder, durch meine Pflichten, durch Lust und Noth, die ich an meines Mannes Seite durchgemacht, ja Sara, vor Allem durch ihn, durch seine Liebe, seine Vortrefflichkeit bin ich besser geworden und fühle mich mit jedem Tage glücklicher. Die Liebe, Sara, die Liebe verwandelt Opfer in Genüsse, macht Entsagungen süß! Ich danke Gott für mein Loos und wünsche nur, ich wäre seiner würdiger."

„Mag sein," sagte Sara stolz; „jeder hat seinen

eigenen Kreis. Aber für des Adlers Natur paßt der Taube zahmes Glück nicht."

„Sara!" rief der Landrichter in einem Ton heftigen Mißvergnügens.

Außer Stands, den Ausbruch aufgeregter Gefühle zu unterdrücken und mit dem Nastuch vor dem Gesichte, ging die Mutter schnell hinaus.

„Schäme dich, Sara! dieser Uebermuth geht zu weit!" sagte der Landrichter mit strengem Ernst und stand mit flammendem Blicke vor ihr.

Sie zitterte vor diesem Blicke, wie einst früher. Eine Erinnerung aus der Kindheit erwachte in ihr; ihre Augenlieder senkten sich und brennender Purpur bedeckte ihr Gesicht.

„Du hast dich vergessen!" fuhr der Landrichter mit ruhigerem Ernst fort, „und in deinem kindischen Uebermuthe bewiesen, wie viel dir zu einer Vortrefflichkeit, einer Würde fehlt, die du nicht verstehst und bei solchen Gesinnungen niemals erreichen wirst. Dein eigenes ruhigeres Urtheil wird dir die schärfsten Vorwürfe über diesen Auftritt machen und wird — muß dich zu den Füßen deiner Mutter führen. Alles, was ich jetzt verlange, ist, daß du dein Vorhaben vernünftig überlegst. Wie ist es möglich, daß du deine eigene Inconsequenz übersiehst? Du eiferst gegen das häusliche Leben, gegen die Pflichten der Ehe in demselben Augenblick, da du hartnäckig darauf bestehst, ihre Bande knüpfen zu wollen und zwar mit einem Manne, der sie dir zu wirklichen Fesseln machen wird."

„Er wird mich nicht fesseln; er hat es versprochen, er hat es mir geschworen!" antwortete Sara. „Ich werde ihm nicht als Frau unterworfen sein, ich werde als Künstlerin unter seiner Führung auftreten, in der schönen ehrenreichen Welt, die er mir eröffnen wird."

„Ach dummes Geschwätz! Narrheiten! Wie kannst du so thöricht sein, an solche Vorspiegelungen zu glauben? Der Staat gibt deinem Manne eine Macht über dich,

die zu mißbrauchen er nicht ermangeln wird, das kann ich dir zum Voraus sagen nach dem, wie ich seinen Character kenne und jetzt den deinigen kennen lerne. – Und ungestraft entzieht sich kein Weib einem Verhältnisse dieser Art, am wenigsten in den Umständen, in die du dich versetzest. Sara, du liebst den Mann nicht, mit dem du dich verbinden willst! Es ist unmöglich, daß du ihn lieben kannst! Keine wahre Achtung, keine reine Ergebenheit knüpft dich an ihn!"

„Er liebt mich!" antwortete Sara mit zitternden Lippen; — „ich bewundere sein Künstlergenie, seine Kraft; — er will mich zur Unabhängigkeit und Ehre führen! Es ist nicht meine Schuld, wenn das Loos des Weibes auf Erden so eng begränzt, so elend ist, daß es sich binden lassen muß, um frei zu werden."

„Also bloß ein Mittel? Das Heiligste auf Erden ein Mittel und wozu? Zu einer lumpigen, ephemeren Glücksjägerei, die du Ehre, Freiheit nennst! Arme, betrogene Sara! Wie konntest du so verirren, dich so vom rechten Wege ablenken lassen? Ists möglich, daß ein elendes Buch, das Werk eines eben so schwachen und oberflächlichen als anmaßenden Denkers dich verführen konnte?" Mit diesen Worten zog der Landrichter Volneys Ruinen aus seiner Tasche und warf sie auf den Tisch. Sara stutzte und erröthete.

„Ah," sagte sie, „wieder ein Pröbchen von der Spionerei um mich her."

„Ganz und gar nicht," antwortete der Landrichter ruhig. „Ich war heute auf deinem Zimmer; du hattest das Buch auf dem Tisch liegen lassen und ich nahm es mit, um mit dir darüber zu sprechen und zu verhindern, daß Petreas junge Augen sich ohne Leitung in seinen Labyrinthen verirren."

„Man mag von der Wirkung des Buches denken, wie man will," sagte Sara, so glaube ich doch, daß die Bezeichnung „schwach" seinem Verfasser am allerwenigsten zukommt."

„Wenn du seinem Rathe gefolgt haben wirst, Sara, wenn du diesem Wracke gleichen wirst, das hier von den Wellen umhergeworfen wird, dann wirst du über die Kraft und Kenntniß des Steuermanns anders urtheilen. Mein Kind, folge ihm nicht! Eine gereifte, logischere Denkkraft wird dich lehren, wie wenig er die Fahrwasser des Lebens, seine Tiefen, seine Klippen und den rechten Kompaß kennt."

„Ach," sagte Sara, „diese Stürme, diese Gefahren, ja selbst der Schiffbruch erscheint mir schöner, als das stille, windlose Wasser, das den gepriesenen Hafen des häuslichen Lebens ausmacht. Du sprichst von Chimären, Vater. Ach sage mir, ist nicht das gepriesene Glück des häuslichen Lebens mehr Chimäre, als alles Andere. Wenn der Salon gesäubert ist, da sieht man den Kehrbesen und die Staubbürste nicht, die darin gewaltet haben, man sieht die Millionen Stäubchen nicht, die das Zimmer erfüllt haben und vergißt deßwegen gerne, daß sie da gewesen sind. So ists auch mit dem häuslichen und dem Familienleben. Man sieht hartnäckig bloß seine schönen Augenblicke und bemerkt alle die minder schönen, ja häßlichen nicht, die darin vorkommen."

Halb lächelnd über Saras Gleichniß antwortete der Landrichter: „Alles kommt darauf an, welche von diesen Augenblicken im Hause überwiegend sind. Ist es öfter ungesäubert, als gesäubert, die Luft öfter mit Staub angefüllt, als rein und frisch, so mag der Teufel darin wohnen, aber nicht ich. Ich weiß wohl, daß es Häuser genug gibt, die stauberfüllte Höllen sind, aber die Bewohner haben es sich selbst zuzuschreiben. Von ihnen allein hängen alle Grade von häuslichen Zuständen ab, von dem an, wo man es mit Recht eine Vorstufe der Hölle nennen kann, bis zu dem, was ungeachtet seiner irdischen Vollkommenheit, ungeachtet des einen und andern Besuches von Staub- und Kehrbesen gleichwohl den Namen eines Vorhofes zum Himmel verdienen kann. Und wo, Sara, wo auf Erden wirst du eine Existenz

finden, die frei von Erdenstaub wäre? Das, worüber du klagst, ist nichts Anderes, als die irdische Schaale, die jede Existenz in der Sterblichkeit, die des Mannes so gut, wie die des Weibes umschließt; es ist die Erde, in der die Pflanzen wachsen, die Puppe, worin die Larve zu ihrem Schmetterlingsleben heranreifen muß. Kannst du wirklich blind sein für dieses höhere und edlere Leben, das sich nirgends schöner entwickelt, als in einer friedlichen Familie? Kannst du verkennen, daß der Kreis der Familie und Freundschaft es ist, wo der Mensch am Besten und Vollsten als Mensch, d. h. als Bürger eines irdischen Reiches lebt? Kannst du das Große und Edle läugnen, was die Wirksamkeit des Weibes, sie mag nun verheirathet oder unverheirathet sein, auch im Privatleben hat? Sie suche bloß — —"

„Ach dieser Kreis des Privatlebens ist mir zu eng. Ich bedarf eines größeren, um frisch und frei zu athmen."

„In der reinen Liebe, in der Freundschaft, in der Ausübung des Guten ist ein großer und freier Raum zum Athmen — die Winde der Ewigkeit spielen durch ihn. In intellektueller Entwicklung — und die höchste kann im Privatleben gewonnen werden — öffnet sich die ganze Welt vor dem Blicke des Menschen, und unendliche Reichthümer bieten sich seiner Seele dar — mehr, ach weit mehr, als sie sich zuzueignen vermag."

„Aber den Künstler? den Künstler vermag das Haus nicht zu bilden. Er muß sich auf dem Theater der Welt versuchen. Ist der Trieb in seinem Innern bloß eine Chimäre, mein Vater? Und diese ausgezeichneten Personen, die durch ihre Talente der Welt die höchsten Genüsse gewähren, zu denen die Menge mit Bewunderung und Huldigung aufsieht, um die sich alles Schöne, Große und Anmuthige sammelt — sind sie — Thoren, blinde Glücksritter? Ach welches Loos kann herrlicher sein als das ihrige? O mein Vater! Ich bin jung, ich fühle Kräfte in mir, die nicht gewöhnlich sind; mein Herz schlägt für ein freieres, schöneres Leben! Verlange nicht,

daß ich meine Natur bezwingen, verlange nicht, daß ich meine schöneren Kräfte in einem Kreise ersticken soll, der für mich alles Reizes entbehrt."

„Ich läugne gewiß den Beruf des Künstlers nicht," sagte der Landrichter, „und eben so wenig den Werth seiner Wirksamkeit; in ihrer besten Bedeutung ist sie so edel, als Etwas; aber ist es dieser reine Trieb, diese edlere Bedeutung, was dich treibt und belebt? Sara — blicke in dein Herz hinab! Eitelkeit, selbstsüchtiger Ehrgeiz ist es, was dich reizt, der Uebermuth deiner achtzehn Jahre und das Bewußtsein einiger glücklichen Gaben ist es, was dich das Gute in deinem gegenwärtigen Loose übersehen und jedes Bestreben, zu Hause für eine edle und selbstständige Entwicklung heranzureifen, verschmähen läßt. Es ist eine tiefe Verirrung, die dich zu einer in den Augen Gottes und der Menschen verwerflichen Handlung verleiten will und für den Schatten der Existenz, nach der du dich sehnest, blind macht. Nirgends sind sie jedoch finsterer, nirgends sind die Wechsel des Glückes so scharf und so abhängig von lumpigen Zufällen. Ein Zufall kann dir deine Schönheit, deine Stimme und mit ihr die Gunst der Welt rauben, worein du dein Glück gesetzt hast. Ueberdieß bleibst du nicht immer neunzehn Jahre alt, Sara. Mit dem dreißigsten wird dein Glanz vorüber sein und was hast du dann für die noch übrige Hälfte des Lebens gesammelt? Du hast eine kurze Zeit geschwelgt, um nachher zu hungern. Denn so wahr ich hier stehe, wirst du mit deiner übermüthigen und eitlen Sinnesart und mit dem Manne, den du gewählt hast, zu Grunde gehen und in deinem Elend zu spät reuevoll nach der Tugend, nach dem wahren Leben zurückblicken, das du verkannt hast."

Sara war von den Worten und dem Ausdruck des Vaters erschüttert. Sie schwieg.

„Und wie anders könnte es nicht sein!" fuhr der Landrichter mit Wärme fort, „wie schön, wie segensreich könnte sich nicht dein Leben, deine Gaben entwickeln?

Sara, ich habe dich geliebt und liebe dich noch, wie meine eigene Tochter; — willst du nicht auf mich hören als auf deinen Vater? Antworte mir! Hast du in diesem Hause etwas entbehrt, was du billigerweise verlangen konntest! Haben wir bei deiner Erziehung, deiner Ausbildung Etwas verabsäumt, was in unsern Kräften stand?!"

„Nein," antwortete Sara seufzend, „man ist gütig, sehr gütig gegen mich gewesen."

„Nun gut!" rief der Landrichter mit steigender Wärme und Innigkeit, „so verlaß dich auf deine Mutter und auf mich, daß du auch künftig keinen Grund haben sollst, zu klagen. Ich bin nicht ohne Mittel und ohne Verbindungen; ich werde Nichts sparen, um deine Gaben zu entwickeln, und ist dein Künstlerberuf ein wahrer, so soll er auch — wenn du und er gehörig ausgebildet sind — einer Welt nicht verborgen bleiben, die ihn zu genießen und zu würdigen versteht. Aber — bleibe unter meinem Schutze. Wirf dich nicht unreif und unklar in eine Welt hinaus, die dich noch mehr verwirren wird. Reiche nicht, um eine scheinbare Freiheit zu gewinnen, deine Hand einem Manne, den du nicht liebst und wegen seiner moralischen Eigenschaften nicht schätzen kannst. Gehe in dein Herz hinab, sieh seine Verirrungen, so lange es Zeit ist — bevor du von deiner eigenen Thorheit zermalmt wirst. Fliehe nicht von zärtlichen, sorgsamen Freunden, fliehe nicht aus dem Elternhause in blinder Ungeduld über Unannehmlichkeiten, deren Hebung vielleicht in deinen eigenen Kräften stände, Sara, mein Kind, ich habe dich nicht in mein Haus genommen, um dich dann dem Verderben, dem Unglück preiszugeben. Warte, besinne dich! Sara, ich bitte, ich beschwöre dich, mache dich nicht unglücklich. Als ich dich von deines Vaters Sterbelager wegnahm, schlang ich meine Arme um dich, um dich vor dem Herbstwinde zu schützen — ich lege sie noch einmal um dich, um dich an meiner Brust vor gefährlicheren Winden zu schützen. Sara, mein Kind, fliehe nicht aus diesem Hause! . . . ."

Sara zitterte; sie war heftig aufgeregt; mit unbeschreiblichen Gefühlen lehnte sie ihren Kopf an den Vater, der sie fest an seine Brust gedrückt hielt. Es ist schwer zu sagen, ob es böse oder gute Engel waren, die in Sara siegten, als sie nach eines Augenblicks innerem heftigem Kampf, den väterlichen, bittenden Freund von sich stieß und ihr Gesicht von ihm wandte mit den Worten:

„Es ist vergebens! Mein Beschluß ist gefaßt! Ich heirathe Schwarz und gehe, wohin mich mein Schicksal ruft!"

Der Landrichter sprang auf, stampfte auf den Boden und erblaßte vor Zorn. „Verhärtete!" rief er mit flammenden Blicken, „wenn Bitten und Liebe nichts über dich vermögen, so mußt du eine andere Sprache hören. Ich habe das Recht eines Vormunds über dich und verbiete dir diese unheilige Ehe, verbiete dir mein Haus zu verlassen. Du hörst mich und wirst gehorchen."

Sara stand auf. Bleich und trotzig heftete sie ihre großen Augen auf ihn, er deßgleichen die seinigen mit der Macht des Willens und Ernstes auf sie. Sie schienen Beide einander durchschauen zu wollen und ihre Willen maßen sich in diesem stummen Kampfe. Auf einmal schlang Sara ihre Arme wild um des Pflegvaters Hals, ein Kuß brannte auf seinen Lippen; im nächsten Augenblick flog sie aus dem Zimmer.

Elise saß in ihrem Kabinet. Sie weinte noch bittere Thränen. Es war Dämmerung. Plötzlich fühlte sie ihre Kniee umfaßt und ihre Kleider, ihre Hände von Küssen und Thränen bedeckt. Als ihre Hände die Umarmende suchten, war sie verschwunden. „Sara! Sara! Wo bist du?" rief die Mutter ängstlich.

Petrea kam von ihrem Zimmer herab und wollte eben ins Gesellschaftszimmer gehen, als jemand auf sie zukam, sie in die Arme schloß, die Lippen auf ihre Stirne drückte und flüsterte: „Vergiß mich!" — „Sara! Sara!

Wohin gehst du?“ rief Petrea erschrocken und lief ihr bis auf die Hausflur nach.

„Wo ist Sara?“ fragte der Landrichter heftig oben auf den Zimmern seiner Tochter; „wo ist Sara?“ fragte er unten in der Bibliothek.

„Ach,“ rief Petrea, die jetzt mit einem Strom von Thränen hereinstürzte: „sie ist so eben ausgegangen, auf die Straße hinaus .... sie sprang beinahe; sie verbot mir, zu folgen; ach sie kommt gewiß nicht mehr.“

„Der Teufel,“ sagte der Landrichter und eilte aus dem Zimmer, griff nach seinem Hut und lief fort. Draußen auf der Straße sah er eine Frauenzimmergestalt, die bloß mit einem leichten Shawl über Kopf und Schultern dahineilte, und ungeachtet der Dämmerung meinte er Sara zu erkennen. Er lief ihr auf der Spur nach. Sie sah sich um und — floh. Jetzt seiner Sache gewiß, verfolgte sie der Landrichter, holte sie ein und war im Begriff, sie zu ergreifen, als sie heftig auf die Seite bog und in ein Haus sprang. Hier wohnte Schwarz. Der Landrichter stürzte ihr mit Blitzesschnelligkeit nach, verfolgte sie die Treppe hinauf und war im Begriff, sie zu erreichen, als sie durch eine Thüre verschwand. Als diese Thüre beinahe in demselben Augenblick vor seiner Hand aufsprang, sah er Sara — Sara in Schwarz's Armen. Sie standen Beide einander umarmend da und offenbar bereit ihm zu trotzen.

Der Landrichter blieb einen Augenblick stille vor ihnen stehen und betrachtete sie mit einem unaussprechlichen Blick des Zorns, der Verachtung und des Schmerzes. Er sah auf die bleiche, keuchende Sara und legte einen Augenblick die Hand über seine Augen. Dann schien er sich zu fassen. Mit der ruhigen, ehrfurchtgebietenden Würde eines Vaters ergriff er Saras Hand und sagte: „Du folgst mir jetzt nach Hause. Nächsten Sonntag sollst du ausgerufen werden.“ Sara folgte; mit gesenktem Kopfe ging sie an seinem Arme. Ohne ein Wort zu sprechen, kamen sie nach Hause.

Hier herrschte Unruhe und Betrübniß. Aber trotz des allgemeinen Unwillens über Sara und ihre Heirath war doch Niemand in der Familie, der sich nicht angelegentlich mit ihrer Aussteuer beschäftigte. Louise, die sie am meisten tadelte, war die fleißigste von Allen. Sara stellte sich, als merke sie nicht, wie man für sie arbeitete, und verbrachte die Zeit bei ihrer Harfe oder einsam auf ihrem Zimmer. Der Umgang mit den Mitgliedern ihrer Familie schien ihr eine Pein geworden zu sein. Petreas Zärtlichkeit, Vermittlung und Thränen erwiderte sie mit Gleichgültigkeit, sogar mit Härte.

Abschied.

Saras freudlose Hochzeit war vorüber und der Augenblick gekommen, wo sie das Haus der Familie verlassen sollte, bei der sie liebevolle Aufnahme gefunden, und die jetzt mit der zärtlichsten Sorgfalt für alle ihre Bedürfnisse in ihren neuen Verhältnissen sorgte. In der Stunde des Abschieds brach die Eisrinde, die bisher ihr Wesen umgeben hatte; heftig weinend sank sie ihren Pflegeltern zu Füßen. Tief gerührt hob sie der Landrichter auf.

„Man hat dir deinen Willen gethan, Sara," sagte er mit fester, aber trauriger Stimme. „Möchtest du glücklich werden! Eine einzige Ermahnung gebe ich dir noch mit auf den Weg. Vergiß sie nicht! Sie ist die letzte von mir. Wenn du dich in den Hoffnungen, die dich jetzt beleben, getäuscht finden solltest; — wenn du unglücklich — unglücklich oder gar Verbrecherin werden solltest, dann erinnere dich . . . . erinnere dich . . . . erinnere dich, Sara, daß du hier Vater und Mutter und Geschwister hast, die dir ihre Arme öffnen werden; erinnere dich, daß du hier eine Familie, eine Heimath hast."

Er schwieg, führte sie einige Schritte bei Seite, ergriff ihre Hand und drückte einen Bankzettel hinein.

„Nimm dieß," sagte er zärtlich, „als einen kleinen Nothpfennig. Nein! Du darfst es deinem Pflegvater nicht abschlagen. Nimm es um seiner Liebe willen — es wird dir einmal gut kommen."

Nur mit Mühe hatte der Landrichter bisher seine feste Haltung behauptet; jetzt drückte er Sara heftig an seine Brust, küßte sie auf Stirne und Mund und seine Thränen flossen. Weinend schlossen sich Mutter und Geschwister um sie. Da öffnete sich die Thüre und Schwarz trat ein.

„Der Wagen wartet!" sagte er mit einem finstern Blick auf die trauernde Gruppe. Sara riß sich jetzt los aus den Armen, die sie noch zurückhalten wollten, und stürzte aus dem Zimmer. Wenige Sekunden darauf rollte der Reisewagen davon.

„Sie ist verloren!" rief der Landrichter mit bitterem Schmerz gegen seine Frau; „ich fühle es in meinem Innern, daß sie verloren ist. Ihr Tod wäre mir weniger schmerzhaft gewesen, als diese Heirath." Mehrere Tage hindurch blieb er finster und traurig.

Kleine Scenen.

Gleich einem Orkan war die letztverflossene Episode durch das Haus gezogen. Als sie vorüber war, klärte sich der Himmel wiederum auf, ja man konnte sagen, es trat jetzt eine noch fröhlichere Ruhe ein, als vorher. Niemand war, der nicht mit Interesse an Sara dachte und ihre gewaltsame Trennung nicht zuweilen beweinte, aber außer dem Landrichter und Petrea fühlten sich alle heimlich durch ihre Entfernung gewissermaßen erleichtert. So störend wirkt im Hause eine unruhige, anspruchsvolle Gemüthsart und kann den Segen der schönsten Naturgaben zu nichte machen. Der Landrichter vermißte eine Tochter in einem geliebten Kreise, er vermißte das schöne

reichbegabte Mädchen und konnte nicht ohne bittere Unruhe an ihre Zukunft denken. Petrea beweinte den Gegenstand ihrer jugendlichen Bewunderung und Verehrung, tröstete sich aber mit Ausmalung romantischer Wiedersehungsplane, wobei sie selbst immer als Saras Schutzengel auftrat, sei es nun als Königin auf einer öden Insel oder als ein Krieger, der für sie blutete, oder als eine verkleidete Person, die im tiefen Gefängniß ihre Fesseln löste, um sie sich selbst anzulegen, kurz auf alle mögliche Arten in der Welt, nur nicht auf eine mögliche.

Nicht lange nach ihrer Trennung vom Hause schrieb Sara. Sie sprach mit Dankbarkeit von ihrer Vergangenheit, mit frischer Hoffnung von der Zukunft; eine gewisse Fassung, ein gewisser Ernst und Ruhe verrieth sich in ihrem Briefe, der in der Familie eine wohlthuende Beruhigung über ihr Schicksal verbreitete. Elise war jeder Zeit geneigt das Beste zu hoffen und die jungen Leute sind von Natur Optimisten. Der Landrichter sagte Nichts, was die Hoffnungen der Familie hätte stören können. Louise allein schüttelte seufzend den Kopf.

Nach den vielen Zerstreuungen, die seit einiger Zeit die Familie beschäftigt hatten, schien sich eine allgemeine Sehnsucht nach ruhigeren Genüssen und einem stilleren häuslichen Leben einzustellen. Die Geschäfte, diese nüchternen aber gemüthlichen Töchter eines geordneten häuslichen Lebens, gingen unter Louisens Befehlen mit Lust und Behaglichkeit von Statten. An fröhlichen Stunden, Sonnenblicken aller Art und interessanten Unterhaltungen fehlte es nicht im Hause. Zeitschriften, die der Landrichter hielt und wodurch die Familie über die Fragen der Zeit immer auf dem Laufenden blieb, gaben namentlich den jungen Leuten vielfachen Stoff zu denken, zu sprechen und zu entwickeln. Der Landrichter liebte es sehr, solche Meinungsaustausche unter ihnen zu hören, mischte sich aber nur selten in die Erörterungen, außer dann und wann mit einem leitenden Wort.

„Ich glaube, es geht Alles ganz gut bei uns," sag'e

er eines Tags vergnügt zu seiner Frau. „Die Kinder leben frisch im Hause dahin und bereiten sich auf das Leben. Ja wenn sie nur einmal offene Augen und Ohren haben, so werden sie schon Gelegenheit genug finden, sie zu brauchen; sie werden staunen über den Reichthum des Lebens. Es ist gut, wenn das Haus ihnen Nahrung für die Gedanken, wie für Herz und Körper gewähren kann. Ich freue mich recht über unser neues Heimwesen. Jedes Land, jedes Klima hat seine eigenen Vortheile, wie seine eigenen Schwierigkeiten und die Oekonomie des Lebens muß klüglich darnach eingerichtet werden, wenn sie mit Nutzen und Ehren bestehen soll. Unser Land, das uns nöthigt, so viel im Hause zu leben, scheint uns eben dadurch zu einem concentrirteren, einem zugleich ernsteren und innerlicheren Leben zu mahnen, und hiezu bedarf es vor allen Dingen eines angenehmen Hauses, wo sowohl Seele als Leib gedeihen und fortkommen können. Gott sei Dank, ich glaube, wir dürfen in dieser Beziehung nicht klagen und mit der Zeit, hoffe ich, wird es noch besser werden. Die Kinder sehen alle glücklich aus! Gabriele nimmt mit jedem Tage zu und Louise wächst uns demnächst allen über den Kopf.“

Plane für die Zukunft beschäftigten die Jugend sehr. Eva und Leonore bauten alle ihre Luftschlösser aus gemeinsamen Mitteln. Zwischen diesen war eine große Innigkeit eingetreten, seit sie während des Aufenthalts der Andern auf Axelholm allein beisammen geblieben waren. Man könnte sagen, an dem Abend, wo sie mit einander bei Trauben und einem Romane schwärmten, habe der Freundschaftssaame, der lange in ihnen gekeimt, sein Herzblatt ausgeschlagen. Ihre Luftschlösser waren übrigens keine gewöhnlichen Romanschlösser; im Hintergrund lag der prosaische, aber schöne Gedanke, sich künftig ein selbständiges Auskommen zu verschaffen — denn frühe hatten die Eltern dem Sinn der Töchter diese Richtung gegeben, und darauf wurden nun schöne, theils freundschaftliche, theils allgemein menschenfreund-

liche Einrichtungen gegründet, denn junge Mädchen sind immer große Menschenfreunde.

Auch Jakobi hatte eine Menge Aussichten für seine und seiner Frau Zukunft und Louise fehlte es nie an Mitteln, dieselben zu realisiren. Dazwischenhinein gab es vieles Processiren um Küsse. Louise wollte ein Gesetz einführen, nicht mehr als drei des Tages zu gestatten, wogegen Jakobi mit Wort und That protestirte, und Gabriele lief bei solchen Gelegenheiten jedesmal erzürnt und verdrießlich davon.

Petrea las englisch mit ihr, veranstaltete kleine Feste für sie und die Familie, weinte jeden Abend über Sara und grübelte jeden Morgen über die Schöpfung der Welt nach, während die guten Eltern immer aufmerksamer über ihre eigene wachten.

Niemand genoß jedoch den damaligen Zustand der Familie mehr als Heinrich. Nachdem er seinen Schwestern zu verschiedenen heiteren Motionen geholfen hatte, widmete er sich immer ausschließlicher seinen Lieblingsstudien: der Geschichte und Philosophie; oft streifte er ganze Tage mit seinem Buche in der Gegend umher, schloß sich aber regelmäßig Abends sieben Uhr dem Familienkreise an und war da meistens der Fröhlichste unter den Fröhlichen.

„Wir leben jetzt recht glücklich, dächte ich,“ sagte er eines Abends in vertraulichem Gespräch zu seiner Mutter, „und ich für meinen Theil habe das Leben nie so genossen. Ich fühle jetzt, daß es mit meinen Studien wirklich vorangehen will und glaube, es kann Etwas aus mir werden. Wenn ich den Tag über nicht ohne Erfolg gearbeitet habe und dann Abends zu meiner Mutter und meinen Schwestern komme und Alles so freundlich, so vergnügt und heiter sehe — da erscheint mir das Leben so angenehm, ich fühle mich so glücklich und wünsche beinahe, es möchte immer so bleiben, wie jetzt.“

„Ach ja,“ antwortete die Mutter, „und wenn wir dich nur immer zu Hause behalten könnten, lieber Heinrich.

Aber ich weiß, es geht nicht an. Du mußt bald wieder fort von uns und wenn du vollends fertig bist, so gründest du dir dein eigenes Haus und . . . ."

„Und dann mußt du zu mir in mein Haus kommen, Mutter!" Dieß war und blieb Heinrichs von der Mutter so gerne gehörtes Lieblingsthema.

Einige Gedichtchen, die Heinrich um diese Zeit schrieb und welche die entschiedenste poetische Anlage zu beurkunden schienen, machten der Mutter und den Schwestern die größte Freude und erregten eine frohe Aufmerksamkeit im Kreis der Freunde des Hauses. Der Landrichter allein wurde finster.

„Ihr verderbt ihn!" erklärte er eines Tags verdrießlich Frau und Töchtern, „wenn ihr ihm zu der Einbildung verhelfet, er sei etwas Merkwürdiges, bevor er überhaupt Etwas ist. Ich gestehe, daß seine Poetasterei mir in der Seele zuwider ist. Ein Mann soll etwas Tüchtigeres in der Welt thun wollen, als seufzen und über dieses oder das künftige Leben singen. Ja wenn er ein Thorild werden könnte oder sonst einer unserer Coryphäen! . . . . Aber davon sehe ich wenigstens keine Spur bei ihm. Und diese Poetasterei, diese literarische Tagdieberei, welche die jungen Leute sogleich über den Wolken oder unter der Erde wohnen läßt, so daß sie vor lauter Wolken und Erde die guten gesegneten Gaben des wirklichen Lebens nicht sehen können; — ich wollte, der Henker holte sie! Die Richtung, die Heinrich jetzt nimmt, macht mir wirklich vielen Kummer. Ich hatte mich so darauf gefreut, er werde einmal ein tüchtiger Bergmann werden und könnte unsere Gruben, Wälder, Ströme, Schwedens vorzüglichste Reichthumsquellen, ausbeuten helfen. Das wäre eine würdige Aufgabe für einen guten Kopf. Statt dessen hängt er den seinigen schief, sitzt mit der Feder in der Hand da und seufzt über Licht und nicht, über Herz und Schmerz. Das ist mir in der Seele zuwider. Ich wünschte, Stjernhök käme bald zu uns. Seht, das ist ein Kerl! Aus dem

wird einmal etwas Tüchtiges und Brauchbares. Wenn er nur bald kommt! Vielleicht könnte er auf Heinrich einwirken und ihn von dieser Versmacherei abbringen, die im Grunde vielleicht bloß Eitelkeit ist."

Elise und die Töchter schwiegen. Schon seit geraumer Zeit hatte Elise den Grundsatz festgehalten, zu schweigen, wenn ihr Mann brummte. Aber oft nahm sie, wenn sie es nöthig fand, später, wenn er wieder ruhiger war, den Brummstoff aufs Neue auf und sprach mit ihm in aller Gelassenheit darüber, mit einer Taktik, bei der sie sich jederzeit vortrefflich befand. Auch heute bediente sie sich derselben und sagte Abends zu ihrem Mann:

„Es thut mir aufrichtig leid, Ernst, daß du mit Heinrichs poetischer Richtung so unzufrieden bist. Mir hat sie Freude gemacht, eben, weil ich sie für eine wahre halte und überzeugt bin, daß sie in diesem Fall so nützlich werden kann, wie jede andere. Aber nie möchte ich ihn zu Etwas aufmuntern, was dir so unangenehm ist."

„Meine liebe Elise," antwortete der Landrichter mild, „handle hierin ganz nach deiner Ueberzeugung und deinem Gewissen. Es ist wohl möglich, daß du in der Sache recht hast und ich unrecht. Aber um was ich dich bitte, wache über dich selbst, damit dich die Liebe zu deinem Erstgebornen nicht verleitet, Mittelmäßiges vortrefflich zu finden und in geringen Versuchen Meisterwerke zu sehen. Möge Heinrich, wenn er kann, ein ausgezeichneter Dichter oder Literat werden, nur soll er sich jetzt noch nicht für Etwas halten und vor allen Dingen nicht glauben, man könne sich je in irgend einem Fache auszeichnen, ohne sich durch gründliche, ernste Studien darauf vorbereitet zu haben und ohne vorher ein denkender Mensch zu sein. Wird er das, so verspreche ich dir, Freude über meinen Sohn zu empfinden, er mag sichs nun zum Geschäfte machen, Gedanken, oder Berge auszubeuten. Aber gerade davor muß man sich sehr hüten, daß man diese poetischen Blüthen nicht überschätzt. Bleibt

seine Eitelkeit darin stecken, so wird er nie ernstlich in etwas Anderem Ehre suchen."

„Da hast du Recht, Ernst," sagte Elise, mit der ganzen Herzlichkeit einer herzlichen Ueberzeugung.

Auch Heinrich sehnte sich sehr nach Stjernhöks Ankunft. Er wollte ihm seine Arbeiten zeigen. Es verlangte ihn, seine neuen historischen und philosophischen Kenntnisse an ihm zu versuchen, mit einem Wort, sich seine Achtung zu erwerben, denn Heinrichs milde und warme Seele hatte sich jederzeit mächtig von der kraftvollen metallischen Natur des Andern angezogen gefühlt, und schon als Knabe war Stjernhöks Achtung und Freundschaft immer das höchste Ziel seines Strebens und sein wärmster, wiewohl bis jetzt unerreichter Wunsch gewesen. Stjernhök hatte ihn immer mit einer gewissen gleichgültigen Freundlichkeit, aber nie als Kamerad und Freund behandelt.

Stjernhök kam. Mit großer Herzlichkeit wurde er in der Frank'schen Familie empfangen, aber Niemand kam ihm mit wärmerem Herzen entgegen, als Heinrich.

Es war eine große Ungleichheit zwischen den beiden Jünglingen, auch im Aeußern. Heinrich besaß eine reine, aber beinahe weibliche Schönheit, seine Gestalt war edel, aber zart, sein Blick feurig und schwärmerisch. Stjernhök war einige Jahre älter und frühzeitig Mann. An ihm war Alles muskulös, fest und kräftig, sein Gesicht war ausdrucksvoll, ohne schön zu sein, und in seinem klaren, bestimmten Blicke funkelte ein Stern, wie ihn das Schicksal oft prophetisch demjenigen ins Auge legt, über dessen Bahn glückliche Sterne walten.

Einige Tage nach Stjernhöks Ankunft war Heinrich sehr verändert. Er war still und eine Wolke des Kummers bedeckte sein Gesicht. Stjernhök war, wie immer, nicht unfreundlich gegen Heinrich, schien aber wenig aus

ihm zu machen. Er beschäftigte sich eifrig damit, theils vor den Damen und Jakobi chemische Experimente anzustellen, theils an den Abenden und wohl bis in die Nächte hinein sie durch vortreffliche Teleskope die Phänomene des Sternenhimmels betrachten zu lassen. Einer der strahlenden Himmelskörper, auf den der junge Astronom fleißig seine Beobachtungen richtete, wurde seitdem in der Familie Stjernhökstern genannt. Alle sammelten sich um den kenntnißreichen, interessanten jungen Mann. Der Landrichter fand ungemein viel Vergnügen an seiner Unterhaltung und äußerte mehr als einmal gegen die Seinigen seine Freude über ihn und die Hoffnungen, die das Vaterland auf ihn bauen könne. Der junge Bergmann war auch dadurch sein besonderer Günstling geworden, daß er mit ungewöhnlichen Kenntnissen eine seltene Bescheidenheit gegenüber von älteren und erfahreneren Männern verband.

„Sieh Heinrich," rief der Landrichter eines Tags, nach einer Unterhaltung mit Stjernhök, „sieh, das möchte ich Poesie, wirkliche Poesie nennen. Die Ströme bändigen und ihre wilden Fälle zwingen, Gemächlichkeit und Reichthum zu bereiten, während an ihren Ufern die Wälder sich lichten, Ackerfelder sich ausbreiten, menschliche Wohnungen aufblühen und frische Thätigkeit und fröhliche Stimmen die Gegend beleben. Sieh, das kann man eine schöne Schöpfung nennen!"

Heinrich schwieg. Aber das kleine Fräulein sagte fein: „Und in diesen Wohnungen dort, wie vergnügt werden da die Leute sein, wenn sie manchmal ein angenehmes Buch zu lesen oder ein schönes Lied zu singen bekommen! Sonst würde ihr Leben trotz aller ihrer Wasserfälle sehr trocken sein."

Der Landrichter lächelte, küßte sein kleines Mädchen und Thränen traten ihm in die Augen aus Entzücken über sie.

Heinrich war inzwischen in ein anderes Zimmer ge-

gangen und hatte sich an ein Fenster gesetzt, wohin ihm die Mutter folgte.

„Wie steht es mit meinem Heinrich?“ fragte sie liebevoll, indem sie sanft die Hand wegnahm, die seine Augen beschattete. Sie standen voll Thränen. „Mein guter, lieber Sohn,“ rief die Mutter, indem ihre eigenen überliefen und sie die Arme um ihn schlang.

„Siehst du,“ begann die Mutter tröstend, „du mußt es dir nicht so zu Herzen gehen lassen, wenn dein Vater zuweilen beinahe Etwas einseitig spricht. Du weißt ja doch, wie unendlich billig und gut er ist, und sobald er sich von der Aechtheit deines Berufes überzeugt, wird er damit zufrieden sein. Jetzt befürchtet er, du möchtest beim Mittelmäßigen stehen bleiben. Er wird schon heiter und vergnügt werden, wenn du ihm auf deinem eigenen Wege einmal Ehre machst.“

„Ach,“ sagte Heinrich, „wenn ich nur wüßte, ob ich wirklich einen eigenen Weg, einen eigenen Beruf habe! Aber seit Stjernhök hier ist und ich mit ihm gesprochen habe, ist Alles so verändert in und außer mir. Ich verstehe mich selbst nicht mehr. Stjernhök hat mir die Augen geöffnet, wie wenig ich von dem weiß, was ich zu wissen glaubte, welche Pfuscherei meine Arbeit ist. Ich sehe es jetzt recht gut ein und — das schmerzt mich. Wie stark und kräftig Stjernhök ist! Ich möchte ihm gleichen können. Aber das ist unmöglich. Neben ihm fühle ich mich so als Nichts. Und doch . . . ach wenn ich mit meinen Büchern allein, oder draußen im Freien bin, Bäume, Felsen, Wasser, Winde um mich her und den Himmel über mir, da steigen Gedanken in mir auf, da ergreifen mich Gefühle, unaussprechliche, wonnige Gefühle; da sprechen Worte und Ausdrücke in mir, die mich tief rühren und mir unbeschreibliche Freude machen. In solchen Augenblicken fühle ich etwas Großes in mir und denke, mein Lied müsse in allen Herzen ein Echo finden. Ja so fühle ich zuweilen — aber wenn ich Stjernhök sehe, ist Alles dahin, dann fühle ich mich

gering und arm und stehe im Begriff, mich für einen Träumer, einen Thoren zu halten."

„Mein guter Junge, du verkennst dich selbst," sagte die Mutter. „Deine und Stjernhöks Gaben sind ganz ungleich, wenn du aber, wie er, mit Ernst und Kraft dein Pfund verwendest, so wird es seiner Zeit schon Früchte bringen. Ich muß dir sagen, Heinrich, daß es von jeher einer meiner lebhaftesten Wünsche gewesen ist und noch ist, eines meiner Kinder möchte sich in der Literatur auszeichnen. Sie hat mir meine schönsten Genüsse verschafft und in meinen jüngeren Jahren fehlte es mir nicht an Anlagen, selbst dieses Feld anzubauen. In deinen Anlagen habe ich die meinigen in reicherem Maße aufblühen sehen und ich selbst bin darin aufgeblüht, mein Heinrich, und in der Hoffnung auf dich. Ach wenn ich den Tag erlebte, da ich dich von deinem Vaterlande geehrt sähe, da ich deinen Vater stolz auf seinen Sohn sähe und selbst mein Herz an den Früchten deines Geistes, deiner Arbeit erwärmen könnte — o dann könnte ich freudig sterben."

Das Feuer der Begeisterung flammte in Heinrichs Blicken und auf seinen Wangen, indem er seine Mutter umarmend sagte: „Nein, du sollst leben, Mutter! Leben, um von deinem Sohne geehrt zu werden. Er gelobte es dir Freude zu machen!"

Ein Sonnenstrahl fiel ins Zimmer und beleuchtete Heinrichs lichte Locken, die dabei glänzten, wie Gold. Die Mutter gewahrte es, sah schweigend eine Prophezeiung darin und ein sonnenhelles Lächeln verbreitete sich über ihr Gesicht.

Petrea las den Zauberring. Sie sollte ihn eigentlich Abends dem Familienkreise vorlesen, was ihm den gefährlichen Zauber bedeutend genommen haben würde, allein sie las ihn vorher heimlich bei Nacht und es zog

sie hinein in den verwirrenden Zauberkreis. Sie dachte, sie träumte nichts Anderes, als von wunderbaren Ereignissen, wunderschönen Frauenzimmern und wundertapfern Helden. Sie war immer selbst unter den handelnden Personen, angebetet oder anbetend, bald mit dem Crucifix gegen Hexen und Drachen kämpfend, bald im schwärmerischen Mondlicht unter den Lilien in Frau Minnetrosts Burg wandelnd. Es war, als hätte der chaotische Wirrwarr in Petreas Seele hier Gestalt und Leben erhalten und mit gedoppelter Macht ergriff sie jetzt die Phantasiewelt, die einst in Gestalt des Waldgotts ihren Kindessinn berauscht und sie irre geführt hatte. So geschah es auch jetzt, denn während sich Petrea Tag und Nacht in einer Traumwelt bewegte, worin sie bis zur Exaltation in prachtvollen, wunderbaren Scenen schwelgte und jederzeit selbst eine höchst bedeutende Rolle spielte, war ihre Rolle im wirklichen alltäglichen Leben eine ziemlich jammervolle. Der Kopf, worin so viele herrliche Erscheinungen und große Plane sich wälzten, sah meistens aus wie ein Flachsbüschel; sie merkte die Löcher und Flecken in ihren Kleidern nicht, achtete nicht auf ihre zerrissenen Strümpfe und abgetretenen Schuhe. Sie vergaß alle ihre kleinen Alltagsgeschäfte und verlor oder ließ fallen, was sie in den Händen hatte. Dabei hatte sie eine Leidenschaft für Krachmandeln (ein eben so kostspieliger, als geräuschvoller Raptus, wie Louise meinte), die nie stärker war, als so lang sie sich unter dem Einfluß des Zauberringes umherbewegte und das beständige „Krack, krack,“ das sich hören ließ, wohin sie kam, so wie die Mandelschalen, auf die man überall trat, oder die einem im Finstern an den Ermeln hängen blieben, waren Nichts weniger als angenehm. Wenn jetzt Petrea für solche Sachen wohlverdiente Erinnerungen und Verweise erhielt, da fiel sie aus den Wolken oder richtiger aus ihrem Himmel herab auf die Erde, die ihr nun beinahe wie ein Haufen Reiser und Nessel erschien und sie hätte mit zehn Jahren ihres Lebens ein Jahr von der

Herrlichkeit des Zauberringes erkaufen mögen und mit derselben Schönheit, Zauberkraft, Macht und dergleichen Dinge, die Petrea nicht besaß, außer in ihren Träumen. Ihr Leben war eine Spaltung zwischen einer idealen und einer wirklichen Welt, während sie keine von beiden in ihrer Wahrheit kannte, so daß sie sich schon deßhalb nicht in ihrer Seele versöhnen konnten. Ströme von Thränen floßen in diesen Abgrund hinab, ohne ihn auszufüllen und ohne ihre Augen klarer zu machen, während sie ihre Leiden bald den Umständen, bald sich selbst schuld gab.

Um diese Zeit war es, daß Jakobi, theils auf den Wunsch der Eltern, theils auch aus eigener Herzensgüte sich Petreas ernstlich anzunehmen anfing und sie auf eine Art beschäftigte, die ihre Denkkraft anstrengte und übte, so daß der Schwall von Gefühlen und Einbildungen sich einigermaßen legte. Dieß war unaussprechlich wohlthuend für Petrea und würde es noch mehr gewesen sein, wäre der Lehrer nicht gar zu . . . . doch wir wollen das Geheimniß kommender Jahre nicht verrathen.

Eines Tags erhielt der Landrichter einen großen Brief aus Stockholm, den er seiner Frau schweigend vorlegte. Er kam von höherem Orte und enthielt ein ehrenvolles, schmeichelhaftes Lob über seine Verdienste, auf welche die Regierung schon lange aufmerksam gewesen sei, nebst der Berufung in das höchste Gericht des Königs.

Als Elise den Brief gelesen hatte, sah sie fragend zu ihrem Manne auf, der sie betrachtend dastand.

„Was denkst du, Ernst?“ sagte sie mit gespanntem, unruhigem Blicke.

Der Landrichter fing an, stark auf- und abzugehen, wie er immer that, wenn ihn Etwas aufregte. „Die Sache kann mir nicht gleichgültig sein,“ sagte er, „ich bin gerührt über diesen Beweis von meines Königs Vertrauen. Ich habe schon lange an diesen Fall gedacht —

du weißt, das Anerbieten kommt mir nicht ganz unerwartet — aber ich fühle, ich sehe ein, daß ich meinen gegenwärtigen Wirkungskreis nicht verlassen darf. Meine Wirksamkeit paßt für ihn, ich weiß, daß ich darin nützlich sein kann und das Vertrauen des Landeshauptmanns gibt mir freie Hand, nach meinen Kräften und Einsichten thätig zu sein. Aerndtet auch er statt meiner den Ruhm für das Gute ein, was in der Provinz ausgerichtet wird — nun in Gottes Namen, was thut das? Ich weiß doch, daß wirklich Gutes und Nützliches ausgeführt wird. Aber Vieles ist bloß angefangen, was vollendet werden muß — Viel, unendlich Viel bleibt noch zu thun. Ich kann ein halbfertiges Werk nicht verlassen; ich darf, ich will es nicht. Nein, fertig muß man mit seiner Arbeit werden, sonst taugt sie nicht. Und hier weiß ich, daß ich . . aber ich spreche ja bloß von mir! Sage mir, Elise, was willst, was wünschest du?"

„Laß uns hier bleiben!" sagte Elise und reichte ihrem Manne die Hand, während er sich an ihre Seite setzte. „Ich weiß, Ernst, du würdest an einem höheren Range und größerem Einkommen keine Freude haben, wenn du ihm zu liebe einen Kreis verlassen müßtest, wo du dich auf deinem Platze fühlst, wo du nach Herzenslust wirksam sein kannst und von Menschen umgeben bist, die dich verehren und lieben."

„Aber du, aber du, Elise. Sprich von dir, nicht von mir."

„Ja du," antwortete sie mit dem Lächeln eines glücklichen Herzens. „Das ist nicht so leicht, siehst du, es hat sich Alles verwebt. Aber ich will dir von mir erzählen, daß ich mich heute früh im Spiegel besah — kein satyrisches Gesicht, mein Freund! — und es kam mir vor, als sähe ich kräftig und gesund aus. Ich dachte an dich, wie lieb und gut du bist, wie ich während einer Wanderung an deiner Seite an Seele und Leib erstarkt bin, wie ich dich immer mehr lieben muß und wie wir immer glücklicher mit einander werden. Ich dachte an

deine für das allgemeine Wohl und für unsere Familie so segensreiche Wirksamkeit; ich dachte an unsere Kinder, die frisch und gut sind und sich glücklich unter unsern Händen entwickeln; . . . an unser neues Haus, das du für uns Alle so bequem und angenehm gemacht hast; da kam die Sonne und beglänzte mein kleines, geliebtes Kabinet und ich fühlte mich so glücklich über mein Loos; — ich dankte Gott für dich. Gerne möchte ich in diesem Kreise, in diesem Hause leben und sterben. Laß uns hier bleiben."

„Gott segne dich für diese Worte, Elise! Aber die Kinder, die Kinder! Unser Beschluß hat Einfluß auf ihre Zukunft. Wir müssen auch sie hören. Wir müssen ihnen die Sache vorlegen. Nicht, als ob ich fürchtete, sie möchten nach Anhörung unserer Gründe irgend einen andern Wunsch haben. Aber in allen Fällen sollen sie in der Sache auch mitsprechen. Komm, Elise. Ich habe keine Ruhe, bis Alles gehörig besprochen und beschlossen ist.

Als der Landrichter die Sache im Familienrathe vortrug, entstand hier ein gewaltiges Staunen und ein allgemeines Schweigen; lockende Bilder — nicht gerade vom höchsten Gerichte, sondern von seinem Sitze, der Hauptstadt — begannen vor den Blicken — der jungen Leutchen zu tanzen; Louise sah beinahe aus, wie ein leibhaftiger Justizrath. Als aber der Vater seine und seiner Frau Gedanken und Wünsche eröffnete, da fand er in den thränenden Augen der Kinder zugleich Dankbarkeit für sein Vertrauen und vollkommene Hingebung in seinen Willen zu lesen. Indeß vermochte keines zu sprechen, bis die Kleine — der Vater hatte nicht gewollt, daß man zu ihr sagen solle: „Geh hinaus, Gabrielchen!" — „Laßt sie auch dabei sein," sagte er, „sie ist ein so kluges, kleines Mädchen!" — ja bis die kleine Gabriele ihre Arme um den Hals der Mutter schlang und aus-

rief: „Ach laßt uns nicht wegziehen! Wir sind ja hier so glücklich.“

Dieser Ausruf wurde von allen Uebrigen im Chor wiederholt.

„Nun wohlan denn in Gottes Namen, wir bleiben hier!“ rief der Landrichter, indem er aufsprang, die Arme der theuren Kinderschaar entgegenstreckte und Thränen aus seinen Augen traten. „Wir bleiben hier, Kinder! Aber das soll euch nicht hindern, Stockholm zu sehen und die Schönheiten und Freuden dieser Stadt zu genießen. Nun, Gott sei Dank, liebe Kinder, daß ihr euch hier glücklich fühlt! Ihr dürft es mir glauben, daß es mich auch glücklich macht.

An diesem Tag war Leonore zum erstenmal seit langer Zeit beim Mittagessen. Alle freuten sich darüber und Leonore, deren Gesicht einen helleren und freundlicheren Ausdruck genommen hatte, als man sonst bei ihr gewohnt war, wurde um Vieles schöner gefunden. Eva, die ihre Toilette besorgt hatte, betrachtete sie mit herzlicher Freude.

„Siehst du, Leonore,“ sagte sie, indem sie an den Himmel zeigte, wo blaue Lichtstreifen durch die Wolken, die fast den ganzen Tag geweint hatten, zu schimmern begannen, „siehst du, es klärt sich auf! Jetzt ists Sommer; jetzt wollen wir mit einander ausgehen und Blumen und Beeren pflücken.“ Und ihre blauen Augen strahlten von Güte und Lebensfreudigkeit.

„Was in aller Welt soll das vorstellen?“ fragte Heinrich, als er seiner Mutter Schuhe im bleichen Sonnenschein am Fenster stehen sah. „Sie sollen gewärmt werden,“ glaube ich. „Und die Sonne zeigt keine Lust, hervorzukommen und ihre Schuldigkeit zu thun! Nein

in diesem Fall will ich es selbst auf mich nehmen, eine Sonne zu sein."

„Das bist du für mich, mein Sommerkind!" sagte die Mutter liebevoll lächelnd, als sie Heinrich die Schuhe unter seine Weste stecken und an seiner Brust wärmen sah.

„Ei der Tausend, meine liebe Louise," rief Jakobi, „das gibt noch ein ganz schönes Wetter! Es tröpfelt kaum; — wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen? Du kommst! O, du bist gar zu lieb! Aber um Gottes Willen, doch nicht im Hofprediger!

Das Haus.

Zweiter Theil.

Leonore an Eva.

Du kommst also nach Hause, du kommst also wirklich bald nach Hause, liebe Eva! Ach ich bin so glücklich, so vergnügt darüber, und doch ein wenig ängstlich .... aber kehre dich nicht daran; komm nur, komm nur, dann wird Alles gut werden. Wenn ich nur in deine Augen sehen darf, so fühle ich, daß Alles sich klären wird. Ihr guten Augen! — Gabriele und ich nennen sie immer „unsre blauen" — wie lange ist es, daß ich dich nicht mehr sah? Zwei lange Jahre! Ich begreife nicht, wie ich es so lange ohne dich aushalten konnte; aber wahr ist, daß wir dennoch nie recht getrennt waren. Ich bin mit dir in der großen Welt gewesen, ich bin mit dir auf Bällen und Concerten gewesen, ich habe mich deiner Freuden, der Huldigungen, die dir dargebracht wurden, erfreut. Ach wie angenehm für mich, daß ich dich lieben lernte! Ich habe seitdem doppelt gelebt und mich in dir so reich gefühlt. Und jetzt kommst du wieder; und werden wir dann auch wieder mit einander glücklich sein, wie früher?

Verzeih, verzeih das Fragezeichen! Aber es kommt mitunter eine Unruhe über mich. Du sprichst so viel von der großen Welt, von Freuden und Genüssen, welche — unser Haus dir nicht gewähren kann. Und deine neuen prächtigen Bekannten — ach Eva! Sie mögen noch so angenehm und interessant sein, so können sie dich doch nicht so lieb haben, wie wir, wie ich! Und dieser

Major R.! Es ist mir bange vor ihm, Eva. Daß er dich liebt, finde ich ganz natürlich; aber .... aber ach! ach Eva! Es thut mir leid, daß du ihm so zugethan bist. Meine liebe, gute Eva, feßle dich nicht zu sehr an ihn, bevor ....; aber ich betrübe dich und das will ich nicht. Komm, o komm nur zu uns nach Hause. Wir haben so viel mit dir zu sprechen, so viel von dir zu hören, so viel dir zu sagen. Ich glaube, du wirst das Haus noch behaglicher finden, als bisher; wir haben mehrere kleine Verschönerungen angebracht. Du wirst jetzt wieder mit uns die gemüthlichen Mahlzeiten theilen, das Frühstück, meine liebste Stunde, und die Theestunde, die du so liebst, wo wir uns zu vergnügten Abenden versammelten und oft so närrisch waren. Heute Morgen nahm ich deine Kaffeetasse und küßte das Plätzchen am Rande, wo die Vergoldung abgenutzt war. Wir werden wieder Bücher zusammen lesen, Eva, zusammen darüber nachdenken und sprechen; wir werden wieder zusammen ausgehen und des Waldes Frische und Frieden genießen. Und wenn wir so still zusammen durchs Leben gingen, bestrebt besser zu werden, uns selbst gegenseitig und Andere um uns her immer glücklicher zu machen, dabei Gott demüthig für das dankend, was er uns und Andern gibt, und seine Werke bewundernd, wäre es dann nicht gut so? Würden wir dann nicht auf Erden genug gelebt, genug geblüht haben?

Ich weiß wohl, daß dieses stille Leben nicht für Jedermann ist. Eben so wenig kann es immerfort währen. Es müssen Stürme kommen. Auch ich habe meine Zeit der Unruhe, des Schmerzes und Kampfes gehabt. Sie ist, Gott sei Dank, vorüber und das Gefühl, das meinen Frieden gestört, ist mir ein Licht auf dem Wege geworden. Es hat meine Welt erweitert, es hat mich besser gemacht und jetzt, da ich die größeren und stärkeren Genüsse des Lebens nicht mehr begehre, jetzt lerne ich mit jedem Tage die Schätze besser würdigen, die mich in dieser stillen Alltäglichkeit umgeben. O man wird doch

nicht eher glücklich hier auf Erden, bis man auch die Krumen beachten und werthschätzen gelernt hat. Thut man das, so kann man den ganzen Tag aufzulesen und zu danken haben. Aber Frieden muß man haben. Frieden in und außer sich. Friede ist die Sonne, worin jeder Thautropfen des Lebens glänzt.

Könnte ich ihn doch auf ein Herz herabrufen, das . . . . ich muß dich auf eine große Veränderung, einen großen Verlust im Hause vorbereiten. Du findest Petrea nicht hier. Du kennst das Verhältniß, das mich seit einiger Zeit sehr beunruhigt hat. Man konnte es unmöglich länger andauern lassen. Um Louisens, um Jakobis, um ihrer selbst willen, mußte sie — fliehen, sonst wären Alle unglücklich geworden. Sie sah es selbst ein und als wir von Jakobis baldiger Ankunft unterrichtet wurden, öffnete sie ihr Herz dem Vater und der Mutter. Es war edel und recht von ihr und sie waren so gut, so klug, wie immer. Der Vater hat sie selbst zu seinem Freunde, dem Bischof G. gebracht. Möge Gott sie bewahren und ihr Frieden geben! Ich weine über sie, hoffe aber doch alles Gute. Ihr lebensvolles Herz hat eine quellende Ader der Gesundheit in sich und gewiß wird der Aufenthalt auf dem Lande, das sie so sehr liebt, neue Umgebungen, neue Interessen . . .

Ich wurde unterbrochen. Jakobi ist angekommen. O gut, daß Petrea jetzt in den Schatten von Furudal verborgen ist! Gut für ihr armes Herz, gut auch für die Verlobten, die es in ihrer Gegenwart nicht gewagt hätten, glücklich zu sein. Und jetzt sind sie es so vollkommen. Nach sechsjährigem Warten, Seufzen und Hoffen sieht sich Jakobi dem Ziele seiner Wünsche — der Heirath und einer Pfarrei, nahe. Und wer ihm dazu verhilft, ist, außer seinen eigenen Verdiensten, sein geliebter Gönner, die vortreffliche, liebenswürdige Excellenz O. Dieser hat durch seinen Einfluß zwei bedeutende Gutsbesitzer in der Gemeinde von T. vermocht, ihre Stimmen Jakobi zu geben, der trotz seiner Jugend zufällig auch in den

Vorschlag gekommen war. Er bekommt somit eine der schönsten und größten Pfarreien im Stifte und Louise wird eine ehrenreiche Pfarrerin — „Probstin!“ sagt sie selbst prophetisch. Das einzige Aber bei diesem Glücke ist, daß Louise und Jakobi so weit von uns wegkommen; ihr höchster Wunsch wäre gewesen, die Amtspredigerstelle hier bei der Stadt zu erhalten. Wir hätten dann en famille fortleben können, wenn Louise auch das Haus verlassen hätte, aber .... aber „es kann hier in der Welt nicht Alles vollkommen sein,“ sagt seufzend unsere gute und kluge Aelteste. Da der Wahltag in den Beginn des Frühlings fällt und Jakobi die Pfarrei bald nach seiner Ernennung antreten soll, so wünschte er an Pfingsten seine Hochzeit zu feiern, um sodann auf blumenbestreuten Wegen und beim Gesang der Lerchen seine junge Frau in seine Schäferhütte einzuführen. Die Hofmarschällin bittet sie scherzend, nicht gar zu sehr Nomadin zu werden. So viel ist gewiß, daß man unmöglich ein größeres Interesse für Kühe und Kälber, Schafe und Federvieh haben kann, als Louise. Die künftigen Gatten bringen schon zum Voraus ihren Haushalt in Ordnung und Gabriele ergötzt sich herzlich an den Bruchstücken ihrer Unterhaltung, die ihr zu Ohren gelangen, während die beiden auf dem Sopha in der Bibliothek sitzend von Liebe und Oekonomie sprechen. Aber nicht bloß davon sprechen sie, denn Jakobis Herz ist voll von warmer Menschenliebe und unser Vater hat allen seinen Kindern Etwas von seiner Liebe zum allgemeinen Besten mitgetheilt, obgleich Gabriele behauptet, ihr Antheil daran sei ganz klein.

Es ist etwas Lustiges, wenn man die Verlobten mit einander auf den Handel ausgehen und sie herzlich zufrieden mit ihren Einkäufen zurückkommen sieht. Louise findet etwas so unübertrefflich Vortreffliches an jeder Kleinigkeit, die sie sich anschafft, mag sie nun in einem irdenen oder einem silbernen Gefäße bestehen. Wenn ich diese Beiden gleich zwei Vögeln zu ihrem Neste zusam-

mentragen und bei jedem Halme zwitschern sehe, so muß ich es für ein größeres Glück halten, in eine dürftige Wohnung zu kommen, die man selbst gesammelt hat, als in eine reiche und große, wofür andere Leute gesorgt haben. Man ist im erstern Fall so bekannt, so vertraut, so du mit seinen Sachen und sicherlich kann dieß Niemand in der Welt mehr sein, als Louise. Wir arbeiten jetzt tüchtig auf die Hochzeit, aber der Vater sieht einem Ereignisse nicht freudig entgegen, das seinem Kreise eine Tochter entführen wird. Er möchte uns so gerne Alle um sich haben. Ich freue mich darüber und bin dankbar dafür. A propos, wir haben einen Plan, der ihn und auch die Mutter in ihrem Alter glücklich machen soll. Du erinnerst dich doch des großen, mit Buschwerk überwachsenen Bauplatzes, der an unsern Garten gränzt und den die Leute nicht Verstand genug haben anzubauen, oder uns zu schenken; diesen beabsichtigen wir . . . . doch wir wollen mündlich darüber sprechen. Petrea hat uns Alle, auch unsere Aelteste mit ihrer Lust zu großen Unternehmungen angesteckt und . . . . ach! es ist eine Freude, für das Glück derer arbeiten zu können, die so zärtlich und unermüdlich für das unsrige arbeiten.

Nun Etwas von Freunden und Bekannten.

Sämmtliche Bekannte und Freunde fragen viel nach dir. Onkel Jeremias zankt, daß du nicht kommst; er frühstückt zuweilen, gewöhnlich am Mittwoch oder Sonnabend, mit uns, schmäht uns über unsere Zwiebäcke, führt sich aber dennoch tüchtige Portionen davon zu Gemüth. Seit einiger Zeit scheint er mir liebenswürdiger geworden zu sein; seine Laune ist mild; von Herzen ist er es immer gewesen. Er ist aller Armen Freund und Arzt. Neulich hat er sich eine kleine Villa, eine Meile von der Stadt gekauft. Sie soll der Trost seines Alters werden, sagt er, und die Rose des Alten heißen! Lautet das nicht ganz gemüthlich?

Annette B. ist unglücklich bei ihrer barschen Schwägerin; sie klagt nicht, aber Blick, Farbe, so wie ihr

ganzes Wesen deutet auf diese Unzufriedenheit mit dem Leben. Wir müssen sie an uns ziehen, Eva, und sie glücklicher zu machen versuchen.

Hier kommt Gabriele und verlangt, ich soll in meinem Brief auch Platz für ihre Kritzeleien lassen. Ein sehr kecker Wunsch; aber wer möchte nein zu ihr sagen? Ich nicht und deßhalb muß ich mich jetzt kurz fassen.

Wenn ein gewisser junger Baron Rutger L. dir zu Hause vorgestellt wird, so halte ihn ja nicht für verrückt, obgleich er mitunter so aussieht. Es ist der Sohn eines Freundes von unsrem Vater und hat die Pension jetzt in unserem Hause, um sich unter seiner Anleitung zu einem Geschäftsmann heranzubilden. Er ist eine Art roher Diamant und braucht nur noch in mehr als einer Beziehung geschliffen zu werden. Inzwischen glaube ich, daß sein wildes Gemüth auf dem Wege ist, sich ein wenig zu fügen. Ein Wort von der Mutter macht einen gewaltigen Eindruck auf ihn und vor den ungnädigen Mienen unseres kleinen Fräuleins hat er einen wahren Respekt, weniger jedoch vor den Moralpredigten unserer Aeltesten; er ist erst neunzehn Jahre alt. Die alte Brigitte fürchtet sich vor ihm und getraut sich kaum an ihm vorüberzugehen, denn sie meint, er werde über sie wegspringen. Ach wie wird sie sich nebst allen Andern freuen, dich wieder zu sehen! Sie fürchtet so sehr, du möchtest heirathen und in dem Loche bleiben, wie sie Stockholm nennt.

Heinrich dürfen wir über Weihnachten behalten. Aber du mußt kommen und ihn aufmuntern helfen. Er ist nicht so fröhlich, wie sonst. Ich glaube, das gespannte Wesen, das zwischen ihm und Stjernhök entstanden ist, nagt an ihm. Ach warum können diese Zwei einander nie verstehen? Ueberdieß steht jetzt für Heinrich viel auf auf dem Spiele; — Gott lasse es ihm gut ergehen um seiner selbst und um der Mutter willen!

Petrea bekommen wir erst nach Louisens Hochzeit wieder zu sehen. Wann werden wir wieder Alle zu Hause

beisammen sein? Erst dann, meine ich, würde mir das Leben recht herrlich und heiter erscheinen. Aber werden wir je wieder Alle zusammen kommen? Sara? Ach es ist jetzt über vier Jahre, daß wir nichts von ihr gehört haben und alle Nachfragen und Nachforschungen sind fruchtlos geblieben. Vielleicht lebt sie nicht mehr. Wir haben manche Thräne um sie vergossen. O wenn sie wieder käme! Ich fühle es, wir würden jetzt glücklicher beisammen sein, als früher. Sie hatte viel Gutes und Edles, allein, sie war verirrt. — Ich höre der Mutter leise Tritte nahen. Es scheint mir, als ob sie etwas Gutes für mich hätte . . .

Ach ja, das hatte sie auch! Einen Brief von dir, meine Eva! Du kannst den Tag deiner Abreise noch nicht bestimmen; — das ist recht verdrießlich. Aber Gott sei Dank, du kommst jedenfalls bald. Du liebst Stockholm; ich auch! Stockholm hat dir Freude gewährt; ich möchte es dafür umarmen; aber reiße dich jetzt von diesem Stockholm los und laß mich dich umarmen. Jetzt bin ich am Rande meines Papiers; Gabriele hat auf die andere Seite pränumerirt. Ich verlasse dich, um an diejenige zu schreiben, die uns mit Thränen verlassen hat, aber wie ich von Herzen hoffe, lächelnd zurückkehren wird.

Von Gabriele.

In der Morgenstunde.

Habe gestern Abend nicht schreiben können und mußte deßwegen vor der Sonne aufstehen, um dir zu sagen, daß mich nichts Andres als deine Rückkehr über Petreas Abreise trösten kann. Wir sehnen uns alle schrecklich nach — unsrer Rose. Ich weiß wohl, wer sich außer unsrer Familie auch noch sehnt. Ich muß dir sagen, daß gleichsam eine kleine Freundschaft zwischen Onkel Jeremias und mir entstanden ist. Es ist dieß auf dem Felde vor sich gegangen, denn im Hause ist es nie recht angenehm. Aber auf Spaziergängen kommt seine schöne

Seite zum Vorschein. Petrea und ich haben viele lange Promenaden mit ihm gemacht. Da war er heiter und mild, da botanisirte er mit uns, erzählte uns von den natürlichen Familien im Pflanzenreiche, so wie von dem besondern Leben und der Geschichte mehrerer Pflanzen. Ich sage dir nur, es ist etwas Köstliches, auch ein Bischen davon zu wissen; man fühlt sich so ganz en famille mit diesen Familien. Ach oft überkommt mich dabei ein Gefühl, wie unbeschreiblich reich und voll Interesse das Leben ist und ich meine, man muß auf Erden glücklich leben, wenn man nur offene Augen und Sinn für alles Herrliche hat, das sich darin vorfindet, und dann kann ich aus lauter Lebensfreude zwitschern wie ein Vogel. Inzwischen legen sich Onkel Munter und meine Wenigkeit leidenschaftlich auf die Blumenpflege hier im Hause. Bis Weihnachten gedenken wir spanischen Flieder, sowohl weißen, als hellvioletten zu haben; — ich freue mich sehr darauf. Aber fast hätte ich Lust, darüber zu weinen, daß die Nase meiner Petrea nicht daran riechen wird. Jetzt will ich schließen, denn du mußt wissen, daß ich es auf unbestimmte Zeit über mich genommen habe, einen wachsamen Blick über den Frühstückstisch zu werfen und deßhalb gehe ich jetzt, um darnach zu sehen; Bergström sorgt glücklicherweise dafür, daß ich sonst weiter Nichts zu thun brauche. Sodann werde ich nach meiner Moosrose sehen, ob irgend eine neue Knospe ausgeschlagen ist, und dann nach der Mutter; einen flüchtigen Blick durch das Fenster muß ich auch den Blättern im Garten weihen, die mir Abschied zuwinken, ehe sie von den Zweigen fallen und eben so muß ich der Sonne, die jetzt so klar und strahlend aufgeht, ebenfalls einen Blick zuwenden, einen Strahl aus der Sonne meines Auges, aus der Tiefe meines dankbaren Herzens; und um alle diese wichtigen Geschäfte und Angelegenheiten zum Besten des Staats zu besorgen, muß ich dir Lebewohl sagen, dir, die ich so sehr liebe.

Petrea an Leonore.

Aus dem Wirthshause in D.

Es ist Abend; der Vater ist ausgegangen, um wegen unserer morgenden Seereise Einiges in Ordnung zu bringen. Ich bin allein, der Nebel steht dicht draußen vor den schmutzigen Wirthshausfenstern, meine Augen sind gleichfalls nebelig, mein Herz ist schwer und voll; — ich muß mit dir sprechen. O Leonore, es ist also geschehen, er ist gethan, der bittre Schritt — ich bin von meinem Hause, von den Meinigen getrennt; werde so bald nicht mehr eure milden Blicke sehen, nicht mehr deine tröstende Stimme hören — und zwar weil — ich es nicht verdiene, weil ich den Frieden in meinem Hause gestört habe, ja Leonore, vergebens willst du mich entschuldigen und mit mir selbst versöhnen; ich weiß, daß ich eine Verbrecherin bin, daß ich — wenigstens für Augenblicke, gewünscht und gewollt habe — — o ich möchte jetzt, wie im Augenblicke des Abschiedes, den Saum von Louisens Kleid an meine Lippen drücken und bitten „Verzeih! verzeih! Ich habe mich selbst verurtheilt, ich habe mich verbannt, ich fliehe . . . fliehe, um nicht mehr sein und ihr Glück zu stören. Ich war eine Wolke an ihrem Himmel, was sollte die Wolke da? Möge der Wind sie zerstreuen! O Leonore! es ist doch ein bitteres, unaussprechlich bitteres Gefühl, mit einem von Dankbarkeit brennenden Herzen für den Gegenstand seiner Liebe Nichts thun zu können, als — sich entfernt zu halten, sich zu Nichts zu machen. Aber lieber das, ja Millionenmal lieber sich im Schooße der Erde verbergen, als ihm wehe thun! Wahrhaftig, könnte ich damit Etwas für sie gewinnen, könnte ich, wie das Korn vermodern, und dann in kernvollen Aehren für sie aufsprießen — das wäre mir süß und lieb, Leonore. Man preist Diejenigen, die für Liebe, für Ehre, für Religion, für hohe und edle Zwecke sterben. Warum das? Es ist ja eine

Gnade von Gott, so sterben zu dürfen! Es ist Leben im Tode. Ich weiß ein Leben, welches Tod ist, einen Tod, der gelebt wird in langen, zähen Tagen .... Sich selbst zur Last, Niemanden zur Freude zu sein ..... o wie bitter! Warum wurde das Verlangen nach Glück, nach Genuß, wie ein ewiger Durst brennend in des Menschen Seele, wenn die labende Quelle tantalisch —? Leonore! Meine Augen schmerzen, der Kopf thut mir weh, es braust so wild in meinem Herzen. Ich bin nicht brav, ich bin nicht gut, nicht ergeben. Meine Seele ist ein Chaos. Ein wenig Erde auf Stirne und Brust — das wäre mir gut.

Am Bord des Dampfschiffes.

Dank, Leonore, Dank für dein Kopfkissen! Es ist mir ein wahres Ohrengut gewesen. Gestern Abend glaubte ich ernstlich krank zu werden; ich fror, ich brannte, der Kopf schmerzte mich entsetzlich, ich fühlte mich wie zerrissen. Aber, als ich den Kopf auf dein kleines Kissen legte, als mein Ohr auf dem feinen Ueberzug ruhte, den du mit kunstreicher Stickerei geschmückt hast; da war es mir, als ob dein Geist mir von demselben zuflüsterte; es kam eine Ruhe über mich, alles Böse legte sich so plötzlich, so wunderbar; ich schlief und war ganz verwundert, als man mich am Morgen weckte, mich körperlich ganz gesund und auch von innen wie geheilt zu fühlen. Das hatte dein Ohrengut gethan, Leonore. Ich küßte es und dankte dir. In der Apostelgeschichte wird erzählt, daß man Kranke auf den Weg der heiligen Männer hinaustrug, damit wenigstens ihr Schatten auf sie fallen und sie gesund machen möchte. Ich glaube an die Kraft eines solchen Heilmittels. O ja, die Guten theilen Allem, was ihnen angehört, Etwas von ihrem Leben, ihrer Kraft mit. Ich habe das heute Nacht empfunden.

Wir gingen an Bord. Die Seehexe donnerte und flog in die See hinaus. Ich wußte jetzt nur, daß sie mich von euch wegführte; ich stand über dem Dahlbord gelehnt und weinte. Da fühlte ich zwei Arme sanft und zärtlich mich umschließen. Es waren die des Vaters; er hüllte einen warmen Mantel um mich; an seiner Brust richtete ich mein Haupt empor. Der Morgen war klar, weiße, flammige Wolken flogen vom Winde gejagt über dem tiefen Blau hin, die Wogen schlugen schäumend gegen das Schiff; grüne Wiesen und herbstlich schöne Parke breiteten sich nach Rechts und Links aus, der Raum öffnete sich. Ich stand, das Gesicht gegen Wind und Raum gekehrt, ließ den Meeresschaum Lippen und Augenlieder bespritzen, leichte Schauer durchrieselten mich und ich fühlte — daß das Leben schön ist. Ja in dieser Morgenstunde, voll strahlenden Lichtglanzes, in diesem reinen frischen Winde fühlte ich die bösen Dämonen von meiner Seele weichen, Schwüle und Nebel sich zerstreuen. Ich trank den Morgenwind, ich öffnete mein Herz dem Leben, ich hätte ihm auch meine Arme öffnen mögen und mit ihm allen meinen Geliebten und ihnen die stille Ahnung meines Herzens mittheilen: die Liebe zu euch wird mich gesund machen, wird mir Kraft geben, euch dereinst Freude zu bereiten.

Den 2. Tag am Bord.

Ich bin doch begierig, ob eine tiefe Herzensqual einer langen Seereise widerstehen kann. Es liegt etwas wunderbar Stärkendes und gleichsam Erneuerndes in diesem Leben, dieser Fahrt, diesem frischen Winde. Er bläst den Staub von den Augen der Seele hinweg und man sieht sich selbst und Alles besser; man entfernt sich von seinem alten Selbst, man fährt, um auf einem neuen Strande in neuen Verhältnissen wieder aufzustehen; man beginnt gleichsam von Neuem.

Wir hatten gestern Sturm. Außer dem Vater war ich der einzige gesunde Passagier. Ich konnte daher den

Kranken helfen. Dieß hatte zwar seine Unannehmlichkeiten, zwar taumelte ich zuweilen mit der Wasser- oder Tropfenflasche in der Hand um, aber ich bekam auch manchen lächerlichen Auftritt, manche ungleiche Züge der Menschennatur zu sehen; ich lachte, machte Bemerkungen, vergaß mich selbst und fühlte mich mit allen Menschen befreundet. Als Magd auf einem Dampfschiffe zu dienen würde gewiß für mich passen.

Am Abend legte sich der Sturm, sowohl außer, als innerhalb des Schiffes. Ich saß bis gegen Mitternacht allein auf dem Verdecke. Noch schäumten die Wogen um das behaglich schaukelnde Fahrzeug und der Wind pfiff in dem Tauwerke; von einem kleinen, klaren Sterne angekündigt, ging der Vollmond über dem Meere auf und ergoß sein mildes, wunderbares Licht über seinen dunkeln Raum. Es war unendlich herrlich. Gefühle, Gedanken stiegen in mir auf, unaussprechliche, voll von Liebe und Kummer und von etwas noch Höherem und Stärkerem, einer gewissen Sehnsucht, für die ich keinen Namen weiß. Ich wollte — — ich weiß selbst nicht was. Ich fürchte das ruhige, geordnete Leben, in das ich wieder eintreten soll; Convenienzen, Formen, Gesellschaftsleben, Alles dieß klemmt meine Seele zusammen und macht sie zu Excessen geneigt. Statt in ausgewählt guter Gesellschaft zu sitzen und im high life Theewasser zu trinken, möchte ich lieber auf Wikings-Zügen um die Welt fahren, lieber mit Johannes Heuschrecken in der Wüste essen und in Kleidern von Kamelhaaren einhergehen. Letzteres müßte sehr bequem sein im Vergleich mit unserer mühsam zusammengesetzten Toilette. Mannigfach sind des Lebens wechselnde Scenen. Wunderbarer Zauber in der Welt — wie werde ich meinen Weg und meinen Platz in dir finden? Leonore! Verzeih, daß ich so viel von mir selbst spreche. Du hast mich hierin verdorben, du Gute! Heute Nachmittag kommen wir in Furudal an.

Furubal.

Hier sind wir auf dem Lande. Ich wollte, ich wäre auf der See. Jetzt komme ich aus dem Gesellschaftszimmer und da leide ich Schiffbruch. Ein böser Geist läßt mich immer etwas Unpassendes sagen oder thun. Heute Abend habe ich das Garn der Bischöfin in Verwirrung gebracht und eine dumme Anecdote von einem nahen Verwandten von ihr erzählt. Ich wollte witzig sein und dieß fiel, wie immer schlecht für mich aus.

Die Leute hier sehen recht angenehm aus. Der Bischof ist ein kleiner bleicher Mann, mit etwas Engelgleichem in Stimme und Blick, aber .... aber für mich wird er wohl nicht viel Zeit haben. Er lebt in seinen Büchern und Amtsgeschäften und ist fast immer in der Stadt. Die Bischöfin, die beständig hier wohnt, ist viel krank. Ich will sie verpflegen und ihr vorlesen. Dieß macht mir Vergnügen. Möchte sie mich nur leiden können! Beide Gatten waren liebenswürdig gegen meines Vaters Tochter; aber ich glaube, daß sie dieselbe nicht sehr angenehm fanden. Abscheulich heiß war es auch in ihrem verwünschten Gesellschaftszimmer und ich war von der Sonne verbrannt und roth, wie eine Pfingstrose. Von so Etwas wird man auch ein Bißchen desperat. Es ist zwar nicht von Bedeutung, kann aber doch Qualen verursachen. Es ist so betrübend beständig zu mißfallen, wenn man gerne gefallen möchte.

— — — — — — —

— — — — — — —

Ich habe den Koffer ausgepackt, den ihr so kunstreich für mich eingepackt habt; theils neue, theils ausgebesserte Kleidungsstücke sprangen mir eines um das andere in die Arme — o Schwestern, sie kamen von euch! Meine Toilette für den ganzen Winter in Ordnung! Wie gut ihr seid? Ich erkannte Louisens Hand wieder. O ich muß weinen. Meine Geliebten! Meine Heimath?

Einige Tage später.

Die Fichten rauschen frisch und still. Ich komme aus dem Freien. Berge, Wälder, Einsamkeit mit der Natur — herrlich!

O Leonore! Ich will ein neues Leben beginnen. Ich will meinem alten Selbst, will der Eitelkeit, den Verirrungen, der Selbstsucht absterben. Alle schmeichelnden Erinnerungszeichen, Billete, Andenken, von Männern, wie von Frauenzimmern habe ich zerstört. Ich schicke dir hier eine kleine Geldsumme, die mir für Kleinodien eingegangen ist, welche ich nebst eigenen Fabrikaten verkauft habe. Kaufe dafür Etwas, was Louisen und Jakobi Freude macht. Aber ich bitte dich ernstlich, laß sie nicht ahnen, daß es von Petrea kommt. Könnte ich mich selbst um einen anständigen Preis verkaufen und sie reich machen, so . . .

Ich habe jetzt viel Zeit für mich selbst und weiß auch, wie ich sie anwenden will. Ich werde viel ausgehen. Ich will durch Wald und Feld, Sturm, Schnee bei jeder Witterung streifen, bis ich wenigstens körperlich — müde werde. Vielleicht daß es dann in der Seele stiller wird! . . . Ich verlange nicht glücklich zu sein. Was liegt auch daran, wenn man nicht glücklich ist, wenn man nur rein und fromm ist? Wäre nur der Prüfungstag, das Leben nicht so gar lang! Leonore, mein guter Engel, bete für mich.

Seid alle glücklich! Zärtliche Grüße an Alle von

Deiner

Petrea.

N.S. Meine Nase macht Gabrielen ihr Kompliment und kommt hier im Bilde, um ihr nebst den angehörigen Umgebungen ihre Aufwartung zu machen. Sie darf nicht glauben, daß ich niedergeschlagen sei. Eine kleine Ballade oder Romanze schicke ich auch. Der Wald sang sie mir gestern zu und jeder melodische Ton, den das Leben in meine Seele singt, muß nach Hause kommen. O wie liebe ich euch Alle!

Und jetzt, während unsre Petrea sich in ländlicher Einsamkeit auf ein neues Leben zu bereiten sucht, während der Schnee auf die Erde fällt, um sie zu neuen Frühlingen vorzubereiten, kehren wir nach unsrem wohlbekannten Hause in die Stadt zurück und schildern, was sich dort zugetragen.

Ein Gespräch.

Jakobi war abgereist. Der October war gekommen mit seinen Stürmen, seinen langen Dämmerungen, die so finster und schwer sind für diejenigen, denen sie nicht durch klare Gedanken oder freundliche Blicke erhellt werden.

Eines Abends, als Heinrich zum Thee herabkam, war er ungewöhnlich bleich. Auf die Fragen seiner Schwestern, woher dieß komme, sagte er, er habe Kopfweh und fügte halb scherzend, halb ernst hinzu: „Es muß doch schön sein, diesen schwerfälligen Leib einmal los zu werden! — Er hindert so gar sehr."

„Was fällt dir ein?" sagte Louise, „es ist wohl am Besten ihn zu behalten und vernünftige Zumuthungen an ihn zu machen, nicht aber ganze Nächte aufzubleiben und zu lesen, so daß man bei Tag Kopfweh hat!"

„Danke Ew. Majestät ganz unterthänigst für die Moral! Wenn aber mein Körper meiner Seele nicht dienen, sondern sie unterjochen will, so habe ich Lust mit ihm zu streiten und zu hadern."

„In der Puppe wird ja der Schmetterling reifen," sagte fein lächelnd Gabriele, indem sie Rosenblätter auf ein Paar Puppen streute, die auf ihrem Blumentische den Winter durchschlafen sollten.

„Ach ja!" antwortete Heinrich. „Aber wie schwer liegt nicht seine Schaale auf den Flügeln des Schmetterlings! Mich drückt diese irdische Puppe. Was könnte nicht die Seele leben, wirken und genießen, wenn sie nicht

wäre! Was können wir nicht in gewissen klaren Augenblicken fühlen und denken? Welches Licht im Begriffe! Welche gottvolle Gefühle im Herzen! Man möchte die ganze Welt an seine Brust drücken, Alles mit seinem Blick durchschauen, Alles mit seinem Feuer durchdringen. Das ist eine Fülle, eine Klarheit! Ja, wenn unser Herrgott selbst in einem solchen Augenblicke zu mir herein käme, würde ich ihm die Hand reichen können und sagen: „Guten Tag, Bruder."

„Lieber Heinrich," sagte Louise Etwas böse, „jetzt glaube ich, daß du nicht recht weißt, was du sagst."

„Ja," fuhr Heinrich fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „so kann man fühlen, aber bloß für einen Augenblick. Im nächstfolgenden schließt sich die Puppe wieder mit all ihrer Schwerfälligkeit, ihrem irdischen Staubmantel um unser Wesen und wir werden betäubt, schlafen ein und sinken tief unter das, was wir so eben gewesen. Und dann sieht man in den Büchern nur gedruckte Worte, man findet in seiner Seele weder Gefühl noch Gedanken und gegen die Menschen, für die so eben noch das Herz gebrannt, fühlt man sich steif und abgeneigt. Ach man kann in Verzweiflung gerathen."

„Es wäre weit besser," sagte Louise, „man legte sich schlafen; dann würde Kopfweh und Schwerfälligkeit schon vergehen."

„Aber das ist meiner Ansicht nach ein trauriges Mittel," sagte Heinrich lächelnd. „Es ist abscheulich, so viel schlafen zu müssen. Was kann man Tüchtiges leisten, wenn man so ein Siebenschläfer ist? „Les hommes puissants veillent et veulent!" sagt Balzac mit Recht. Und so lange meine elende schwerfällige Natur so vielen Schlafes bedarf, wird wohl nie etwas Großes aus mir werden. Ueberdieß macht selbst das Entzückende, das Herrliche solcher wachen Augenblicke der Seele, daß man sich arm fühlt, wenn sie erlöschen. Ach ich kann recht gut begreifen, wie so mancher dazu gekommen ist, durch äußere Reizmittel sie hervorzurufen oder zu ver-

längern und mit dem Feuer des Weins das der Seele wieder zu erwecken."

„Da begreifst du Etwas, was recht schlecht und unverständig ist," sagte Louise. „Gerade solchen Erwekungen haben wir es zu danken, daß es in Schweden so viele Säufer und erbärmliche Menschen gibt, vor denen man sich kaum noch auf die Straße hinaus getrauen darf."

„Ich vertheidige es nicht, liebe Louise," antwortete Heinrich, sanft lächelnd über den Eifer der Schwester. „Aber ich kann es doch begreifen und in gewissen Fällen entschuldigen. Das Leben empfindet sich oft so schwer, aber die Augenblicke der Begeisterung geben eine Lebensfülle und werden wie Blitze aus dem ewigen Leben empfunden."

„Sie sind es gewiß auch," sagte Leonore, die dem Bruder aufmerksam zugehört hatte und deren sanfte Augen sich bei seinen Worten feuchteten. „So klar, so voll wird das Leben sicherlich empfunden werden, wenn wir uns einmal vollkommen aus der Puppe befreit haben, nicht bloß aus den Banden des Körpers, sondern auch aus denen der Seele. Vielleicht sind uns diese Augenblicke hier auf Erden gegeben, um uns zum Vaterhause hinauf zu locken und seine Luft fühlen zu lassen.

„Ein schöner Gedanke, Leonore. Denn sind diese Lichtstrahlen wirklich Offenbarungen unseres innersten, wirklichen, hier noch gefesselten Lebens, guter Gott! wie herrlich dann .... Aber ach die langen, langen Stunden der Verdüsterung, was sind denn diese?"

„Geduldprüfungen, Vorbereitungszeiten," antwortete Leonore zärtlich lächelnd. „Außerdem kommen die klaren Augenblicke wohl wieder und erfreuen uns mit ihrem Lichte, um so öfter, je mehr man in seiner Vervollkommnung vorwärts schreitet. Aber man muß auch mit sich selbst Geduld haben, Heinrich. Man muß hier im Leben auch auf sich selbst warten lernen."

„Du sagst ein gescheidtes Wort, liebe Schwester. Ich muß deine Hand küssen. Ach ja, wenn . . . .“

„Werdet mir nur nicht gar zu sentimental und ästhetisch, sondern kommt her und trinkt Thee!“ rief jetzt unsere älteste Schwester. „Sieh hier, Heinrich, eine Tasse starken und warmen Thee, der deinem Kopfe gewiß gut thun wird. Aber heute Abend und Morgen früh mußt du einen Eßlöffel von meinem Elixir einnehmen.“

„Davor bewahre uns der gütige . . . . vi ringrazia, carissima sorela! Aber, aber . . . charmante Gabriele! Ein Tropfen Portwein im Thee würde ihn noch kräftiger machen, ohne mich zu einem jener miserablen Menschen herabzustimmen, vor denen Louise so bange ist. Danke Schwesterchen. Fermez les yeux, o Mahomet! Und mit einer Verbeugung gegen Louise führte Heinrich die Tasse an seine Lippen.

Später am Abend stand Heinrich in einem der Fenster der Bibliothek und blickte in den mondscheinbeleuchteten Raum hinaus. Leonore ging zu ihm und sah ihm ins Gesicht mit dem ihr eigenthümlichen, milden, demüthig fragenden Blicke, vor welchem sich das Herz so gerne aufschließt. „Du bist so bleich, Heinrich!“ sagte sie unruhig.

„Es ist sonderbar,“ erwiederte er, halb lächelnd über sich selbst; „siehst du, Leonore, die Fichten dort auf dem Kirchhof, wie ihre Wipfel sich im Winde biegen und schwanken. Ich begreife nicht, wie es kommt, allein dieses Nicken und Winken hat etwas wunderlich Peinigendes für mich: ich fühle es im Herzen.“

„Das kommt wohl daher, weil du unwohl bist, Heinrich. Sollten wir nicht ein wenig ausgehen? Es ist so schöner Mondschein. Die frische Luft würde dir vielleicht gut thun.“

„Willst du mitgehen, Leonore? Ja das war ein guter Gedanke.“

Gabriele fand ihn indeß schlecht. Sie nannte ihre Geschwister Samojeden, Lappländer, Esquimos u. s. w.,

da sie mitten in der Winternacht herumstreifen wollen. Nichtsdestoweniger gingen diese munter scherzend, Arm in Arm.

„Ist es dir nicht zu windig?" fragte Heinrich, indem er seine Schwester sorgfältig vor dem Winde zu schützen suchte.

„Nein der Wind ist ja nicht kalt," antwortete Leonore, „und es ist mir ganz behaglich so an deiner Seite zu gehen, während er um uns her braust und Schneewirbel wie kleine Kobolde im Mondschein herumtanzen läßt."

„Nun da geht es dir ganz, wie mir. Ach bei euch, ihr Schwestern, bin ich immer ruhig und glücklich; aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß seit einiger Zeit andere Menschen mich oft plagen und reizen."

„Ach Heinrich! — ist das nicht auch ein Bißchen dein eigener Fehler?"

„Du denkst an Stjernhök, Leonore?"

„Ja."

„Ich auch. Und vielleicht hast du Recht; ja ich will gerne zugeben, daß ich oft Unrecht gegen ihn gehabt habe und unvernünftig heftig gewesen bin. Aber er hat mich jedenfalls dazu gereizt. Warum hat er mich so oft seine Ueberlegenheit drückend fühlen lassen, mir so oft die Freude an meinem Streben verkümmert und mich beinahe immer mit Kälte und Geringschätzung behandelt."

Leonore schwieg; der Mondschein beglänzte eine stille Thräne in ihrem Auge. Mit steigender Heftigkeit fuhr Heinrich fort:

„Ich hätte ihn so lieben können! Durch seinen ungewöhnlichen Character, seine Kraft, seine ganze Persönlichkeit hat er vielen Einfluß, ja viele Macht über mich gehabt. Aber er hat sie mißbraucht; — er hat mich hart behandelt, eben als ich mich ihm am wärmsten näherte. Er hat mich von mancher Verirrung abgebracht, aber auch Vieles vom Besten und Reinsten, was ich in mir hatte, zerstört. Die Ergebenheit für ihn war

ein solches Gefühl und das hat er von sich gestoßen. Ich will dir die ganze Wahrheit sagen, Leonore, und auf was Art es so zwischen uns gekommen ist. Du weißt, daß sich vor ungefähr drei Jahren auf der Universität eine Art literarischer Anhang von jungen Freunden um mich bildete, die mein Dichtertalent vielleicht überschätzten und mich veranlaßten, selbst daran zu glauben. Ich war ein Liebling des Tages geworden in den Kreisen, worin mein Leben sich bewegte. Vielleicht wurde ich dadurch übermüthig; vielleicht verrieth sich auch ein anspruchsvoller Ton und eine falsche einseitige Richtung in der Sammlung Gedichte, die ich um diese Zeit herausgab. Diese Poesien machten indeß Aufsehen. Aber bald darauf erschien eine Kritik über sie, die noch mehr Aufsehen machte, durch ihre Kraft, ihre Strenge und ihren satyrischen Lauge. Ihr Stachel verschonte weder mein Werk, noch meinen Character als Dichter. Sie bewirkte beinahe eine allgemeine Reaction gegen mich. Ich fand sie hart und gar zu einseitig und kann sie auch bis auf den jetzigen Augenblick nicht anders finden, obgleich ich inzwischen besser als damals das Gerechte darin fühlen lernte. Der anonyme Verfasser der Kritik über mich war — Stjernhök und er läugnete es durchaus nicht. Er glaubte sie weniger gegen mich persönlich, als gegen die überhandnehmende Richtung in der Partei, die mich als eine Art Oberhaupt anerkannte, gemünzt zu haben. Schon vorher hatte ich angefangen mich von ihm und seiner Gewalt, die ich jederzeit drückend empfunden, zurückzuziehen und dieser neue Stoß trug nicht dazu bei, uns zu vereinigen. Seine scharfe Kritik hatte mich auf meine Fehler aufmerksam gemacht, aber ich weiß doch nicht, ob sie etwas Anderes als Aerger in mir bewirkt haben würde, wenn ich nicht um diese Zeit nach Hause zurückgekehrt und hier durch den wohlthuenden Einfluß der Meinigen zu neuer Kraft und einer reineren Richtung erwacht wäre. Damals war es auch, daß der Vater in seiner unbeschreiblichen Güte und im Komplott

mit euch Allen seine halbe Bibliothek verkaufte, um mir die Mittel zu einer Reise ins Ausland zu verschaffen; — ja ihr habt einen neuen Menschen in mir hervorgerufen und all mein Dichten und Trachten ist jetzt, euch zu zeigen, daß ich euer nicht unwürdig bin. Ach ja, euch liebe ich so innig und so warm. Aber mit Stjernhök ist es vorbei. Die Liebe, die ich für ihn gehegt, hat sich in Bitterkeit verdreht — —."

„O, Heinrich, Heinrich! laß das nicht so werden. Stjernhök ist ja ein guter, ein edler Mensch, nur mitunter zu streng. Aber wahrhaftig, er liebt dich, wie uns Alle; nur wollt ihr Beide einander nicht verstehen und Heinrich, das letzte Mal bist du wirklich unbillig gegen ihn gewesen. Du schienst ihn kaum ausstehen zu können."

„Ich kann Nichts dafür, Leonore. Dieser Widerwille ist stärker, als ich. Ich weiß nicht, welcher böse Geist sich seit einiger Zeit in meinem Herzen festgesetzt hat, aber er sitzt einmal darin fest. Wenn ich Stjernhök nur sehe, ist es mir, als bekomme ich einen scharfen Stich; meine Brust zieht sich vor ihm gleichsam zusammen und wenn er mich anrührt, läuft es mir, wie siedendes Blei, durch die Adern."

„Heinrich, bester Heinrich!" sagte Leonore mit Schmerz. „Das ist ja entsetzlich. Ach mache noch einen Versuch mit dir selbst. Ueberwinde dieß Gefühl und reiche Stjernhök die Hand zur Versöhnung."

„Jetzt ist es zu spät, Leonore. Ja wenn es ihm ein Bedürfniß wäre, so würde es vielleicht noch leicht gehen. Aber was fragt er nach mir? Er hat mich nie geliebt und mein Streben, so wie meine Fähigkeit, hat er nie geachtet. Und vielleicht hat er darin Recht; vielleicht habe ich selbst und einige gar zu parteiische Freunde sie bis jetzt überschätzt. Vielleicht hat Stjernhök recht, nicht hoch von meinen Gaben zu denken. Was habe ich auch bis jetzt gethan? Und zuweilen ist es mir, als werde ich auch in Zukunft nicht weit gelangen können,

als sei meine Kraft beschränkt, meine Blüthenzeit bald vorüber. Die Stjernhöks dagegen ist im Aufkommen, er gehört zu denen, die langsam, aber um so sicherer emporsteigen. Ich sehe weit besser, als früher, wie sehr er über mir steht, wie viel höher er steigen wird, und diese Einsicht quält mich."

„Aber warum diese düstern Gedanken und Gefühle, lieber Heinrich, gerade jetzt, wo deine Zukunft hoffnungsvoller zu sein scheint, als je? Deine schöne Dichtung, deine Preisschrift, die dir gewiß Ehre bringen wird, die Aussicht auf ein einträgliches Amt und einen dir theuren Wirkungskreis: Alles das, was noch vor ein Paar Monaten dein Herz so belebte — warum hat es jetzt seine Kraft auf dasselbe verloren?"

„Ich weiß nicht," antwortete Heinrich; „aber seit einiger Zeit ist viel in mir verändert; ich habe keinen Glauben an mein Glück. Es kommt mir vor, als sollten meine schönen Hoffnungen verschwinden, wie ein Traum."

„Und wenn dem so wäre," sagte Leonore zärtlich und demüthig forschend; „könntest du dennoch nicht Glück und Frieden — zu Hause finden, in der Beschäftigung mit deinen geliebten Wissenschaften, im Leben mit uns, die wir dich nur um deiner selbst willen lieben?"

Heinrich drückte Leonorens Arm an sich, antwortete aber nicht. Ein heftiger Windstoß nöthigte sie, einen Augenblick stille zu stehen.

„Ein abscheuliches Wetter," sagte Heinrich, indem er seinen Mantel um die Schwester hüllte.

„Aber dieß ist ja dein Lieblingswetter," antwortete sie scherzend.

„War, solltest du sagen, jetzt liebe ich es nicht mehr. Vielleicht, weil es Etwas entspricht, was mich hier innen peinigt." Bei diesen Worten zog Heinrich Leonorens Hand an seinen Mantel und legte sie an seine Brust. Es hob sich darin gewaltsam und wunderlich. Das Herz klopfte beinahe hörbar.

„Gütiger Gott!“ rief Leonore erschrocken: „Heinrich, was ist das? Hast du es oft so?“

„Seit einiger Zeit manchmal. Aber sei deßwegen nicht unruhig und sage vor allen Dingen der Mutter und Gabrielen Nichts davon. Ich habe mit Munter darüber gesprochen; er hat mir ein Mittel dafür gegeben und glaubt nicht, daß es Etwas zu bedeuten haben wird. Heute habe ich dieses Herzklopfen ununterbrochen gehabt und bin deßwegen vielleicht ein wenig hypochondrisch gewesen; verzeih, liebe Leonore, daß ich dich damit geplagt habe. Ich bin jetzt viel besser und munterer; diese kleine Wanderung hat mir gut gethan. Wenn du nur nicht den Schnupfen davongetragen hast, Leonore, denn sonst wirst du gewiß mit Louisens Elixir bestraft oder wenigstens bedroht. Aber fährt nicht ein Reisewagen vor unserem Hause an, als ob er dort Halt machen wollte? Vielleicht ist es Eva? Der Wagen hält an; — gewiß ist es Eva.“

„Eva! Eva!“ rief Leonore mit innigster Freude und beide Geschwister liefen jetzt so schnell vor das Haus, daß Eva, als sie aus dem Wagen stieg, von ihren Armen empfangen wurde.

E v a.

Zu den angenehmeren Ereignissen in einem glücklichen Hause gehört es gewiß, wenn eines der geliebten Mitglieder desselben nach längerer Abwesenheit in seinen Schooß zurückkehrt. — So kehrt die Biene von ihren Ausflügen, nach dem süßen Korbe zurück, mit Honigserndten von den Wiesen der Erde. Wie viel gibt es da nicht gegenseitig zu erzählen, zu hören, zu sehen und zu genießen! Jede Wolke am Himmel des Hauses verzieht sich, Alles ist Sonnenschein und Freude und es muß schlimm stehen, wenn man sich gegenseitig nicht

schöner und besser findet; denn wenn Alles richtig zugeht, so ist alles Fortschreiten im Leben immer gewissermaßen eine Verbesserung."

Klar war die Stunde des Sonnenscheins im Frankschen Hause bei Evas Wiederkehr. Die gegenseitige Liebe, die in Umarmungen, Lächeln, Thränen, Gelächter, süßen Bewillkommnungsworten, tausend Freuden und Zärtlichkeitsbezeugungen ausstrahlte, ließ die erste Stunde in einem lustigen Rausche verschwinden. Nachdem sofort Alles ruhiger geworden und man einander näher betrachtete, da sammelten sich Aller Blicke und Gedanken mit Entzücken auf Eva. Ihre Schönheit schien jetzt in ihrer höchsten Blüthe zu stehen und es lag ein bezauberndes Leben in ihren Blicken, ihrem Wesen, ihren Bewegungen, so wie man es früher nie gesehen hatte. Ihre höchst moderne Kleidung, eine gewisse Entwickelung, eine gewisse anmuthsvolle Leichtigkeit, welche die eleganten Kreise der Hauptstadt verrieth, übten ihre Zauberkraft auf ihre Freunde und entzückten besonders Gabriele, die der schönen Schwester mit strahlenden Blicken folgte.

Bergström machte sich in der Küche Luft und rief: „Mamsell Eva ist ganz göttlich!" Die blonde Ulla hatte nie so vollkommen mit ihm übereingestimmt.

Leonore war die Einzige, die Eva bald zwar mit zärtlichen, aber doch Etwas bekümmerten Blicken betrachtete. In ihrem Aussehen und Wesen lag etwas Weltliches, Etwas, das Leonore ahnen ließ, daß eine große und nichtglückliche Veränderung in der geliebten Schwester vorgegangen sei. Und es zeigte sich bald, daß Leonore richtig geahnt hatte. Eva war noch nicht viele Stunden im Hause gewesen, als man deutlich sah, daß sie wenig Interesse für seine Angelegenheiten hatte; daß Eltern, Geschwister, Freunde ihr nicht mehr waren, was sie früher gewesen. Evas Seele war dagegen jetzt von einem einzigen Gegenstand erfüllt, der alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle in Anspruch nahm und dieß war — Major N. Seine Schönheit, seine glänzenden

Gaben, seine Liebenswürdigkeit, seine Liebe, die Gesellschaften, wo sie ihn getroffen, die Bälle, auf denen sie mit einander getanzt, die Gelegenheiten, bei denen sie Rollen gespielt, all die romantischen Entwickelungen ihres Verhältnisses, waren die Bilder, die jetzt allein in ihrem Herzen lebten und in ihrer von weltlichem Glück erhitzten Phantasie herumtanzten. Ihres Vaters ernster Blick, als sie Major R. nannte, hielt sie ab, am ersten Abend ihres Zusammenseins mit den Ihrigen diesen Namen in seiner Gegenwart zu wiederholen. Als sie aber später mit ihren Schwestern allein war, als die süße Plauderstunde kam, die bei solchen Gelegenheiten zwischen Freundinnen vom Abend bis zum Morgen zu währen pflegt, da ließ Eva dem, was ihre Seele erfüllte, freien Lauf. Jetzt erzählte sie den Schwestern ausführlich ihren Roman vom letzten Jahre, in welchem mehrere Rivale auftraten, Major R. aber der Held war, und nicht ohne Selbstgefälligkeit stellte Eva sich selbst als die von Huldigungen umgebene und alle Mitbewerberinnen besiegende Heldin dar. Ihre Seele war von diesen Ereignissen dermaßen in Anspruch genommen und ihre Stimmung dermaßen überspannt, daß sie die Verlegenheit der Schwestern während ihrer Erzählung, ihre Unruhe, ihr erzwungenes Lächeln, ihre zuweilen niedergeschlagenen Blicke nicht bemerkte. Erst, als Eva mit freudestrahlendem Gesichte den Schwestern anvertraute, Major R. werde bald in der Stadt eintreffen, wo er Verwandte habe, bei denen er die Weihnachten zubringen wolle und dann werde er bei den Eltern um ihre Hand anhalten — erst da fiel ihr der Schleier von den Augen. Louise sprach stark gegen den Major, wunderte sich und beklagte, daß Eva an einem solchen Menschen Gefallen finden könne. Sie hätte das von ihrer Schwester nicht erwartet. Eva sehr beleidigt, vertheidigte ihn mit Wärme und sprach von Unduldsamkeit und Vorurtheil. Louisens Entrüstung wurde dadurch noch gesteigert; Gabriele fing an zu weinen, Louise leistete ihr Gesellschaft; sie schienen

Eva beinahe für verloren anzusehen. Leonore war ruhiger; sie sagte kein Wort, das Evas Gefühle verletzen konnte, seufzte aber mitunter tief und blickte mit stiller Trauer die irregeführte Schwester an. Als sie sah, welche tragische Wendung das Gespräch nahm, sagte sie mit dem ihr eigenthümlichen Ausdruck ruhiger Innigkeit:

„Laßt uns heute Abend nicht mehr davon sprechen; laßt uns unsere Freude nicht zerstören. Wir dürfen ja Eva jetzt zu Hause behalten und können noch genug mit einander darüber denken und sprechen — es wird sich Alles schon entwirren und klar und gut werden. Es ist das Beste, wir beschlafen die Sache. Eva muß müde sein von der Reise und „unsere blauen" dürfen an diesem ersten Abend nicht weinen."

Leonorens Rath wurde angenommen. Mit einem gegenseitigen „Verzeih!" umarmten Louise, Eva und Gabriele einander und trennten sich für den Abend. Leonore war froh mit Eva allein sein zu können und lauschte jetzt die ganze Nacht hindurch ruhig und mit Interesse ihren Erzählungen. Gute Leonore!

Major Victor R. war allgemein als einer von denjenigen bekannt, die mit Weiberherzen bloßes Spiel treiben und der Landrichter beurtheilte dieses Spiel mit einer bei seinem Geschlechte sehr seltenen Strenge, besonders wenn, wie es hier der Fall war, nicht Leichtsinn, sondern Egoismus dabei das Ruder führte. Vor zehn Jahren hatte sich der Major mit einem jungen, reichen Mädchen aus der Verwandtschaft des Landrichters verheirathet. Der einzige Fehler der sechszehnjährigen Gattin war, daß sie ihren Mann gar zu zärtlich, ja mit einer gewissen Anbetung liebte und diese Liebe belohnte er mit einer so schonungslosen Härte und Untreue, daß die arme Amalie erlag und nach einjähriger Ehe vor Kummer starb, nachdem sie ihrem unwürdigen Gatten noch testamentlich das ganze Vermögen vermacht hatte, über das sie verfügen konnte. Mit Hülfe desselben setzte jetzt R. das glänzende und leichtsinnige Leben fort, das

er angefangen hatte. Immer machte er irgend einer der Schönheiten des Tags den Hof; mehreremale verlobte er sich, brach aber bald wieder ab, ohne die mindeste Rücksicht auf den Ruf und das Herz des Mädchens, das dadurch beschimpft wurde; ja er setzte insgeheim seine Ehre darein, solche Opfer zu schlachten und Herzen für sich bluten zu lassen; das kühlte den brennenden Durst seiner Eigenliebe. Die Welt ließ seinen angenehmen und glänzenden Gaben Gerechtigkeit widerfahren, aber die Edleren seines eigenen Geschlechts, so wie des andern achteten ihn gering und hielten ihn für einen Mann, ohne wirklichen Werth. Der Gedanke an eine Verbindung zwischen diesem Mann und seiner geliebten Tochter erregte einen Sturm in der Brust des Landrichters

Solche Nachrichten über den Mann, den sie liebte, kamen Eva bei ihrer Rückkehr ins väterliche Haus entgegen. Man war allgemein gegen ihn gestimmt. Was Eva zu seiner Entschuldigung sagte, schlug nicht an; was sie von seiner tiefen, treuen Ergebenheit gegen sie sprach, glaubte man offenbar nicht; und ihre eigene Liebe, die ihr die Welt so schön gemacht, die holdesten Gefühle in ihre Brust geführt und ihr einen Himmel von Glückseligkeit eröffnet hatte — über diese härmte man sich, weinte darüber, betrachtete sie als ein Unglück, ja einen Fall. Im Innersten der Seele verletzt zog sich Eva von den Ihrigen zurück und klagte sie im Stillen der Selbstsucht und Unbilligkeit an. Louise verdiente vielleicht diesen Vorwurf einigermaßen, aber Leonore war rein, rein wie Gottes Engel; indeß trauerte Leonore über Evas Liebe und deßhalb verschloß sich Evas Herz auch vor ihr.

Die Spannung, die dadurch zwischen Eva und ihrer Familie entstand, wurde noch stärker, als Major R. nicht lange nach Eva in der Stadt ankam. Er war ein großer, schöner Mann, fünfunddreißig Jahre alt, von stolzem, aber leichtsinnigem Aussehen; sein Gesicht war heiter und blühend, sein Blick klar und kühn, eine

große Welterfahrung, eine unnachahmliche Leichtigkeit und Sicherheit gab seinem Wesen und seiner Unterhaltung die unwiderstehliche Macht, welche diesen Eigenschaften im Gesellschaftsleben verliehen ist.

Bei seinem ersten Besuch im Frank'schen Hause wechselten der Landrichter und er ein Paar Blicke, worin Beide lasen, daß sie schlechterdings nicht für einander paßten. Indeß ließ sich der Major Nichts anmerken, er war vollkommen freimüthig und heiter, richtete seine Unterhaltung hauptsächlich an Elise und sprach beinahe Nichts mit Eva, sah sie aber viel an. Nach der ersten steifen Begrüßung ging der Landrichter wieder auf sein Arbeitszimmer. Der Anblick dieses Mannes war ihm peinlich. Leonore war artig, ja beinahe freundlich gegen den Major. Sie hätte so gerne den auch lieben mögen, den Eva liebte. Assessor Munter war bei dem Besuche zugegen; aber als er einige Minuten lang des Majors Blicke auf Eva und die Zaubergewalt derselben auf das Mädchen betrachtet hatte, als er in einem einzigen schüchternen Blicke, den sie zu dem Geliebten erhob, ihr ganzes Herz gelesen, da ging er schweigend und hastig seines Wegs.

Der Major kehrte nicht oft in Evas Haus zurück; der Blick des Landrichters schien die Kraft zu haben, ihn entfernt zu halten; dagegen richtete er es so ein, daß er sie von der Kirche nach Hause begleitete; Einladungen kamen, Schlittenpartien und Bälle wurden veranstaltet und Eva, die sich früher zu Hause so wohlgefallen, die so oft den häuslichen Abendkreis allen andern Vergnügungen in der Welt vorgezogen hatte — Eva schien jetzt kein Behagen mehr in ihrem Hause zu finden, schien nicht mehr leben zu können, außer in den Kreisen und in den Vergnügungen, wo Major R. glänzte und sie sich von ihm ausgezeichnet sah. Aber eben wegen dieses Zusammentreffens wünschten die übrigen Mitglieder der Familie so wenig als möglich in den genannten Zirkeln zu sein. Im Ganzen wurden jedoch Evas Wünsche be-

günstigt; Leonore folgte ihr getreulich, wohin sie wünschte. Der Landrichter war düster und unruhig gestimmt, die Mutter spielte die sanfte Vermittlerin und Eva selbst zeigte sich bei Allem, was ihre Liebe betraf, dermaßen empfindlich, daß der geringste Widerspruch sie in Thränen und hysterisches Schluchzen ausbrechen machte. Immer mehr kamen ihre Freunde zu der schmerzlichen Einsicht von der Heftigkeit und Ausschließlichkeit des Gefühls, das sie für Major R. hegte. Ein flüchtiger Blick von ihm, sein Schritt, seine Stimme erschütterten ihr ganzes Wesen. Alle früheren lieben Verhältnisse hatten die alte Macht auf ihr Herz verloren.

Es geschieht zuweilen, daß Menschen — sei es nun aus physischen oder moralischen Ursachen — sich auf einmal wunderbar unähnlich werden. Reizbarkeit, Heftigkeit, Unverständigkeit, Unfreundlichkeit treten plötzlich in einem früher sanften und liebenswürdigen Character hervor und wie durch einen Zauberschlag hat sich die schöne Gestalt in eine Hexe verwandelt. Es gehört dann viel dazu, daß nicht auch die Freunde erkalten und sich verwandeln; es gehört viele Güte, viele Klarheit dazu, getreu bei derselben Liebe, in demselben Glauben zu verharren, geduldig die Zeit zu erwarten, wo der Zauber sich löst, wo die Verwandelte zurückkehrt, inzwischen aber bloß durch stille Bitten, milde Blicke, liebevolle Sorgen diese Umkehr vorzubereiten. Möglicherweise wäre er sonst nie wieder gekommen. Ich sage viel Klarheit: ja denn der wahre Freund verliert das himmlische Bild seines Freundes nie aus den Augen, er sieht es durch alle Schleier der Zufälligkeit hindurch, wenn es auch Allen, ja dem Fehlenden selbst verhüllt ist. Er glaubt daran, er liebt es, er lebt für dasselbe und sagt: „Warte! Geduld! Das geht vorüber und dann kommt er (oder sie) wieder. Und wer einen solchen Freund hat, der kommt auch wieder.

So ging die stille, liebevolle Leonore an der Seite ihrer veränderten Schwester.

Heinrich kam in dieser Zeit der ganzen Familie sehr gut zu Statten und schien seine ganze frühere liebenswürdige Munterkeit wieder zu erhalten, um alle störenden Eindrücke im Hause zu verscheuchen. Er begleitete die Seinigen mehr als bisher in Gesellschaften und hatte für seine Schwester, so wie auf den Major ein stets wachsames Auge.

Es währte nicht lange, so erklärte sich der Major und bat um Evas Hand. Ihre Eltern hatten sich auf diese Krisis vorbereitet und ihre Handlungsweise darnach bestimmt. Sie wollten ihr Kind nicht durch entschiedene Verweigerung der Wünsche seines Herzens unglücklich machen; allein sie hatten beschlossen, ihr und dem Major ein Jahr Prüfungszeit aufzulegen, während deren sie allen Umgang abbrechen, keine Briefe wechseln und sich als von jeder gegenseitigen Verbindlichkeit frei betrachten sollten. Erst nach Ablauf dieser Frist sollte eine Verbindung zwischen ihnen wieder zur Sprache gebracht werden können, insofern nämlich Eva und der Major sie dann noch wünschten. Elise, die sich unter einer immer innigeren und vollkommeneren Ausübung ihrer Pflichten eine immer größere Gewalt über ihren Mann erworben, hatte ihn vermocht, auf diesen vermittelnden Weg einzugehen, und suchte ihm die Hoffnung einzuflößen, die sie selbst hegte, daß nämlich Eva während der Prüfungszeit die Unwürdigkeit des Majors einsehen und von den Wünschen und der Zärtlichkeit der Ihrigen gewonnen, ihre Liebe überwinden oder auch der Major durch die Liebe zu Eva veredelt und in derselben beständig, ihrer würdig werden könnte. War es doch einer der eigensten und liebsten Grundsätze des Landrichters, daß alle Menschen sich bessern können und er gab gerne zu, daß sich dazu kein kräftigeres Mittel finden lasse, als eine tugendhafte Liebe.

Mit Kraft und Zärtlichkeit sprach der Landrichter jetzt mit seiner Tochter, legte ihr das Verhältniß klar aus einander, verhehlte ihr nicht, wie bitter der Gedanke an

diese Verbindung ihm gewesen sei und noch sei und appellirte an ihr eigenes Billigkeitsgefühl, ob er mit dem verlangten Aufschub und der Prüfungszeit zu viel gefordert habe.

Eva weinte viel, aber tief gerührt von der Güte ihrer Eltern willigte sie in ihre Wünsche und versprach, obgleich mit Schmerz, ihnen nachzukommen.

Dem Major, der seine Bewerbung schriftlich angebracht hatte, schrieb der Landrichter eine offene und edle, aber keineswegs zuckersüße Antwort, worin er auch von ihm verlangte, daß er als Mann von Ehre auf keine Weise Eva zu verleiten suche, dem ihren Eltern gegebenen Versprechen untreu zu werden, wodurch er nur ihr bisher so glückliches Verhältniß zu ihrer Familie stören würde. Dieser Brief, den der Vater seine Tochter lesen ließ und der sie neue Thränen kostete, indem sie ihn vergeblich zur Zurücknahme von Ausdrücken zu bewegen suchte, die sie zu streng, er aber eher noch zu mild fand, wurde noch am selben Tage abgesandt und Alles wurde jetzt ruhiger.

Ohne Zweifel würde sich jetzt Eva still in den Wunsch der Eltern gefügt haben, die ihr durch viele Güte den Gehorsam zu erleichtern suchten, hätte sie nicht am folgenden Tage ein Billet von dem Major erhalten, das sie gänzlich verstimmte und aufregte. Er klagte darin heftig über ihres Vaters Ungerechtigkeit, Unbilligkeit und Tyrannei und sprach in den leidenschaftlichsten Ausdrücken von seiner Liebe, seinen gränzenlosen Leiden, seiner Verzweiflung. Eva wurde auf diesen Brief krank, aber mehr am Gemüth, als am Körper und verlangte den Assessor zu Rathe zu ziehen. Der Freund und Arzt des Hauses kam sogleich zu ihr.

„Haben Sie mich lieb?“ war Evas erste Frage an ihn, als sie allein waren.

„Ob ich Sie lieb habe, Eva?“ antwortete er und sah sie mit einem Blick an, der jedes anders beschaffene

Herz als das ihrige im Augenblick hätte zur Zärtlichkeit erwärmen müssen.

„Wenn Sie mich lieben, wenn Sie nicht wollen, daß ich ernstlich krank werde," fuhr Eva schnell und heftig fort, „so müssen Sie diesen Brief zu Major R. schaffen und mir eine Antwort überbringen. Mein Vater ist gegen ihn eingenommen, Alle im Hause sind gegen ihn eingenommen; Niemand kennt ihn so wie ich. Ich bin in einer Lage, die mich zur Verzweiflung bringen kann, wenn Sie sich nicht über mich erbarmen. Aber Sie müssen mir im Geheimen beistehen! . . . Sie wollen nicht! Wenn Sie mich lieben, müssen Sie diesen Brief nehmen und . . ."

„Verlangen Sie Alles von mir, Eva, nur dieß nicht. Eben, weil ich Sie so sehr liebe, muß ich nein sagen. Dieser Mann ist wahrhaftig Ihrer nicht würdig; er verdient nicht . . ."

„Kein Wort gegen ihn! Ich kenne ihn besser, als ihr Alle; — ich allein kenne ihn; aber ihr Alle seid ihm und meinem Glücke feind. Noch einmal bitte ich Sie, bitte Sie mit Thränen. Ist es denn so viel, was ich von Ihnen begehre? Mein Wohlthäter, mein Freund, wollen Sie die Bitte Ihrer Eva nicht erfüllen?"

„Lassen Sie mich mit Ihrem Vater sprechen."

„Darüber? Nein, nein! Unmöglich!"

„Dann, Eva, muß ich Ihren Wunsch abschlagen. Es thut mir weher, als ich sagen kann, daß ich genöthigt sein soll, Ihnen irgend Etwas zu verweigern. Aber in dieser Sache will ich meine Hand nicht beflecken, will nicht das Mittel zu Ihrem Unglück sein. Leben Sie wohl!"

„Bleiben Sie! Bleiben Sie und hören Sie mich noch! Was fürchten Sie für mich?"

„Alles mit einem Mann von R's Character."

„Sie mißkennen ihn und mißkennen mich."

„Ich kenne ihn und ich kenne Sie, Eva, und deßhalb ginge ich lieber durchs Feuer, als daß ich Briefe

zwischen ihm und Ihnen herumtrüge. Dieß ist mein letztes Wort."

„Sie wollen nicht! Sie lieben mich nicht und ich habe also keinen Freund mehr!"

„O Eva, Eva, sprechen Sie nicht so! Sie versündigen sich! Sie wissen nicht . . . . verlangen Sie Alles von mir, verlangen Sie mein Leben. — Ach durch Sie hat es bereits allen Werth für mich verloren — verlangen Sie . . . ."

„Leere Worte," unterbrach ihn Eva und wandte sich ungeduldig ab; „ich verlange Nichts mehr von Ihnen, Herr Assessor. Verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt habe."

Der Assessor sah sie einen Augenblick schweigend an, legte sodann schnell die Hand an seine linke Seite, als ob er dort einen heftigen Schmerz verspürte und ging gebeugter, als gewöhnlich hinaus.

Kurz darauf fiel ein unerwarteter Lichtstrahl auf das peinliche Verhältniß zwischen Eva und ihrer Familie. Eva wurde ruhiger. Major R. reiste aufs Land zu einem seiner Bekannten in der Nähe der Stadt, um dort die Weihnachten zuzubringen. An demselben Tag kam Eva zur gewöhnlichen Theezeit in die Bibliothek herab, nachdem sie mehrere Tage auf ihrem Zimmer zugebracht. Alle empfingen sie mit Freuden. Der Landrichter ging ihr mit offenen Armen entgegen, gab ihr süße Namen, setzte sie neben ihre Mutter auf den Sopha, brachte ihr selbst den Thee — ein Liebhaber kann nicht zärtlicher und sorglicher sein. Eva war offenbar nicht gleichgültig für diese Liebesbeweise, empfing sie aber doch nicht mit Freuden. Eine flammende Röthe wechselte auf ihrer Wange mit Bläße und es schien mitunter, als wollte eine Thräne, eine reuevolle Thräne in ihren Augen aufsteigen.

Inzwischen stellte sich doch von diesem Augenblick an das frühere Verhältniß, die frühere Ruhe bei der Familie wieder ein. Major R. wurde von Niemanden ge-

nannt und gleichwie im Frühling das Gras wächst und das Laub aufschlägt, obgleich der Himmel noch düster ist und mancher Nordwind in der Luft verweilt, so entsprangen im Frank'schen Hause liebliche Eindrücke und fröhliche Augenblicke, unwillkürlich von dem Frühlingsgeiste darin heraufgerufen. Ihr solltet jetzt die Mutter gesehen haben, wie sie sich als das Herz des Hauses gerirte, wie sie an Allem Theil nahm, wie sie Allen Annehmlichkeit und Behaglichkeit bereitete, wie sie so huldvoll, so trost- und freudenreich umherging! Immer kam mit ihr etwas Liebliches oder Ermunterndes in Wort oder That. Und doch war sie jetzt selbst Nichts weniger als ruhig. Zum Kummer über ihre Töchter gesellte sich Unruhe für Heinrichs Zukunft und Glück; seine Wünsche, seine Gefühle und Gedanken kannte und verstand sie besser, als alle Andere, deßhalb suchten Beider Blicke einander so oft in freundlichem Verständniß; deßhalb wurde sie auch an den Tagen, an welchem die Stockholmer Post anlangte, immer bläßer, je näher die Poststunde herankam. Diese konnte ja vielleicht wichtige Nachrichten für Heinrich mitbringen.

„Meine liebe Elise," sagte der Landrichter zärtlich scheltend, „warum diese Unruhe, diese unverständige Angst? Ich gebe zu, daß es für uns Alle eine Freude und ein Glück wäre, wenn Heinrich die Stelle bekäme, die er sucht. Bekommt er sie aber nicht — nun gut, so kann er nach einiger Zeit eine andere bekommen. Er ist ja noch jung und andere Leute müssen auch warten. Und sein Gedicht — wenn es auch nie und nimmermehr für ein Meisterstück angesehen und eines Preises gewürdigt werden sollte, nun in Gottes Namen, was thut das? Er wird vielleicht ein um so tüchtigerer praktischer Mensch, wenn er als Dichter weniger glücklich ist. Mir wäre das offen gestanden, durchaus nicht unangenehm. Ich wünsche sowohl die Stelle als das Gedicht ins Pfefferland, wenn du deßwegen bleich und nervenschwach wirst. Versprich mir am nächsten Posttag verständig zu sein

und nicht auszusehen, wie der Mond im Abnehmen; sonst verspreche ich dir, daß ich ernstlich böse werde und die ganze Post allein behalte."

Aber zu seinen Kindern sagte der Vater: „Habt ihr nicht so viel Genie und Erfindungskraft, um eure Mutter an den unglückseligen Posttagen zu zerstreuen und zu beschäftigen? Heinrich von dir hängt es ab, daß sie wieder ruhig wird. Und wenn du sie nicht überzeugst, daß du, es mag mit deinem Glück in der Welt gehen, wie es will, Alles wie ein Mann ertragen wirst, so muß ich dir sagen, daß du die Zärtlichkeit, die sie für dich hegt, nicht verdienst."

Heinrich erröthete heftig und der Landrichter fuhr fort: „Und du Gabriele! Ich werde dich nie mehr mein gescheidtes Mädchen nennen, wenn du nicht auf den morgenden Posttag ein Räthsel in Bereitschaft hältst, das deine Mutter dermaßen verwirren soll, daß sie Alles vergißt."

Dieser morgende Tag war ausnehmend lebhaft. Nie hatte Heinrich interessantere Gespräche auf die Bahn gebracht, nie war die Mutter mehr in die Diskussionen der Jugend hineingezogen worden. Als die Poststunde kam, war die Mutter aufs Eifrigste beschäftigt, ein Räthsel zu errathen, das Heinrich und Gabriele ihr mit ihren scherzhaften Einfällen zu verwirren suchten, während sie sich das Ansehen geben, als wollten sie es ihr lösen helfen:

Vor Streit und Hader
Ich ewig flieh,
Vor Sturm und Wasser
Zum Wald ich flieh.

Bei Herzenskälte
Erfrier' ich bald,
In Feuerwellen
Werd' ich nicht alt.

Bei Schloß und Riegel
Welk' ich dahin;
Wo Freiheit blühet
Ich ewig bin.

Mein Morgen nahet
Der Freiheit Tag,
Wo Liebe athmet,
Ich athmen mag.

Und ich begleite
Die holden Frau'n,
Will nach den Kleinen
Mit ihnen schaun.

Wenn ich verberge
Auch öfters mich,
Nicht will vergessen
Der Guten ich.

Wenn du am Morgen
Dich sehnst nach mir,
Beim Abendrothe
Bin ich bei dir.

Das Räthsel, das zwar nicht zu Gabrielens allerbesten gehörte, erweckte dennoch viel Vergnügen und veranlaßte Heinrich zu den tollsten Vorschlägen. Aber die Mutter ließ sich nicht irre machen, sondern rief, indem sie lachend ihre scherzenden Kinder zu überstimmen suchte, die Auflösung sei —

G l ü c k.

„Glück!" wiederholte der Landrichter, indem er mit Briefen und Zeitungen in der Hand eintrat — „ich glaube, ihr befaßt euch mit Prophezeiungen. Gabriele, mein Kind, du sollst deinen Lohn dafür haben. Lies

dieß deiner Mutter vor.“ Und er legte eine Zeitung vor sie hin.

Gabriele begann, schob aber hastig die Zeitung weg, hüpfte in die Höhe, schlug die Hände zusammen und rief:

„Heinrichs Dichtung hat den höchsten Preis gewonnen.“

„Und hier, Heinrich!“ sagte der Landrichter: „sind Briefe; — du bist ernannt zum . . .“ des Landrichters Stimme wurde von dem Freuderufen der Uebrigen erstickt. Heinrich lag in den Armen seiner Mutter, umgeben von seinen mit nassen Augen jubelnden Schwestern. Der Landrichter ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor der glücklichen Gruppe stehen und rief: „Ei seht einmal! Laßt mich doch auch ein Bißchen daran Theil nehmen. Elise, Dank dir, daß du ihn mir gegeben hast! Und du Junge, komm her, ich muß dir sagen . . , .“ aber es kamen doch keine Worte heraus; stumm vor inniger Rührung umarmte der Vater seinen Sohn und erwiederte auf gleiche Weise die Liebesbezeugungen seiner Töchter.

Viele Privatbriefe von Stockholm enthielten schmeichelnde Worte, Freudenbezeugungen über den jungen Dichter; Heinrichs junge Freunde sangen Triumphlieder.

Es war beinahe zu viel Glück auf einmal. In den ersten Augenblicken nach diesen Neuigkeiten war die Freude still und mit Rührung gemischt; nachher aber wurde sie munter und sprühte raketengleich in tausend Richtungen auf. Eine allgemeine Bewegung entstand, um den Tag und seinen Helden zu feiern, und während der Familienvater eine Bowle braute (das ganze Haus sollte Heinrichs Gesundheit trinken), brauten die Uebrigen Plane zu einer Reise nach Stockholm. Die ganze Familie mußte doch Zeuge sein, wie Heinrich mit der großen Medaille beschenkt wurde; sie mußte doch seinem Festtage anwohnen. Eva bekam beinahe ihre ganze einnehmende Lebendigkeit wieder, als sie ein ähnliches Fest schilderte, das sie auf der schwedischen Akademie mit angesehen hatte.

Heinrich sprach viel von Stockholm; er sehnte sich

der Mutter und den Schwestern die schöne Hauptstadt zeigen zu können. Sie sollten sich an der Steingallerie, am Theater ergötzen, sollten die schöne Mamsell H., die entzückende Jenny L. sehen und hören, und dann das Schloß, die Promenaden, die Aussichten, die Kirchen, die schönen Statuen auf dem Marktplatze bewundern — eine einzige von ihnen hätte Heinrich gerne umgeworfen — o es gab so viel Schönes und Herrliches in Stockholm zu sehen.

Die Mutter lächelte in Wonne über — die Veranlassung zur Stockholmer Reise, der Vater sagte zu Allem ja, die Gesichter der jungen Leutchen strahlten vor Vergnügen, die Bowle duftete Glück.

Der junge Baron L., der Heinrich sehr liebte, noch mehr aber jede lebhafte Bewegung und jeden Lärmen, gerieth in eine ordentliche Raserei zur Feier des Tages. Er walzte mit allen Menschen; Louise durfte nicht stille sitzen; das kleine Fräulein mußte sich herumschwingen lassen — es ist wahr, daß sie in ihrer Freude nicht viel weniger tanzlustig war, als er — der Landrichter selbst mußte mit ihm walzen; endlich walzte er mit den Stühlen und Tischen und das Feuer des Punsches trug nicht dazu bei, seine Lebensgeister herabzustimmen.

Es kam den Landrichter hart an, daß er gerade an diesem Tage ausgehen mußte; allein wichtige Geschäfte zwangen ihn dazu und er mußte noch an demselben Abend abreisen, um erst nach drei bis vier Tagen wieder zu kommen. Obgleich er die Seinigen jetzt in der Blüthe des Wohlergehens und der Freude verließ, so schien ihm doch die kurze Trennung schwerer zu fallen, als gewöhnlich. Als er bereits von den Seinigen Abschied genommen hatte, kam er — etwas höchst Ungewöhnliches an ihm — wieder herein, umarmte noch einmal seine Frau, schwang sich im Wolfspelz voll Munterkeit mit seinen Töchtern herum, und ging schnell hinaus, indem er dem jungen L., der in wilder Freude den Wolfspelz wie ein Hund anfiel, einen ziemlich tüchtigen Puff versetzte. Als

der Landrichter sofort von seinem Schlitten noch einen Blick zum Bibliothekfenster hinauf warf und seine Frau und Töchter mit der Hand grüßte, sahen diese voll Ueberraschung, daß seine Augen voll von Thränen standen.

Allein die Wonne der Gegenwart und die Verheißungen der Zukunft erfüllten die Gemüther sämmtlicher Zurückgebliebenen. Der Abend verschwand unter Freuden und Scherzen. Baron L. trank mit den Hausleuten Punsch, bis sie und er ganz irre im Kopf wurden, und Louisens gute Moralpredigten waren bei diesem Feuer unnütz verschwendete Wassertropfen.

Heinrich war edel und heiter. Der strahlende Ausdruck seines lebensvollen und schönen Kopfes erinnerte an Apollo.

„Was ist jetzt aus deinen düstern Ahnungen geworden, Heinrich?" flüsterte zärtlich und heiter Leonore — „du siehst mir aus, als ob du jetzt selbst — Stjernhök umarmen könntest."

„Die ganze Welt," sagte Heinrich, indem er die Schwester an seine Brust schloß, „ich bin so glücklich."

Und doch befand sich eine Person im Hause, die noch glücklicher war als Heinrich und dieß war — seine Mutter. Wenn sie ihres Sohnes schönes, verklärtes Gesicht ansah und daran dachte, was er war, was er noch werden konnte, wenn sie an die Lorbeeren dachte, die dieses geliebte Haupt krönen sollten, an die Zukunft, der ihr Liebling, ihr Sommerkind entgegen ging — o da blühte der Hochsommer der Mutterfreude in ihrer Brust und sie schwoll von unaussprechlicher Glückseligkeit, einer Glückseligkeit so groß, daß sie an Angst gränzte, denn sie erschien ihr zu groß, um von der Erde getragen zu werden.

Und gleichwohl — wir sagen es mit dankbarer Freude — kann die Erde ein großes Maß überirdischen Glückes tragen, kann es lange tragen, ohne es zu verflüchtigen oder zu vernichten. Im Stillen, im Verborgenen blüht solches Glück am Liebsten; deßhalb weiß die Welt wenig

davon und glaubt nicht recht daran. Aber Gott sei Dank, es findet sich in reichlichem Maße zu allen Zeiten und in allen Ländern und es ist — wir flüstern das den Glücklichen zu, um uns mit ihnen zu freuen — es ist höchst selten, daß das in der Wirklichkeit geschieht, was man so oft des Effects wegen in Büchern liest, nämlich, daß eine sehr hohe Fluth von Glück im Schlepptau mit sich führt

Unglück.

Nach dem fröhlichen Abend kam die Nacht und die Mitglieder der Frank'schen Familie lagen tief in den Armen des Schlafs, als auf einmal die Mitternachtsstunde sie mit dem schrecklichen Ruf „Feuer! Feuer!“ erweckte. Das Haus brannte, Rauch und Flammen kamen ihnen allerwärts entgegen, denn der Brand hatte sich mit unglaublicher Schnelligkeit ausgebreitet. Eine namenlose Verwirrung entstand, man suchte, man rief einander, Mutter und Kinder, Hausleute und Diener. Halb bekleidet und ohne das Geringste gerettet zu haben, sammelten sich die Bewohner des Hauses auf dem Markte, wo eine unzählige Menschenmasse herbeiströmte und die Feuermannschaft zu arbeiten anfing, während die Glocken des Kirchthurms heftig erklangen und die Lärmtrommel dumpf und wild durch die Straßen der Stadt ging. Heinrich schleppte den jungen L. mit sich, der sprachlos und vom Brande übel beschädigt war. Mit wildem, forschendem Blick sah sich die Mutter unter den Ihrigen um; auf einmal rief sie: Gabriele! und stürzte mit einem durchdringenden Angstruf in das brennende Haus. Ein Kreis von Menschen schloß sich schnell um die Töchter, hinderte sie mit Gewalt der Mutter zu folgen, aber zwei Männer brachen aus dem Volkshaufen hervor und eilten ihr mit der Schnelligkeit des Blitzes nach. Der eine war ihr schöner, jetzt mehr als je schöner Sohn; der

andere glich den Cyclopen, so wie die Kunst sie in ihren unterirdischen Schmieden abbildet; nur hatte er zwei Augen und aus diesen sprühten im Augenblick Flammen, welche denen Trotz boten, mit denen er kämpfen wollte. Beide verschwanden in den Flammen. Es entstand ein augenblickliches Schweigen. Die Lärmtrommel hörte auf, das Volk athmete kaum. Schweigend rangen die Töchter ihre Hände und die Feuerglocke läutete ängstlich zu dem vergeblichen Regen der Spritzen, denn die Flammen stiegen und stiegen. Auf einmal ging ein Ruf von der Volksmasse aus, deren Herz freudig schlug, denn die Mutter wurde auf den Armen des Sohnes aus den Flammen getragen, die zischend ihre Zungen ihnen nachstreckten; — und noch ein Jubelruf! Der andere Cyclope, mit einem Wort der Assessor, stand in einem Fenster des andern Stockwerkes und durch die Wirbel schwarzen Rauches schimmerte weiß die Gestalt hervor, die er an seine Brust drückte. Eine Lei er wurde schnell angelegt und schwarz und versengt, aber glückselig, legte Jeremias Munter bald darauf die ohnmächtige aber unbeschädigte Gabriele in die Arme der Mutter und der Schwestern. Sodann kehrte er mit Heinrich zum Brande zurück und es glückte ihnen, einen Pult zu retten, welcher die wichtigsten Papiere des Landrichters en hielt. Eben so wurden noch einige unbedeutende Kleinigkeiten den Flammen entrissen. Aber dieß war Alles. Das Haus war von Holz und ungeachtet aller Bemühung zu löschen, brannte, brannte und brannte es zu Asche zusammen; da es jedoch abgesondert dastand, brannte es allein, ohne irgend ein anderes anzustecken.

Als Heinrich ermattet von Anstrengungen zu den Seinigen zurückkehrte, fand er sie in der kleinen, gleichfalls auf dem Markte liegenden Wohnung des Assessors einquartirt und Jeremias selbst schien sich plötzlich zu zehn Personen vervielfacht zu haben, um seinen Gästen Alles herbeizuschaffen, was sie bedurften. Seine alte Haushälterin war in Folge der Feuersbrunst und der

vielen Leute, die sich in der höchst einfach eingerichteten Behausung ihres Herrn gesammelt hatten, ganz irre im Kopfe. Aber er wußte Rath für Alles. Er kochte Kaffee, er machte die Betten zurecht und schien dabei seine ziemlich bedeutenden Brandschäden gänzlich zu vergessen. Er scherzte über sich selbst und seine Sachen, während er sich eine Thräne über das Unglück seiner Freunde aus den Augen wischte. Liebreich und entschlossen sorgte er für Alles und für Alle. Louise und Leonore unterstützten ihn mit stiller Fassung.

„Willst du vernünftig sein, Kaffeekessel, und nicht so närrisch überkochen, weil du einmal für Damen kochst!" schmeichelte der Assessor; „hier, Miß Leonore, sind Tropfen für Ihre Mutter und Eva. Schwester Louise, haben Sie die Güte und bemächtigen Sie sich meiner ganzen Vorrathskammer. Und Er, junger Herr," sagte er zu Heinrich, indem er ihn schnell am Arme ergriff und ihm scharf ins Gesicht sah, „komm Er mit mir, denn ich muß ihn wohl ein wenig unter die Hand nehmen." Es war auch keine Minute zu verlieren. Ein heftiger Blutandrang gegen die Brust versetzte den jungen Mann in augenblickliche Lebensgefahr. Der Assessor riß ihm den Rock ab und ließ ihm zu Ader beinahe in demselben Augenblick, wo er das Bewußtsein verlor.

„Solch ein Mutterkind," sagte der Assessor böse, als Heinrich sich wieder erholte; „wie kann man ein solches Mutterkind sein, wenn man schon so ein tüchtiger Bursche ist! Nun seht einmal, jetzt ist die Gefahr mit Ihm vorüber, der Tod hat heute Nacht Scherz mit uns getrieben, allein es schadet Nichts. Laß uns jetzt gehen und als artige Ritter den Damen unsere Aufwartung machen. Warte, ich muß mir eine Wasserkanne über das Gesicht schütten, damit ich nicht mehr, als nothwendig ist, aussehe, wie der Ritter von der traurigen Gestalt!"

Folgen.

Die Sonne des neuen Morgens schien klar auf die glänzenden, schneebedeckten Dächer um den Markt herum und färbte in den prächtigsten Tinten von Purpur, Gold und Schwefelblau die Rauchwolken, die langsam aus den Ruinen des niedergebrannten Hauses emporwirbelten, und in dem über Markt und Kirchhof ausgebreiteten Schnee wühlten und pickten Hunderte von kleinen Sperlingen unter jubelndem Gezwitscher.

Mutter und Tochter wandten die thränenvollen Augen nach dem rauchenden Platz, wo ihr theures, behagliches Haus gestanden, aber keine gab sich der Trauer hin. Eva allein weinte viel, aber wegen einer Qual, die in ihr verborgen lag. Sie wußte, daß Major R. diese Nacht in der Stadt zugebracht hatte und doch — hatte sie ihn noch nicht gesehen.

Mit dem Morgen kam viel Leben und eine Menge Leute in die Wohnung des Assessors. Familien kamen, um der obdachlosen Familie Haus und Hof anzubieten; junge Mädchen kamen mit ihren Kleidern; Dienstboten kamen mit den ihrigen für die Dienstboten der Familie; schöne Service und Möbel wurden gesandt, der Bäcker schickte große Körbe mit Brod, der Bierbrauer Bier, andere Wein u. s. w. Es war ein Auftritt der schönsten Art im Gesellschaftsleben und ein deutlicher Beweis von der allgemeinen Liebe und Achtung, in der die Familie Frank stand.

Frau Gunille kam so gut, so eifrig und bereit, sich mit Allen herumzuzanken, die es ihr streitig machen wollten, ihre alten Freunde in ihrem Wagen nach der Wohnung zu führen, welche sie in der Eile für dieselben hatte einrichten lassen. Der Assessor stritt jetzt nicht mit ihr, sondern sah stumm seine Gäste abfahren und blickte mit einer Thräne im Auge dem Wagen nach,

der Eva von seinem Hause wegführte. Es war ihm jetzt so düster und so öde.

Am Abend dieses Tages war der Familienvater wieder im Kreise der Seinigen und drückte sie Alle mit Freudethränen an seine Brust. Ja mit Freudethränen — denn sie waren ihm ja doch Alle geblieben. Wenige Tage darauf schrieb er an einen seiner Freunde:

„Früher, vor diesem unglücklichen Ereignisse wußte ich nicht, was ich Alles in meiner Frau und meinen Kindern besaß, wußte nicht, daß ich so viele gute Freunde und Nachbarn hatte. Ich danke Gott, der mir eine solche Frau, solche Kinder und solche Freunde geschenkt hat. Bereits sind durch diese letztern sämmtliche Bedürfnisse meiner Familie befriedigt, ja mehr als befriedigt. Im Frühling fange ich an, mein Haus auf dem alten Grunde wieder aufzubauen. Wie das Feuer ausgekommen ist, weiß ich nicht, auch liegt mir nichts daran, es zu erfahren. Das Unglück ist geschehen und führt eine warnende Lection für die Zukunft mit sich. Das ist genug. Mein Haus ist nicht ärmer an Liebe geworden, obgleich an irdischem Gute. Jene trägt und heilt Alles. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet!"

Wirklich wollte der Landrichter keine Muthmaßungen über die Entstehung des Brandes anhören. Wir wagen es nichtsdestoweniger, die unsrigen hier zu äußern. Es war nämlich höchst wahrscheinlich, daß er im Zimmer des jungen L. seinen Anfang genommen hatte und daß dieser in seinem halb berauschten Zustand daran Schuld gewesen war. Vermuthlich sah er selbst die Sache so an; so viel ist gewiß, daß diese Begebenheit in Verbindung mit dem Benehmen der Frank'schen Familie gegen ihn eine gewaltige Veränderung im Gemüthe und Character des jungen Mannes hervorbrachte. Sein Vater holte ihn bald darauf ab und reiste mit ihm — denn seine Augen hatten durch den Brand gefährlich gelitten — nach Kopenhagen, um die geschickten Augenärzte daselbst

zu Rathe zu ziehen. Unsere Augen sehen ihn erst in einer viel späteren Periode dieser Geschichte wieder.

Die Töchter der Familie beschäftigten sich jetzt ernstlich mit bereits vorher besprochenen Planen, ein selbstständiges Auskommen zu suchen und in den gegenwärtigen Umständen den Eltern ihre Sorgen zu erleichtern, ohne Jemand zur Last zu fallen. Eva wünschte fürs Erste eine Einladung auf ein Landgut in der Nähe dessen, wo Major N. sich jetzt aufhielt, anzunehmen. Auf Axelholm öffneten sich Herzen, Arme, Flügel, Hauptgebäude u. s. w. für die Mitglieder der Frankschen Familie. Es fehlte nicht an Gelegenheiten zu Kolonisationen, aber der Landrichter bat jetzt die Seinigen so herzlich, Alles dieß vor der Hand zu unterlassen und keine Auswanderung vorzunehmen. „In ein paar Monaten," sagte er, „im Frühling vielleicht, könnt ihr thun, was ihr wollt; aber jetzt laßt uns beisammen bleiben. Es ist mir jetzt Bedürfniß, euch um mich her zu sehen, damit ich sicher sein kann, daß ich euch wirklich noch Alle zusammenbesitze. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, jetzt eines von euch zu verlieren."

Und gleichwohl schien sich dieser Gedanke dem Vater bald aufdringen zu wollen. Heinrich hatte seit dem Brande keinen gesunden Augenblick gehabt; ein unaufhörliches Herzklopfen hatte ihn seit dieser Nacht gequält und zu diesem Schmerz gesellten sich gefährliche Stickkrampfanfälle, die sich trotz aller angewandten Mittel eher zu vermehren, als zu vermindern schienen. Dieß beunruhigte den Landrichter um so mehr, als er jetzt seinen Sohn mehr als je liebte und schätzte. Vor dem Brande hatte man nicht sagen können, daß das Verhältniß zwischen Vater und Sohn ein warmes gewesen sei.

Schön sagt der Mohamedaner, wenn der Todesengel sich dem Menschen nahe, so werfen seine Schwingen schon zum Voraus einen Schatten auf ihn. Gleich im Anfang seines Unwohlseins schien Heinrichs Seele von einem unfreundlichen Schatten verdunkelt zu sein und schon in

der ersten Zeit des ernstlicheren Ausbruchs der Krankheit nahm auch die Macht des Schattens zu. O es war keine Kleinigkeit, es war nichts so Leichtes für den mit Allem, was das Leben auf Erden schön macht, so reich begabten jungen Mann und überdieß am Anfang einer Bahn, wo frische Lorbeern und der Liebe Rosen ihm winkten; es war nicht so leicht, seinen Blick von dieser Zukunft abzuwenden und den Worten zu lauschen, die sein klopfendes Herz ihm Tag und Nacht zuzuflüstern schien: „Du wirst in dein Grab hinabsteigen. Ich werde nicht aufhören zu klopfen, bevor dessen Pforte sich aufthut.“ Aber für Gemüther, wie das Heinrichs, ist der Schritt vom Dunkel zum Licht nicht groß. In seiner Seele fand sich Etwas, was den Menschen zum Herrn über Leben und Tod sagen läßt:

„Wird in dem Urtheilspruch uns deine Handschrift klar,
Mit einem Kuß darauf beugt unser Haupt sich dar.“

Heinrich hatte eines Tages eine lange, geheime Unterredung mit Assessor Munter, seinem geschickten und sorgsamen Arzte. Als dieser von ihm hinausging, hatte er Thränen in den Augen. Heinrich dagegen war, als er zu den Seinigen zurückkam, blässer als gewöhnlich, aber eine Art milde, feierliche Ruhe hatte sich über sein ganzes Wesen ausgebreitet. Und von diesem Augenblick an war sein Gemüth verändert. Er wurde jetzt mild, ruhig, sogar fröhlich, und liebenswürdiger als je. Seine Augen erhielten einen Ausdruck unbeschreiblicher Klarheit und Schönheit. Der Schatten war ganz von seiner Seele gewichen.

Aber tiefer und tiefer legte er sich über eine Person, die schon seit dem Anfang von Heinrichs Krankheit nicht mehr sich selbst glich und diese war — Heinrichs Mutter. Zwar sprach, sorgte und wirkte sie wie früher, aber eine zehrende Angst lebte in ihr; sie schien für das gegenwärtige Leben abwesend zu sein und alles Befassen mit Etwas, was sich nicht in irgend einer Weise auf ihren

Sohn bezog, wurde ihr gleichgültig oder peinlich. Sorgfältig hielten daher die Töchter Alles von ihr fern, was für sie störend war. Die Mutter konnte sich beinahe ausschließlich ihrem Sohne widmen und manche genußreiche Stunde ging noch für die Beiden auf, die sich vielleicht bald auf lange Zeit trennen sollten.

Man hatte Heinrich jede starke, geistige Anstrengung verboten und seine Krankheit verbot sie von selbst. Er mußte seinen geliebten Studien entsagen; aber seine lebensvolle Seele, die nicht schlummern konnte, labte sich an den jugendreichen Quellen der Kunst. Er beschäftigte sich viel mit einem Dichter, der während seines kurzen Lebens viel gelitten und viel gesungen, der aus seinen Dornenkronen die schönsten „Lilien Sarons" hatte aufblühen lassen. Stagnelius wurde Heinrichs Lieblingslectüre; er componirte selbst mehrere seiner Lieder und seine Mutter sang sie ihm während der langen Winterabende vor — die Mutter sang ihm immer besser nach seinem Sinne, als die Schwestern — und er freute sich innig über die reine Kraft, die sich bei diesem Dichter triumphirend aus der Qual und Schwüle dieses Lebens loswickelt.

Man merkte um diese Zeit, daß er in Gegenwart seiner Mutter oft das Gespräch auf die Lichtseite des Todes lenkte. Es schien, als wolle er sie langsam auf eine mögliche baldige Trennung vorbereiten und ihr zum Voraus die Bitterkeit derselben benehmen. Elise hatte früher Gespräche dieser Art geliebt, sie hatte Alles geliebt, was über die finstern Scenen des Lebens Licht verbreitete, aber jetzt erbleichte sie jedesmal, wenn dieser Gegenstand auf die Bahn gebracht wurde, Unruhe malte sich in ihren Augen und sie suchte ihn mit einer Art Schreck zu beseitigen.

Eines Abends, als die Familie in der traulichen Dämmerungsstunde versammelt war und auch der Assessor sich im Kreise befand, sprach man von Träumen, sodann vom Zustande des Schlafes. Heinrich erinnerte an die uralte Vergleichung zwischen dem Schlaf und dem

Tode und erklärte sie für weniger treffend in Beziehung auf den Zustand während der Betäubung selbst, als in Beziehung auf die Aehnlichkeit beim Erwachen aus derselben.

„Und diese Aehnlichkeit," fragte Leonore, „worein setzest du sie hauptsächlich?"

„In die vollständige Beibehaltung und Wiederbelebung des Bewußtseins, des Gedächtnisses und des ganzen Seel.nzustandes am Morgen nach der dunkeln Nacht."

„Gut," sagte der Assessor, „und möglich. Aber was können wir davon wissen?"

„Was die Offenbarung davon geoffenbart hat!" antwortete Heinrich mit lebhaften Blicken. „Bedarf es wohl eines stärkeren Lichtes darüber, als welches uns dadurch gegeben ist, daß einer unseres Geschlechtes gestorben, aus seinem Grabe auferstanden ist und sich nach dem Schlaf in der dunkeln Wohnung ganz als derselbe gezeigt hat, mit demselben Willen, derselben Freundschaft und das Geringste, wie auch das Größte aus seinem verflossenen Erdenleben in getreuem Gedächtnisse bewahrend. Welches helle, welches freundliche Licht hat nicht dieses an der finstern Pforte angezündet? Es hat die beiden Welten vereinigt; es hat eine Brücke über die dunkle Tiefe geworfen; es macht, daß der Wanderer sich ihr ohne Entsetzen nähern kann und daß Freunde am Abend des Lebens einander mit derselben Ruhe gute Nacht sagen können, wie am Abend eines Tags."

Hier schlang sich ein Arm krampfhaft um Heinrich und die Stimme der Mutter flüsterte mit einer Art Verzweiflung in sein Ohr: „Du darfst nicht gehen! Heinzich, Heinrich, du darfst nicht! . . ." Und sie sank bewußtlos an seine Brust.

Seit dieser Zeit brachte Heinrich in Gegenwart seiner Mutter keine solche Gespräche mehr auf die Bahn, wodurch sie so sehr erschüttert wurde. Er suchte sie eher zu beruhigen und aufzumuntern und die Schwestern halfen ihm hierin getreulich. Sie hatten jetzt weniger als

je Lust, sich in Gesellschaften zu begeben, thaten es aber doch zuweilen, weil der Bruder es wünschte und weil sie dann Erzählungen mit nach Hause bringen konnten, die sowohl ihn als die Mutter ergötzten und aufheiterten. Meistens wurden die Berichte in Heinrichs Stube abgestattet und wie herzlich wurde nicht dort gelacht! Ach in einer innig vereinigten Familie vermag der Kummer nur mit Mühe festen Fuß zu fassen und kommt er in einem Augenblick herein, so wird er im andern wieder hinausgejagt. Eva schien um diese Zeit ihren eigenen Kummer zu vergessen, nur damit auch sie eine Blume in dem Kranze von Behaglichkeit und Zärtlichkeit sein möchte, der sich um den Liebling des Hauses schloß und der Landrichter riß sich öfter als sonst von seinen Geschäften los, um sich mit dem Familienkreise zu vereinigen. Ein angenehmeres Krankenzimmer, als das Heinrichs, läßt sich nicht wohl denken. Er fühlte es auch. Weicher geworden durch die Einwirkung der Krankheit füllten sich seine schönen Augen leicht mit Thränen und er sagte oft: „Ich bin glücklich! Zu glücklich! Welche Seligkeit lieben zu können! Das ist wahre Seligkeit! Das ist der Sommer der Seele. Auch jetzt mitten unter meinen Schmerzen kann ich mich ja durch euch so reich, so glücklich fühlen.“ Und dann streckte er die Hand aus nach den Händen seiner Mutter oder seiner Schwestern und drückte sie an seine Lippen, an seine Brust.

Eine Periode der Besserung trat in Heinrichs Krankheit ein; er litt weit weniger. Ein Gefühl der Freude ging durch das Haus und Heinrich schien mitunter selbst an ein Aufkommen zu glauben. Er konnte jetzt wieder ausgehen und die frische Winterluft — seine geliebte Luft trinken. Der Landrichter ging oft mit ihm; es war dann ein schöner Anblick, wenn der kräftige, lebensstarke Vater seinen Arm um den blassen, schönen Sohn schlang, wenn seine Schritte schwerfällig wurden, und wie er seinen eigenen gewöhnlich raschen Gang verzögernd

ihn langsam wieder nach Hause geleitete; es war schön, den Ausdruck in Beider Blicken zu sehen.

Man spricht viel von der Schönheit der Mutterliebe, — die Vaterliebe hat vielleicht etwas beinahe noch Schöneres, noch Rührenderes und ich glaube, daß der, welchem das Glück die Pflege eines eben so milden als rechtschaffenen Vaters geschenkt hat, mit vollerem Gefühl, mit innigerem Verständniß, sein Herz zum Himmel erheben kann in dem allgemeinen Gebete des Menschengeschlechts: Vater unser!

Einige Wochen vergingen. Eine mit der Familie Frank befreundete Frau wollte um diese Zeit mit ihrer Tochter nach der Stadt reisen, wo Petrea sich aufhielt und wünschte sehr, Gabriele — die beste Freundin der jungen Amalie — mit sich zu nehmen. Gabriele hätte diese Gelegenheit gerne benützt, um ihre geliebte Schwester zu begrüßen und sich ein Bißchen in der Welt umzusehen, aber jetzt, da Heinrich krank war, konnte sie nicht daran denken und wollte durchaus auf keine Trennung von ihm eingehen. Aber Heinrich bestand selbst eifrig darauf, daß Gabriele diese Reise machen sollte, die für sie so angenehm werden könne. „Seht ihr nicht,“ sagte er, „daß Gabriele sich nur an mir blaß sieht und das ist so durchaus unnöthig, besonders jetzt, da ich besser und in einiger Zeit vielleicht wieder ganz hergestellt bin. Reise, reise, liebe Gabriele, ich bitte dich darum. Du kannst uns ja inzwischen mit deinen Briefen erfreuen und wenn du auf Ostern mit Petrea wieder zu uns kommst, dann — dann wirst du keinen kranken und schwächlichen Bruder mehr haben, ich werde dafür sorgen, daß ich bis dahin wieder ganz gesund bin.“ Auch von andern Seiten wurde ihr zugesprochen, besonders von der jungen, lebhaften Amalie und endlich ließ sich Gabriele überreden. Ueberzeugt, daß immer mehr alle Gefahr für den Bruder vorüber sei, reiste sie mit Scherzen auf den Lippen, aber Thränen in den Augen ab.

Es war unseres kleinen Fräuleins erster Ausflug aus dem Hause.

Von Major N. wurde Nichts gehört und obgleich sich Eva gegen die Ihrigen verschlossen hielt, schien sie doch jetzt gefaßter zu sein, als früher und die Familie begann sich wegen ihrer Zukunft zu beruhigen. Der Landrichter bewies ihr eine beinahe dankbare Zärtlichkeit; er suchte ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen und gab sogar seine Einwilligung dazu, sie mit den ersten Tagen des Frühlings nach M. ziehen zu lassen. Er hoffte, der Major werde bis dahin weit entfernt sein. Aber bald sollte ihm ein schmerzliches Licht aufgehen.

An einem finstern Abend in den ersten Tagen des März standen unter einem Baum auf dem Marienkirchhof zwei Personen in leisem Gespräche.

„Wie kindisch du bist, Eva," sagte die Eine mit deinen Qualen und Zweifeln und wie kleinmüthig deine Liebe! Willst du lernen, schöner Engel, wie wahre Liebe spricht? Höre mich!

„Wozu soll Liebe sein, wenn sie nicht trotzen kann
Dem Leben und dem Tod, dem Haß, so wie der Schande!
Ich frage nicht darnach, was geht es denn mich an,
Ob sich der reine Glanz von deinem Herzen wandte.
Genug, ich liebe dich! Das Andere gilt mir gleich!"

„O Victor!" antwortete Evas zitternde Stimme, „zu wenig Liebe für dich ist nicht mein Fehler. Ach ich fühle ja und beweise es mit meiner Aufführung, daß du mir mehr bist, als Vater, Mutter und Geschwister, mehr als Alles in der Welt. Und doch weiß ich, daß es unrecht ist; mein Herz erhebt sich gegen mich selbst — aber ich kann deiner Macht nicht widerstehen."

„Darum heiße ich ja Victor, mein Engel! Der

Himmel selbst hat meine Macht sanctionirt und dein Victor bin ich! meine süße Eva, ists nicht so?"

„Ach nur gar zu sehr!" seufzte Eva. „Aber jetzt, Victor, schone meine Schwachheit, begehre nicht mehr, mich wieder zu sehen, bis ich im Frühling — in einem Monat nach M. reise. Fordere nicht . . ."

„Fordere keine solche Versprechungen von Victor, Eva! Er läßt sich nicht so binden; — aber du — du mußt thun, wie dein Victor will — sonst kann er nicht glauben, daß du ihn liebst! Wie? Du wolltest dich weigern, einige wenige Schritte zu thun, um seine Augen, sein Herz zu erfreuen, um ihn zu sehen, ihn zu hören — wahrhaftig, du liebst mich nicht."

„Ach ich liebe dich, ich bete dich an! Alles könnte ich um deinetwillen ertragen, selbst meines eigenen Herzens Gewissensqual — aber meine Eltern — Geschwister! O, du weißt nicht, wie hart es mich ankommt, sie zu betrügen! Sie sind so gut, so vortrefflich — und ich! Noch kämpft zuweilen die Liebe zu ihnen mit der, die ich für dich hege. Spanne den Bogen nicht zu straff, Victor. Und jetzt — lebewohl, Geliebter! Lebwohl! Auf M. in einem Monat siehst du deine Eva wieder."

„Bleib noch! Glaubst du, daß du mich so verlassen darfst? Wo hast du meinen Ring?

„An meiner Brust! Tag und Nacht ruht er dort! Lebewohl! Ach laß mich gehen!"

„Sage noch einmal, daß du mich über Alles in der Welt liebst! daß du nur mir allein angehören willst!"

„Nur dir! Lebewohl!" Mit diesen Worten riß sich Eva hastig los und eilte wie aufgeschreckt mit schnellen Schritten über den Kirchhof. Der Major folgte ihr langsam. Auf einmal trat eine finstere Gestalt hervor, gleich als wäre sie einem der Gräber entstiegen und ging dicht neben dem Major. Dieser stutzte, es durchrieselte ihn kalt, denn die Gestalt, groß und schweigend in dieser finstern Stunde und auf dem Kirchhof hatte etwas Unheimliches, Gespenstisches; da sie nun offenbar ab-

sichtlich fortfuhr dicht an des Majors Seite zu gehen, so blieb dieser stehen und fragte scharf: „Wer sind Sie?“

„Evas Vater!“ antwortete eine gedämpfte, aber kräftige Stimme und bei einem aufflackernden Fackelschein, den der Wind dahintrieb, sah der Major des Landrichters finstere Augen mit zornvollem, drohendem Blick auf sich geheftet. Einen Augenblick sank ihm das Herz, im nächsten aber sagte er mit all seinem stolzen Leichtsinn: „Nun, da brauche ich nicht weiter auf sie Acht zu geben!“ Er wandte sich schnell seitwärts und verschwand im Dunkel.

Der Landrichter folgte seiner Tochter, ohne sich ihr zu nähern. Als er nach Hause kam, lag auf seiner Stirne ein so tiefer und schmerzhafter Kummer, wie man noch nie auf derselben bemerkt hatte. Zum ersten Mal in seinem Leben schien das kräftige Haupt wirklich niedergebeugt.

In diesen Tagen kam Stjernhök unerwartet in die Stadt. Er hatte von dem Unglück gehört, das die Frank'sche Familie getroffen, von Heinrichs That bei dieser Gelegenheit, von seiner Erkrankung in Folge derselben und wollte ihn noch einmal sehen, bevor er ins Ausland reiste. Dieser Besuch, um dessen willen allein Stjernhök jetzt einen Umweg von mehr als zwanzig Meilen gemacht hatte, überraschte Heinrich und rührte ihn tief; als daher Stjernhök zu ihm hereintrat, ging er ihm mit dem offensten Ausdruck herzlicher Ergebenheit entgegen. Stjernhök ergriff seine ausgestreckte Hand und eine plötzliche Blässe bedeckte sein männliches Gesicht, als er die Veränderung bemerkte, welche die Krankheit weniger Wochen in Heinrichs Aussehen angerichtet hatte.

„Es ist sehr schön von dir, daß du zu mir kommst! Dank dir, Stjernhök!“ sagte Heinrich innig; „ich hätte dich sonst wahrscheinlich hier auf der Welt nicht mehr zu sehen bekommen. Und ich möchte dir doch gerne noch ein Wort sagen, bevor wir so scheiden.“ Beide schwiegen einen Augenblick.

„Was willst du mir sagen, Heinrich?“ fragte endlich Stjernhök, indem sich eine seltene Rührung in seinen Zügen malte.

„Ich wollte dir danken!“ antwortete Heinrich herzlich, „danken für deine Strenge gegen mich und dir sagen, daß ich jetzt vollkommen einsehe, wie gerecht und heilsam sie für mich gewesen ist. Ich wollte dir danken, weil du mir dadurch ein wirklicher Freund gewesen bist und ich bin jetzt vollkommen überzeugt, wie redlich und gut du es mit mir gemeint hast. Dieser Eindruck, diese Erinnerung an dich ist das Einzige aus unserer Bekanntschaft, was ich mit mir nehme, wenn ich diese Welt verlasse. Du hast mich nicht lieben können, aber daran war ich selbst Schuld. Ich habe mich darüber gegrämt, jetzt aber auch darein ergeben. Indeß wäre es mir ein angenehmer Glaube, daß meine Fehler, mein letztes Benehmen gegen dich keinen gar zu abstoßenden Eindruck auf dich hinterlassen haben; es wäre mir angenehm glauben zu dürfen, daß du freundlich an mich denken könntest, wenn ich einmal fort bin.“

Eine hohe Röthe flammte auf Stjernhöks Wangen und seine Augen glänzten, indem er antwortete: „Heinrich! Ich fühle in diesem Augenblick mehr als je, daß ich dir bisher keine Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Einige spätere Ereignisse haben mir die Augen geöffnet und jetzt — kannst du mir jetzt noch deine Freundschaft schenken? Die meinige hast du und zwar für immer.“

„O das ist ein schöner Augenblick!“ sagte Heinrich mit schwellenden Gefühlen. „In meinem ganzen Leben habe ich mich darnach gesehnt und jetzt wird er mir erst geschenkt, jetzt da . . . aber Gott sei Dank dafür auch jetzt“

„Aber warum,“ sagte Stjernhök eifrig, „so bestimmt von deinem Tode sprechen? Ich will hoffen und glaube noch, daß dein Zustand nicht so gefährlich ist. Laß mich geschickte ausländische Aerzte für dich um Rath fragen. Oder besser, reise mit mir zu Doctor K. Er ist be-

rühmt durch seine Behandlung der Herzkrankheit. Laß mich dich zu ihm führen. Sicherlich kannst und wirst du gesund werden."

Heinrich schüttelte wehmüthig den Kopf. „Dort liegt sein Buch," sagte er, auf ein offenes Buch im Fenster deutend. „Aus diesem weiß ich Alles über meinen Zustand. „Siehst du, Nills Gabriel," fuhr er mit einem schönen Lächeln fort, indem er seinen Arm um die Schultern des Freundes schlug, mit dem andern an den Himmel zeigte und ihn dabei mit seinen großen, jetzt vergrößerten Augen (denn gegen den Tod hin werden die Augen größer und klarer) anblickte, „siehst du! Dort wandelt ein Stern! Er geht auf! Dir steht sicherlich eine glänzende Bahn bevor. Aber wenn er deinen Ruhm bestrahlt, wird er auf mein Grab herabsehen; — ich habe keinen Zweifel mehr darüber und noch vor einiger Zeit war dieser Gedanke mir bitter; jetzt ist er es nicht mehr. Wenn der Gedanke mich drückt, daß ich so unendlich wenig auf Erden habe ausrichten können, so werde ich mich damit trösten, daß du um so mehr thun wirst und hier oder in einer andern Welt werde ich mich über deine Wirksamkeit, dein Glück freuen."

Stjernhök antwortete nicht. Große Thränen rollten über seine Wangen und er drückte Heinrich warm an seine Brust.

Um Heinrichs willen suchte er dem Gespräch eine ruhigere Wendung zu geben. Aber Heinrichs Herz schwoll; es war jetzt zu voll von Leben und Gefühlen, um anders, als in Mittheilung derselben, Ruhe zu finden. Das Verhältniß zwischen den jungen Männern schien jetzt ein anderes geworden zu sein; Heinrich war es, der jetzt das Gespräch leitete; Stjernhök war es, der ihm folgte, ihm mit Aufmerksamkeit und unverkennbarem Interesse lauschte, während der junge Dichter seinen Gedanken, seinen Ahnungen freien Lauf ließ, wie er es früher in Gegenwart des scharfen Kritikers nie gewagt hatte.

Aber wahrhaftig es verleiht eine eigene Höhe, eine eigene Würde, Gränzbewohner des Todtenreichs zu sein. Man glaubt, das Geflüster der Geister aus dem geheimnißvollen Lande erreiche das Ohr, das sich dahin neigt; deßhalb stehen die Weisen und Starken auf Erden und lauschen schweigend, wie Schüler, und fromm, wie Kinder, den Eingebungen, die von sterbenden Lippen ausgeathmet werden.

Der Eintritt des Landrichters gab dem Gespräch eine andere Wendung. Stjernhök leitete es bald auf Heinrichs letzte Arbeit; er sprach hauptsächlich gegen den Landrichter mit der Fähigkeit eines wahren Kenners und mit so vollem und herzlichem Beifall über dieselbe, daß Heinrich dadurch eben so überrascht als entzückt wurde.

Es ist ein sehr großer Genuß, sich loben zu hören, zumal von einer Person, die man hoch achtet, namentlich, wenn diese Person sonst sparsam mit dem Lobe ist. Heinrich empfand jetzt dieses Gefühl in vollem Maße und zu dem Genusse eines Lobs von Stjernhök gesellte sich der vielleicht noch größere, sich von ihm auf eine Art verstanden zu sehen, die ihn selbst klarer über sich machte. In diesem Augenblick schien er erst recht klar seine Aufgabe im Leben, was er wollte und was er konnte, zu begreifen. Die Quelle des Lebens sprudelte mächtig in seiner Brust auf. „Du machst mich gesund, Nills Gabriel!“ rief er, „du gibst mir neues Leben! O ich will gesund werden, gesund, um wieder zu leben, um besser, klarer als bisher zu arbeiten. Ich habe ja noch Nichts gethan! Aber jetzt, jetzt könnte ich . . . . ich fühle neues Leben in mir, ich habe mich nie so gut befunden. Sicherlich werde ich jetzt gesund oder — ist der beste Wein für mich bis zuletzt aufgespart worden.“

Der Abend verfloß angenehm und fröhlich im Familienkreise. Des Himmels selige Engel sind nicht schöner und fröhlicher als Heinrich war. Er scherzte mit seiner Mutter, seinen Schwestern, mit Stjernhök selbst auf das Anmuthigste und war einer der muntersten Gäste

bei dem „Citronensoufflé“ das Louise beim Abendessen servirte, das sie selbst zubereitet hatte und auf welches unsere Aelteste sich nicht wenig einbildete. Ja sie war nahe daran zu glauben, dieses allein sei es gewesen, was Heinrich neues Leben gegeben habe und seine Kraft für wunderthätig anzusehen. Aber ach! gerade als Heinrich am muntersten mit Louise darüber scherzte, wurde er plötzlich von den heftigsten Leiden überfallen.

Diese währten ununterbrochen drei Tage und raubten dem Kranken das Bewußtsein, während sie ihn schnell dem Ziele zuzuführen schienen, das die Hand der Barmherzigkeit für körperliche Leiden gesetzt hat. Am zweiten Tag nach diesem Anfall wurde Heinrich von jener Veränderungssucht ergriffen, welche gewöhnlich das Zeichen gibt, daß die Seele sich zur großen Wanderung vorbereitet. Der Landrichter trug selbst seinen Sohn auf den Armen von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett. Die ganze Familie wußte in diesen schrecklichen Tagen Nichts vom Schlummer. Das thränenlose, angstvolle Auge unverwandt auf ihren Liebling geheftet, folgte die Mutter ihm von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett, bald über sein Kopfkissen hingeneigt, bald auf dem Rande des Bettes zu seinen Füßen sitzend, zärtlich gegen ihn lächelnd, wenn er sie zu erkennen schien und ganz leise, aber beinahe unaufhörlich seinen Namen nennend.

Am Abend des dritten Tages kam Heinrich wieder zum Bewußtsein. Er erkannte die Seinigen wieder, sprach freundlich mit ihnen und dankte ihnen. Er sah, daß sie bleich und abgemattet waren und bat sie inständig, sich zur Ruhe zu begeben. Der Assessor, der zugegen war, stimmte ernsthaft darin ein und versicherte sie, allen Anzeigen nach werde Heinrich selbst jetzt einen schmerzlosen Schlaf genießen. Der Assessor wollte heute Nacht selbst bei ihm wachen. Vater und Töchter gingen, als man aber die Mutter zu überreden suchte, winkte sie bloß mit der Hand und mit einem so schmerzlichen Lächeln, daß man darin deutlich die Worte las: „Behaltet eure Re-

den nur für euch." — „Ich darf doch bei dir bleiben, Heinrich?" sagte sie bittend. Er lächelte, nahm ihre Hand und legte sie an seine Brust; in diesem Moment schlossen sich seine Augen und ein stiller, ruhiger Schlummer kam über ihn. Der Assessor saß schweigend da und betrachtete Beide, mußte sie aber bald verlassen, indem er dringend zu einem Kranken abgerufen wurde. Indeß wollte er im Verlaufe der Nacht wieder kommen. Assessor Munter wurde in der Stadt der Nachtdoctor genannt, denn es war keiner da, wie er, der keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht wußte, wenn seine Hülfe begehrt wurde.

Die Mutter athmete tief, als sie sich mit ihrem Sohne allein sah. Sie faltete ihre Hände und hob ihr Gesicht gegen den Himmel mit einem Ausdruck, welcher demjenigen nicht mehr glich, den man in den vorhergehenden Tagen bei ihr gesehen hatte. Es war nicht mehr die unruhige beinahe murrende Angst; es war eine schmerzliche, aber tiefe, vollkommene, ja beinahe liebevolle Resignation. Dann beugte sie sich über ihren Sohn und sprach leise aus der Tiefe ihres liebenden Herzens:

„Gehe, mein holder Junge, gehe! Ich will dich nicht mehr zurückhalten, denn es thut dir weh. Möge der Befreier kommen! Deine Mutter wird nicht mehr mit ihm streiten, um ihn zurückzuhalten. Möge er kommen, als ein freundlicher Engel, und deinen Schmerzen ein Ende machen; ich will dann — zufrieden sein. So gehe denn hin, mein Erstgeborener, mein Sommerkind, gehe hin! Und wenn auch nie mehr für deine Mutter ein Sommer kommen wird, so gehe dennoch hin, damit du Ruhe finden mögest. Habe ich dir deine Wiege süß gemacht, mein Kind, so will ich dein Todtenbett nicht mit meinen Klagen bitter machen. Gesegnet seist du und gesegnet sei der, der dich mir gab und jetzt wieder zu sich nimmt in eine bessere Heimath. Einstens, mein Sohn, werde auch ich zu dir nach Hause kommen. So gehe denn voraus, mein Kind! — Du bist müde,

so müde — deine letzte Wanderung war dir schwer; — jetzt sollst du ruhen. So komm denn, guter Befreier, komm du, lieber Tod, und berühre sein Herz, aber leicht, leicht! Möge er keine Schmerzen mehr haben, möge er nicht mehr leiden! — Er hat seinen Eltern nie Kummer gemacht."

In diesem Moment schlug Heinrich seine Augen auf und heftete sie still und klar auf die Mutter.

„Gott sei Dank! Ich fühle keine Schmerzen mehr!" sagte er.

„Gott sei Lob und Dank, mein Kind!" sagte sie. „Mutter und Sohn sahen einander mit tiefer und freudiger Liebe an; sie verstanden sich jetzt vollkommen.

„Wenn ich fort bin," sagte er mit matter gebrochener Stimme — so — laß es Gabriele vorsichtig wissen. Sie ist so zartherzig und — sie ist nicht stark. — Sage es ihr nicht an einem Tage, wo — es kalt und kühl ist; — sondern — an einem Tage — wo die Sonne warm scheint — und Alles lieblich und freundlich ist, da — da sage ihr — daß ich nicht mehr bin. Und grüße sie und sage ihr von mir, daß — es nicht schwer ist zu — sterben! Daß es eine Sonne jenseits gibt — — er schwieg, aber mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen und seine Augen schloßen sich, wie vor Mattigkeit. Dann sagte er leise: „Singe mir Etwas, meine Mutter. Ich werde dann ruhiger schlafen. „Anklopfst du, Tod!"

Diese Worte waren der Anfang eines Liedes, das Heinrich vor wenigen Tagen während einer schlaflosen, schmerzhaften Nacht gedichtet und selbst in Musik gesetzt hatte. Der Genius der Dichtkunst hatte ihn während der letzten Zeit seiner Krankheit verlassen, er empfand es schmerzlich, aber sein Gemüth blieb sich gleich und der Geist desselben lebte noch voll in dem Gesange, den die Mutter jetzt auf die Bitte des Sohnes mit zitternder Stimme anhob.

Anklopfst du Tod! Ich zögere nicht lang!
Ein Thor, der sich dir widersetzte;
Doch gönne mir noch einen Gesang
Zum Abschied — es ist ja der letzte.

Dank sei dir Vater in himmlischer Höh',
Dem liebevollen und weisen,
Den unter der Erde Freud' und Weh'
Ich lernte kennen und preisen.

Dank für das Leben, für den Tod sogar,
Hier enden all meine Schmerzen;
Und angenehm wird, was bitter einst war,
Wenn dein sind der Leidenden Herzen.

Manche Blume sproßt auf der Prüfung Pfad,
Manche Frieden kündende Lilie,
Doch die schönste von allen ist deine Gnad',
Das Gebet . . „Es geschehe dein Wille."

Leb' wohl du schöne, du fröhliche Welt,
Eine Mutter konnt' ich dich nennen.
Meine Freunde verzeiht, wenn ich gefehlt,
Mein Herz fühl' im Tode ich brennen."

Es brennt! Wiederholte Heinrich schmerzlich. Es ist schauerlich! Mutter, Mutter! Er sah mit unruhigem Blicke um sich.

„Deine Mutter ist hier!" sagte sie, sich über ihn hinbeugend.

„Ach, dann ist ja Alles gut!" sagte er wieder ruhig. „Sing, meine Mutter!" fügte er leise hinzu, indem er die Augen wieder schloß; „ich bin nicht so müde."

Die Mutter sang:

Ich scheide, doch sind wir nicht ewig getrennt,
Denn einmal wird uns vereinen
Die Heimath, wo man kein Scheiden mehr kennt,
Und nimmer ein Klagen und Weinen.

Habt Dank, habt Dank, ich seh euch nicht mehr,
Mein Auge hüllt sich in Dunkel,
Es dunkelt, doch o durch die Nacht seh ich hehr
Eines neuen Tages Gefunkel."

„O, wenn du wüßtest, wie klar es wird! Es ist göttlich!" sagte jetzt der Sterbende, indem er seine Arme ausstreckte, die aber schnell wieder zurücksanken. Eine Veränderung ging im Gesichte des jungen Mannes vor; der Tod hatte sein Herz leicht berührt und die Schläge desselben hörten auf. Aber eine wunderbare Begeisterung belebte die Mutter; ihr Auge strahlte klar und nie hatte ihre Stimme so schöne, reine Töne gehabt, als indem sie fortfuhr zu singen:

„Du rufst, ich folge deinem Gebot,
Lebt wohl, lebt wohl, meine Lieben:
Denn schauen und preisen werde ich nun Gott:
Mein Schmerz ist dahinten geblieben."

Aus seinem unruhigen Schlummer wurde der Landrichter Frank durch einen Gesang erweckt, dessen Töne ihm beinahe überirdisch schienen. Es währte einen Augenblick bis er sich überzeugen konnte, daß die Stimme, die er hörte, wirklich die seiner Gattin war. Da eilte er mit unbeschreiblicher Angst ins Krankenzimmer. Er kam hinein, während Elise den letzten Vers sang, aber als er sah, wie es stand, rief er: „Mein Gott!" und schlug seine Hände zusammen.

Der Gesang verstummte. Ein furchtbares Bewußtsein drang wie ein Schwert durch der Mutter Herz. Sie sah ihres Sohnes Leiche vor sich und mit einem schwachen entsetzensvollen Schrei sank sie wie todt neben dem Todtenbette nieder. —

Zwei Monate später.

Elise an Cäcilie!

Als ich dir das letzte Mal schrieb, meine Cäcilie, war es Winter. Winter, strenger, eisiger Winter lag

auch über meiner Brust; — meines Lebens Freude ward ins Todtentuch gehüllt und es war mir, als könnte kein Frühling mehr kommen, kein Leben mehr sein und ich nie mehr das Herz fassen, ein freudiges, ein hoffnungsvolles Wort zu schreiben. Und jetzt, jetzt ist es Frühling! Die Lerche singt wieder den Auferstehungsgesang für die Erde; die Maisonne dringt mit wärmenden Strahlen in mein Zimmer und — das Gras grünt bereits auf dem Grabe meines Erstgebornen, meines Lieblings. Und ich . . . . Herr, der du schlägst, Herr der du heilst, dich will ich preisen! Denn alles Leid, das du sendest, wird gut, wenn es mit Geduld entgegengenommen wird. Und verbirgst du dich auch einen Augenblick — wie es unsern schwachen Blicken scheint — so offenbarst du dich bald wieder noch gütiger, noch herrlicher, als zuvor. Ueber ein Kleines und wir sehen dich nicht und aber über ein Kleines und wir sehen dich wieder und unser Herz wird erfreut und trinkt Kraft und Genuß aus dem Becher, den du Allgütiger ewig füllst. Ja Alles im Leben wird gut, wenn nur das Leben in Gott gelebt wird.

Aber in jener finstern Winterstunde, da war es oft finster und aufrührerisch in mir. Ach Cäcilie! Ich wollte nicht, daß er sterben sollte. Er war mein einziger Sohn, mein erstgeborenes Kind. Bei seiner Geburt hatte ich am Meisten gelitten, an seiner Wiege am Meisten gesungen, bei seinen Sprüngen hatte mein Herz zuerst und am Höchsten vor Mutterfreude gehüpft. Es war mein Sommerkind, geboren in der Mitsommerstunde der Natur, meines Lebens und meiner Kraft; und dann — war er so lebensvoll, so schön und gut. Nein, ich wollte nicht, daß er sterben, wollte nicht, daß mein schöner Sohn in die schwarze Erde hinabgelegt werden sollte. Aber, als es näher und immer näher kam, als ich sah, daß es so werden mußte — da ward es finster in mir. Aber in der letzten Nacht — o es war eine wunderliche Nacht — da wurde ich anders. Weißt du ...hl, Cäcilie, daß ich am Sterbebette meines Erstge-

bornen freudig, ja triumphirend gesungen habe? Jetzt begreife ich es nicht. Aber in jener Nacht — er hatte in den vorhergehenden Tagen viel gelitten und seine Schmerzen hatten mich mit seinem Tode versöhnt. Sie nahmen auch ab, als der Tod sich näherte; er bat mich, wie früher in den Kinderjahren, ihn mit Gesang einzuschläfern. Und ich sang, ich konnte singen. Er erfreute sich des Gesanges und dieser bekam immer mehr Kraft. Mit einem himmlischen Lächeln sagte er, indem himmlische Gestalten seinen Blicken vorzuschimmern schienen: „Ach das ist göttlich!“ Und ich sang immer besser und kla er. Ich sah seine Augen sich verwandeln, seinen Athem stille stehen und ich wußte, daß es der Augenblick der Trennung war, zwischen Seele und Leib, zwischen mir und ihm; aber ich fühlte es nicht, ich sang noch; es war mir, als trüge der Gesang seinen Geist und erhöbe ihn zum Himmel. Ich war selig in diesem Augenblick, auch ich war, wie er, über allen irdischen Schmerz erhaben. Ein Ausruf meines Mannes weckte mich aus meinem glückseligen Traum, ich sah meines Sohnes Leiche und — dann sah ich Nichts mehr.

Es war eine lange, tiefe Betäubung. Ich meine, die des Todes müsse leichter sein. Als ich wieder zur Besinnung kam, fühlte ich ein Herz gegen meine Schläfe klopfen, ich schlug die Augen auf und begegnete denen meines Mannes. Mein Kopf ruhte an seiner Brust. Mit den zärtlichsten Worten rief er mich zum Leben zurück. Meine Töchter standen um mich her; sie weinten und küßten meine Hände, meine Kleider. Da weinte auch ich und es wurde besser mit mir. Es war jetzt Morgen und es tagte im Zimmer. Ich legte meine Arme um meines Mannes Hals. „Ernst, habe mich lieb,“ sagte ich. „Ich will mich bemühen . . . .“ mehr konnte ich nicht sprechen, aber er verstand mich, sagte innig: „Ich danke dir“ und drückte mich an seine Brust.

Und ich bemühte mich und es ging — mit Gottes Hülfe. Einige Stunden des Tags ruhte ich still auf

meinem Bette aus. Eva las mir vor; — ihre Stimme ist lieblich. Zum Thee kam ich heraus und versuchte es zu sein, wie früher. Mein Mann und meine Töchter unterstützten mich, Alles war Friede und Liebe.

Als der Tag zu Ende und Ernst und ich allein in unserem Schlafzimmer waren, da ergriff mich eine Furcht vor der Nacht, vor dem Bette und dem schlaflosen Kopfkissen. Ich setzte mich auf den Sopha und bat Ernst mir vorzulesen; ich dürstete nach den Tröstungen der Schrift. Er setzte sich neben mich und las; aber die Worte, obschon von seiner männlichen, festen Stimme ausgesprochen, gingen in diesem Augenblick gleichsam an meinem inneren Sinn vorüber. Ich verstand Nichts und es was finster und leer in mir. In diesem Augenblick wurde leise an die Thüre geklopft. Etwas verwundert rief Ernst „Herein!“ und die Thüre wurde von Eva geöffnet. Sie war sehr blaß und schien aufgeregt, zugleich aber fest und entschlossen. Sie näherte sich langsam, legte sich zwischen uns auf die Kniee und nahm unsere Hände zwischen die ihrigen. Ich wollte sie aufrichten, aber Ernst hielt mich zurück und sagte sanft, wiewohl ernsthaft: „Laß sie gewähren.“

„Mein Vater! Meine Mutter!“ sagte jetzt Eva mit zitternder Stimme, „ich habe euch Unruhe gemacht. Ich war nicht gehorsam; — — verzeiht mir! Ich habe euch betrübt; — ich will es nicht mehr thun; ach ich will nicht noch einen Stein zu euer Bürde hinzufügen. Seht hier, wie ungehorsam ich gewesen bin. Diesen Ring, diesen Brief habe ich gegen euren Willen, gegen mein Versprechen von Major R. empfangen. Jetzt will ich Beides zurücksenden. Seht her. Leset, was ich ihm geschrieben habe. Unsere Verbindung ist auf immer abgebrochen. Verzeiht, daß ich diesen Augenblick genommen habe, um euch mit mir zu beschäftigen; allein ich fürchtete meine eigene Schwäche, wenn die Kraft dieser Stunde vorübergehen würde. O, meine Eltern! Ich fühle es, ich weiß es, er ist nicht würdig, euer Sohn

zu werden. Aber ich war wie verzaubert; — ich habe ihn entsetzlich geliebt, ach! und liebe ihn noch. — — Nein, weine nicht, Mutter. Du sollst keine Thräne des Kummers mehr über mich vergießen; du hast deren mehr als genug geweint. Seit Heinrichs Tod ist Alles verändert in mir. Fürchtet nicht mehr für mich, ich werde es überwinden und werde euer gehorsames, euer glückliches Kind sein. Nur verlangt nicht von mir, daß ich je einem Andern meine Hand reichen soll; ich werde nie heirathen, nie einem Andern gehören. Aber für euch will ich leben, euch will ich lieben und mit euch glücklich sein. Hier, mein Vater! Nimm dieß und schicke es dem, den ich nicht mehr sehen will. Und . . . . o habt mich lieb! habt mich lieb!‟ Thränen floßen über ihr Gesicht; das sie auf ihres Vaters Kniee herabbeugte. Nie war sie so schön, so anziehend gewesen. Ernst war sehr gerührt. Er legte seine Hände wie segnend auf ihr Haupt, indem er es emporhob und sagte:

„Als du geboren wurdest, da warst du lange wie todt; — in meinen Armen hast du deine Augen zum ersten Mal dem Tage geöffnet; — da dankte ich Gott. Aber noch inniger danke ich ihm für dich in diesem Augenblick, da ich in dir die Freude und Segnung unseres Alters erblickte, da du die Kraft besitzest, dein eigen Herz zu bekämpfen und zu thun, was recht ist. Gott segne, Gott belohne dich!‟

Er hielt sie lange an seiner Brust und seine Thränen benetzten ihre Stirne. Auch ich schloß sie in meine Arme und ließ sie meine Liebe, meine Dankbarkeit empfinden. Mit einem Blick, welcher durch Thränen strahlte, verabschiedete sie sich von uns. „Unser Segenskind‟ nannten wir sie jetzt, denn sie hatte uns mit einem großen Troste gesegnet. Sie hatte unsere sinkenden Herzen aufgerichtet.

Ernst ging ans Fenster und sah stille in die sternenhelle Nacht hinaus. Ich trat zu ihm und folgte sei-

nem in diesem Moment so schönen, klaren Blicke. Er schlang seinen Arm um mich und sagte wie für sich selbst:

„So ist es gut! Diese Stimmung ist die wahre. Er ist dahingegangen. Was weiter? Wir müssen Alle fort, Alle früher oder später! Er durfte Nichts vollenden, aber er stand bereit mit Willen und Kraft, als er in eine höhere Werkstätte abgerufen wurde. Herr und Meister, du nahmst den Jüngling zu dir. Wohl ihm, denn er stand bereit. Das ist das wichtigste für uns Alle."

Ernsts Worte und seine Stimmung wirkten tief auf mich. Es kam Ruhe in mein Gemüth. In der Stille der Nacht schlief ich nicht, aber ich ruhte an seiner Brust. Es war still um mich her, still in mir. Und insgeheim wünschte ich, daß es immer so bleiben könnte, daß kein Tag mehr aufgehen, keine Sonne mehr auf meine müden, schmerzenden Augen scheinen möchte.

Wie die Tage dahinschleichen! Bei einem großen Leid glaubt man, die Zeit bleibe stehen, Alles scheint still zu stehen oder sich langsam qualvoll in finstern Kreisen umzuwälzen. Aber es ist nicht so. Die Stunden, die Tage gehen in unauflöslicher Kette; wie die Wogen auf dem Meere steigen und sinken sie in einander und führen das Fahrzeug unseres Lebens mit sich fort, fort von den Inseln der Freude, es ist wahr, aber auch fort von den Klippen des Leides. Es kamen noch Stunden nach diesen Vorgängen, wo keine Tröstung mein Herz beruhigen wollte, wo ich vergebens mit mir kämpfte und sagte: „Jetzt will ich lesen und dann beten und dann werde ich schlafen." Aber dennoch wollte die Angst mich nicht loslassen, sondern verfolgte mich beim Lesen, hinderte mich im Gebet und verscheuchte mir den Schlaf; ja es hat manche solche Stunden gegeben, aber sie sind auch vorübergegangen; vielleicht werden noch einige kommen, aber ich weiß, daß auch sie dahin gehen werden. Die Zärtlichkeit meines Mannes, meiner Kinder, der Friede des Hauses, so manche Annehmlichkeit darin, das

Labsal der Thränen, der ewige Trost in dem ewigen Worte — sie haben meine Seele getröstet und gestärkt. Es ist jetzt viel, viel besser. Ueberdieß — ist er rein und fleckenlos gestorben, der Jüngling mit dem lichten Blicke und dem warmen Herzen. Er stand bereit — wie sein Vater sagte — in eine höhere Welt einzugehen. O mehr als einmal habe ich das inmitten meines tiefen Schmerzes erkannt, es gibt herberes Leid und mancher lebender Sohn ist seiner Mutter ein größerer Kummer, als mir der gute dort unter dem grünen Hügel.

Wir haben Fichten und Pappeln um das Grab gepflanzt, es wird oft mit frischen Blumen geschmückt. Kein düsterer Kummer weilt am Grabe des freundlichen Jünglings. Heinrichs Schwestern betrauern ihn tief, aber still — Gabriele vielleicht am Meisten von Allen. Bei Tag läßt sie es nicht sichtbar werden. Da ist sie meistens vergnügt, wie früher; ein kleiner Gesang, ein heiterer Scherz, eine kleine Ausschmückung im Hause kommt noch wie früher, um das Gemüth der Eltern zu erfrischen. Aber an den Abenden, wenn jedes in seinem Bette ruht, da hört man sie weinen, oft so schmerzlich — es ist ein Liebesthau auf das Grab des Bruders; aber jeden Morgen ist das Auge, welches ihn vergossen, wieder klar und lächelnd.

Auf die erste Nachricht von unserem Verlust eilte Jakobi zu uns. Alle für Ernst und mich in dieser Zeit drückende Sorgen nahm er uns ab und war uns der zärtlichste Sohn. Leider mußte er uns bald wieder verlassen, aber die Veranlassung dazu war eine erfreuliche. Jakobi ist im Begriff zum Pfarrer in T. ernannt zu werden und diese Beförderung, die ihn in den Stand setzt, bald zu heirathen, und ihm nebst einem anständigen Auskommen einen seinem Herzen theuren und seinen Gaben angemessenen Wirkungskreis gibt, macht ihn unbeschreiblich glücklich. Auch Louise blickt mit stillem Wohlbehagen auf die Verbindung und Lebensstellung, der sie jetzt entgegengeht und ich glaube beinahe ebenso

sehr um ihrer Familie, als um ihrer selbst willen. Die Liebe im Hause scheint durch die Unglücksfälle, die uns geprüft, einen neuen Zuwachs erhalten zu haben. Meine Töchter sind liebenswürdiger als je, in ihren stillen Bemühungen, das Leben ihrer Eltern zu erheitern. Die Hofmarschallin ist die ganze Zeit über mir und den Meinigen eine Mutter gewesen und mancher kostbare Beweis von Theilnahme ist Heinrichs Eltern von den Edelsten und Besten in Schweden geschenkt worden; des jungen Dichters reine Glorie hat ihr Trauerhaus beglänzt. „Es ist schön, wie er, zu sterben!“ sagte unser guter Assessor, der nicht leicht Etwas in der Welt schön findet.

Und ich, Cäcilie, sollte ich unter so manchen Veranlassungen zur Freude und Dankbarkeit mein Herz schließen und mit meinem Grame im Finstern sitzen? O nein! Auch ich will den Kreis erfreuen, in dem ich lebe, will mein Herz den Evangelien des Lebens und der Natur öffnen. Ich will die Augenblicke erfassen und das Gute, das sie bringen. Kein freundlicher Blick, kein Frühlingswind soll ungenossen, unbelohnt von Dank an mir vorübergehen; aus jeder Blume will ich einen Tropfen Honig saugen, aus jeder Stunde der Zeit einen Tropfen ewiges Leben.

Und dann — ich weiß es ja — mag mein Lebenstag länger oder kürzer werden, mag er eine fröhlichere oder traurigere Farbe bekommen, so

„Der Tag, er währt doch nie so lang,
Daß nicht sein Abend kommen sollte;“

der Abend, wo ich heimgehen darf, heim zu meinem Sohne, meinem Sommerkind. Alsdann — o dann werde ich vielleicht an seiner Seite die Wahrheit der prophetischen Worte erkennen, die so oft meine Seele belebt haben:

„Siehe, ich will einen neuen Himmel und neue Erde schaffen; daß man des vorigen nicht mehr gedenken wird, noch zu Herzen nehmen. Sondern

sie werden sich ewiglich freuen und fröhlich sein über dem, das ich schaffe."

Ich habe viel geweint, während ich dieß schrieb; aber mein Herz hat Frieden. Es ist jetzt spät und ich will mich zu meinem Ernst hinschleichen. Ich fühle, daß ich an seiner Seite ruhig schlafen werde. Gute Nacht, meine Cacilie.

Neue Widerwärtigkeiten.

Es war Nachmittag. Die Schwestern arbeiteten eifrig an Louisens Brautdecke, denn am Ende des Monats Mai sollte die Hochzeit sein; so war es im Familienrathe beschlossen worden. Die Decke war von grünem Seidenzeug und eine breite Eichlaubranke bildete die Borte. Das Muster hatte manchen Kummer und manches Kopfzerbrechen verursacht, aber jetzt welche Freude, welche fortwährende Bewunderung über das Geschmackvolle, das Distinguirte, das unbeschreiblich Gelungene in der Arbeit — besonders von der Seite betrachtet! Gabriele machte zwar einige kleine Einwendungen in Betreff der Verhältnisse der Blätter, aber Louise wollte sie nicht gelten lassen. Die Borte ist ganz charmant! Gabriele hat eine frisch aufgeblühte Monatsrose in die hellen Locken der Braut geschlungen und mit eigenthümlicher Anmuth ihre grünen Blätter zum Kranz um die Flechte geordnet; es sieht schön aus, denn die Sonne beglänzt jetzt eben ihren Kopf, ihr Gesicht hat einen ungewöhnlichen Liebreiz, die Wange hat eine höhere Farbe, die Augen ein klareres Blau, während sie sich oft von dem grünen Eichenkranze erheben und nach dem Fenster sehen. Jakobi, der neue Pfarrer, wird auf den Abend erwartet. Gabriele geht zu ihrer Mutter und bittet sie zu beobachten, wie schön Louise jetzt aussieht und wie gut die Rose ihr steht. Die Mutter küßt sie, läßt aber ihren Blick

auf dem eigenen schönen Gesichte des kleinen Fräuleins ruhen.

Der Nadeln fleißiges Hinauf- und Hinabstechen begleiteten der Schwestern fröhliche Gespräche. Man wirthschaftet schon im Pfarrhause herum, wirthschaftet mit Milch und Käse. Man richtet das Haus ein, Mahlzeiten, Küchenzettel u. s. w. Viel will Louise nach dem Muster des älterlichen Hauses besorgen, Einiges aber auf andere Weise. „Man muß mit seiner Zeit vorwärts schreiten. Große Gastfreundlichkeit soll im Pfarrhause herrschen; — dieß ist Jakobis Freude; — Jemand von ihrer Familie hofft Louise immer bei sich zu haben; ein eigenes Wohnhaus soll für geliebte Gäste gebaut werden. Alle Sonntage wird Louise in die Kirche gehen und ihren Mann predigen oder catechisiren hören. Wenn die alten Weiber mit Eiern oder andern kleinen Geschenken kommen, so sollen sie anständig bewirthet und aufgemuntert werden, bald wieder zu erscheinen. Alle Kranken werden mit Louisens Elixir tractirt werden. Alle Fehlenden haben mehr oder minder scharfe Predigten zu gewarten; Lectüre, Fleiß, Kirchenbesuch und Baumpflanzungen werden aufgemuntert werden. Am Sonntag Mittag sollen immer einige anständige Bauern mit ihren Weibern ins Pfarrhaus eingeladen werden. Kommen die Frau Kapitänin und die Frau Kronvögtin, so wird alsbald der Kaffeetopf ans Feuer gestellt und die Pfarrerin schlägt ihnen Karten. Jedes junge Bauernmädchen soll, bevor sie heirathet, ein Jahr im Pfarrhause dienen, um in den Arbeiten und guten Sitten geprüft und eingeübt zu werden — NB. dieß ist dann ihr Lohn. Zur Hochzeit kommen immer Pfarrer und Pfarrerin, ebenso zur Taufe und sie halten dann ihre Pathenhand über die Jungen, damit sie in Zucht und Gottesfurcht aufwachsen. Zur Mitsommerzeit und im Herbste ist Tag und Nacht Festschmaus auf dem Pfarrhause, NB. ohne Branntwein, im Uebrigen aber soll es an Nichts fehlen:

Die Frau vergisset keinen bei dem Schmaus
Es strömt das Bier, die Schlüsselharfe schnurrt,
Die Polska geht in ununterbrochenem Braus.

Für Bettler gibt es im Pfarrhause passende Arbeiten und dann Essen. Für Faullenzer passende Moral und dann — Marsch! So wird allmälig das goldene Zeitalter vorbereitet.

Ach Schade für die goldenen Plane und das goldene Zeitalter, die von ihnen planirt werden sollten! Zwei Briefe, welche Louise erhielt, machten plötzlich dem Allem ein Ende. Der eine kam von Jakobi, er war ganz kurz und meldete nur, er habe die Pfarrei nicht bekommen, im Uebrigen werde ihn Louise nicht darum tadeln, wenn sie den rechten Zusammenhang von ihm erfahre. „Ich sehne mich unendlich nach dir," fuhr Jakobi fort, „habe aber meine Ankunft in A. aufschieben müssen, um in P. Sr. Excellenz O. meine Aufwartung zu machen, der auf seiner Reise von Kopenhagen nach Stockholm durch einen Podagraanfall dort aufgehalten worden ist; aber am sechsten Mai hoffe ich mit Bestimmtheit bei dir zu sein. Ich habe neue Aussichten und sehne mich, alle meine Gefühle und Gedanken in deine treue Brust niederzulegen. Meine Louise, ich will nicht länger warten und suchen. Da das Glück mir immer davonläuft, so will ich es jetzt mit einem Sprunge erfassen und hoffe dabei auf den lieben Gott, auf dich und zuletzt auch auf mich. Aber deine Hand mußt du mir reichen. Willst du das, meine geliebte Freundin, so bin ich bald dein eben so glücklicher, wie jetzt

dein zärtlich ergebener

J. Jakobi."

Der andere Brief war von einer fremden, offenbar einer Frauenzimmerhand und lautete, wie folgt:

„Hassen Sie mich nicht, obgleich ich Ihrem Glücke im Wege gestanden bin; hassen Sie mich nicht, denn ich

segne Sie, Sie und den edeln Mann, in dessen Hand Sie Ihr Schicksal gelegt haben. Er ist mein, meines Mannes und meiner Kinder Wohlthäter. O diese Kleinen, deren Zukunft er gesichert, sie werden den Himmel anrufen, ihm und Ihnen in doppeltem Maße das Glück zu schenken, dem er jetzt so edel entsagt hat. Meine Absicht bei diesem Schreiben ist, Sie demüthig um Verzeihung zu bitten und die Gefühle eines dankbaren Herzens gegen diejenige auszuschütten, die meinen gesegneten Wohlthäter am Besten belohnen kann. Gefalle es Ihnen um seinetwillen die kurze aber interessante Darstellung einer eben so gewöhnlichen, als traurigen Lage anzuhören.

„Vielleicht hat Herr Jakobi schon irgend einmal meines Mannes gegen Sie erwähnt? Er war mehrere Jahre lang Jakobis Lehrer und Beide liebten einander. Mein Mann ist zwanzig Jahre lang mit Ehre der Schule in W. vorgestanden. Kärgliche Besoldung, Unglücksfälle, die über uns kamen, viele schnell auf einander folgende Kinder erschwerten von Jahr zu Jahr unsre Lage und vermehrten die Schuld, in die wir uns schon zur Zeit unserer Verheirathung hatten stecken müssen. Mein Mann suchte eine Pfarrei, wollte sich aber keines der Wege bedienen, die jetzt ziemlich gäng und gäbe sind und so oft Glücksritter und Kriecher vor dem verdienten Manne zum Ziele führen; er war zu einfach, zu bescheiden, vielleicht auch zu stolz dazu. Eine lange Reihe von Jahren hat er sich in seinen gerechten Hoffnungen getäuscht gesehen und von Jahr zu Jahr wurde der Zustand in seinem Hause trauriger. Krankheit hatte meine Kraft geschwächt und an seiner Gesundheit nagte die Furcht, nicht als ein rechtschaffener Mann bestehen, seine Schulden nicht bezahlen zu können, und der Anblick seiner — neun unversorgten Kinder. Ich weiß, ich würde Ihr Herz tief rühren, wenn ich Ihnen ein Gemälde dieser mit der Noth kämpfenden Familie aufrollen wollte; — aber meine Thränen würden meine Schrift verlöschen.

Möge Jakobi es schildern; er hat es gesehen, hat es verstanden. Dieses Gemälde, das ich bis jetzt vor Aller Blicke zu verbergen gesucht hatte, dieses bleiche Familienelend — ihm habe ich es enthüllt, ja, denn ich war in Verzweiflung. Mein Mann war im Vorschlag auf die Pfarrei von Groß T. Er hatte dießmal größere gesetzliche Ansprüche als Jakobi, die Gemeinde kannte und liebte ihn und alle Stimmfähigen erklärten ihre Absicht, ihn zu wählen. Aber zwei große Gutsbesitzer sollten die Frage entscheiden. Graf D. und der Bergwerksbesitzer B. konnten, wenn sie zusammenhielten, allein den Pfarrer ernennen. Auch sie gaben meinem Manne ihre Achtung zu erkennen und erklärten sich geneigt, mit der übrigen Gemeinde für ihn zu stimmen. Zum ersten Mal nach vielen Jahren wagten wir es, einer helleren Zukunft entgegen zu sehen. Da hörten wir, daß sich ein mächtiger Gönner von Herrn Jakobi in dieser Sache für ihn verwende, und bald darauf wurde sie entschieden. Die zwei großen Gutsbesitzer versprachen ihre Stimmen Jakobi zu geben und unsere Lage wurde hoffnungsloser, als je.

„Der Wahltag war nahe. Ich wagte es nicht meinem streng gewissenhaften Mann den Plan zu enthüllen, den ich in mir trug. Aber ich hatte viel von Jakobis vortrefflichem Character gehört; ich war eine verzweifelte Gattin und Mutter — ich suchte Jakobi auf. Ich sprach zu ihm aus der Tiefe meines Herzens, rief sein Rechtsgefühl, seine Ehre an und zeigte ihm, wie unsere Sache gestanden sei, ehe er sie durch Mittel vernichtet habe, die nicht edel genannt werden können. Ich fürchte, meine Worte waren bitter. Um so engelgleicher von Jakobi, sie so ruhig anzuhören. Ich schilderte ihm unsere dermalige Lage, sagte ihm, wie er uns aus dem Elend erretten könnte und — — flehte ihn an, es zu thun.

„Meine Zumuthung gränzte an Aberwitz und im Anfang schien auch Jakobi die Sache so anzusehen. Indeß hörte er mich an, ließ sich in das Haus seines frü-

heren Lehrers führen, sah den zehrenden Gram auf sein bleiches, verfallenes Gesicht gemalt, sah, daß ich Nichts übertrieben hatte; — er weinte, drückte mit einem tröstenden Worte meine Hand und verließ uns schnell.

„Der Wahltag kam. Jakobi entsagte allen Ansprüchen. Mein Mann erhielt die Pfarrei. Gütiger Gott, wie das in unsern Ohren, in unsern Herzen klang. Lange konnten wir es nicht glauben. Nach fünfzehn Jahren getäuschter Hoffnungen wagten wir es kaum, ein solches Glück für wahr zu halten. Ich sehnte mich, die Kniee meines Wohlthäters zu umfassen, allein er war bereits weit von uns. Einige freundliche Zeilen kamen von ihm, die meinen Mann mit seinem Glück und Jakobis Entsagung aussöhnten und das Maß seines edlen Benehmens voll machten. Ich habe ihm nicht einmal danken können, aber Sie, seine liebenswürdige Braut, die Sie ihn bald wieder sehen werden, vielleicht bereits wieder gesehen haben, o sagen Sie ihm, sagen Sie . . ."

Wir übergehen die Ergießungen, die den Brief schlossen; sie kamen sichtbarlich aus einer warmen, edeln, in seiner Glückseligkeit und Dankbarkeit übervollen Herzen. Die Nähnadeln entfielen den Händen der Näherinnen, während die Mutter auf Louisens Bitten den Brief vorlas und Erstaunen, Theilnahme und eine Art bewundernde Freude sich in Aller Blicken malte. Sodann sahen Alle einander stumm und mit thränenden Augen an. Gabriele war die Erste, welche das Schweigen brach.

„So dürfen wir unsre Louise noch ein Bischen länger behalten!" sagte sie freudig, indem sie die Schwester umarmte. Alle stimmten herzlich ein; „aber," sagte Leonore seufzend, „es ist doch ein wenig Schade um unsere Hochzeit und unsere Pfarrei. Wir haben Alles schon so schön in Ordnung." Louise vergoß einige stille Thränen, aber sichtlich nicht bloß über die fehlgeschlagene Erwartung. Später am Abend sprach die Mutter allein mit ihr und suchte zu erfahren, wie sie diese Widerwärtigkeit aufnahm.

Mit ihrer gewöhnlichen Aufrichtigkeit antwortete Louise, es sei ihr zuerst sehr schwer gefallen. „Ich hatte jetzt," fuhr sie fort, „meine Gedanken so fest auf die Verbindung mit Jakobi gerichtet; — ich sah in meiner neuen Lage so Vieles, was für uns Alle gut und erfreulich werden konnte. Aber obgleich dieses Alles jetzt und vielleicht auf immer vernichtet ist, so weiß ich doch nicht recht, ob ich es anders wünschen sollte. Jakobi hat so billig, so edel gehandelt; ich fühle, daß ich ihn jetzt höher schätze und liebe, als je."

Dem Landrichter wurde es an diesem Abend schwer, nicht ein wenig heiterer, als gewöhnlich zu sein. Unbeschreiblich herzlich war er gegen seine älteste Tochter; er war entzückt über die Art, wie sie sich in ihr Geschick fügte, und sie schien ihm weit schöner, als sonst.

Am folgenden Tag wurde das Sticken an der Decke ruhig fortgesetzt, während Gabriele vorlas und Erik Menveds Kindheit mit erquickender Zauberkraft Aller Gedanken über Pfarreien und ihr verlorenes Paradies hinweg in Dänemarks reiches Mittelalter und zu Erik, dem jungen Könige, versetzte.

Neue Aussichten und ditto Auswege.

Jakobi war gekommen. „Der Schwager," beklagte sich Gabriele scherzend gegen die Mutter, „hätte beinahe die kleine Schwägerin über den Haufen gerannt, um zu seiner Louise zu fliegen."

Louise empfing ihn mit ungewöhnlicher Herzlichkeit und ebenso Alle in der Familie. Was Jakobi an irdischem Glück verloren, hatte er an der Achtung und Liebe seiner Freunde gewonnen, und es regte sich in Allen ein heimliches Verlangen, ihn für die Pfarrei gleichsam schadlos zu halten. Er selbst hatte auch auf seine eigene

Weise daran gedacht und nachdem er sich sowohl mit irdischer Nahrung, als mit Himmelskost gelabt hatte, welche Louise ihm in reichem Maaße auftischte, nachdem er ferner mit seiner Braut eine Conferenz von etwa drei Stunden gehabt, wurden die Resultate derselben den Augen der Eltern vorgelegt, welche nicht ohne Staunen und Unruhe die neuen Aussichten betrachteten, die sich eröffneten.

Es war nämlich Jakobis Wunsch und Absicht, jetzt sogleich seine Hochzeit zu feiern und dann nach Stockholm zu reisen, wo er eine Lehranstalt für Knaben zu gründen gedachte. Wenn man wußte, daß sein zusammengespartes Vermögen ein nur unbedeutendes Kapital ausmachte, daß sein jährliches Einkommen sich netto auf fünfzig Thaler belief, daß er sich neuerdings mit seinem einzigen, einflußreichen Gönner entzweit hatte, daß seine Braut ihm keine Mitgift zubrachte und daß er somit bei dem neuen Unternehmen bloß auf seine eigene Arbeitsfähigkeit rechnen durfte, so mußte man bei dieser plötzlichen Etablirung unwillkürlich an jene Romane mit diner de mon coeur et souper de mon âme denken, die man in unserer Zeit so unendlich unschmackhaft findet. Gleichwohl legte Jakobi mit Festigkeit und fröhlichem Freimuth den Eltern seinen bereits fertigen und durchdachten Plan vor, und bat um ihre Einwilligung, Louise so bald als möglich seine Gattin nennen zu dürfen. Elise schöpfte nach Athem, der Landrichter machte einige Einwendungen, allein für diese hatte Jakobi Widerlegungen in Bereitschaft, die eben so vernünftig waren, als gut vorgebracht wurden.

„Sind Jakobis Plane auch die deinigen, Louise?“ fragte der Landrichter nach einem augenblicklichen Stillschweigen. „Seid ihr Beide einig?“

Louise und Jakobi reichten sich die Hände und sahen mit feuchten aber klaren und sichern Augen einander, sodann den Vater an.

„Ihr seid keine Kinder mehr,“ fuhr der Vater fort,

„ihr müßt wissen, was ihr vorhabt. Aber habt ihr es auch wohl überlegt?"

Beide sagten ja. Schon ehe sie an die Pfarrei in T. gedacht hatten, waren sie mit diesem Plane umgegangen.

„Es ist ein arbeitsames Leben, dem ihr entgegengehet," fuhr der Landrichter ernst fort, „namentlich auch für dich, Louise. Von dir hängt der Erfolg des Unternehmens zum großen Theile ab. Willst du freudig und klaglos ertragen, was es mit sich bringt? Willst du von Herzen den Arbeitstag deines Mannes theilen?"

„Ja, das will ich," antwortete Louise mit voller herzlicher Zuversicht.

„Und du, Jakobi," fuhr der Vater mit unsicherer Stimme fort: „Willst du ihr Vater, Mutter und Geschwister sein? Willst du mir versprechen, daß sie niemals, weder jetzt noch in Zukunft, so weit es in deinen Kräften steht, ihr elterliches Haus vermissen soll?"

„So wahr mir Gott helfen möge, wird dieß mein angelegentlichstes Bestreben sein," antwortete Jakobi sehr gerührt und reichte dem Landrichter die Hand.

„So gehet denn, meine Kinder," brach der Vater aus, „und bittet um den Segen eurer Mutter. Den meinigen habt ihr!" Mit thränenvollen Augen schloß er sie in seine Arme.

Elise folgte dem Beispiel ihres Mannes. Sie fühlte in diesem Augenblick, daß Jakobis und Louisens feste Ergebenheit, ihre rührige Thätigkeit und ihre vortrefflichen so gut zusammenpassenden Charactere sicherere Bürgschaften für ihr Glück seien, als die größten Reichthümer. Aber in Hinsicht auf die Zeit der Vermählung machte sie ernstliche Einwendungen. Das Einzige, was die Eltern ihrer Tochter mitgeben konnten, war eine einigermaßen anständige Aussteuer und diese konnte unmöglich so schnell in Ordnung kommen. Louise trat auf die Seite der Mutter und Jakobi mußte es sich murrend gefallen lassen, daß es bei dem schon vorher bestimmten Hochzeittage,

nämlich dem Pfingstfeiertag, der dießmal auf Ende Mais fiel, sein Bewenden haben sollte.

Sofort eilten die Verlobten, den Schwestern die neuen Aussichten und Auswege mitzutheilen. Da gab es denn manches Ei der tausend und Ach Herr Je, manche herzliche Umarmung und es versteht sich, welch ein Fleiß in Eichenlaub und Eicheln.

Als aber die Mutter Abends zur gewöhnlichen Versammlungszeit hereinkam, sah sie deutlich, daß das kleine Fräulein gegen ihren Schwager Etwas ungnädig und von seinen Planen schlecht erbaut war.

In Folge jener Art von Ansteckung, die zwischen Gemüthsstimmungen stattfinden kann, selbst wenn sie sich nicht mit Worten aussprechen, hauptsächlich bei Personen, die einander liebhaben, ging die Verstimmung des kleinen Fräuleins bald auf die Mutter über, die Jakobis Plane nun leichtsinniger und gefährlicher zu finden anfing. Und als Jakobi bald darauf ein Gespräch unter vier Augen mit ihr suchte, um mit ihr von Louise und seinen Aussichten zu reden, so konnte sie die Bemerkung nicht unterdrücken, je mehr sie über das Unternehmen nachdenke, um so mehr finde sie es beinahe thöricht. Aber Jakobi antwortete heiter:

„Gott ist der Vormund der Thoren."

Elise erinnerte sich jetzt an eine Person aus ihrer Bekanntschaft, die im Vertrauen auf dieselbe Vormundschaft ein beinahe ganz ähnliches Unternehmen gewagt hatte, das indeß ganz närrisch abgelaufen war und mit Bankerot und Elend geendet hatte. Elise erzählte dieß Jakobi und dieser antwortete:

„Haben Sie die weise Bemerkung gelesen, die am Ende eines gewissen medicinischen Werkes steht?"

„Nein, was ist das für eine Bemerkung?"

„Daß das, was dem Schuhmacher hilft, den Schneider umbringt."

Elise mußte lachen und nannte Jakobi einen eigenliebigen Schuhmacher. Jakobi lachte ebenfalls, küßte

Elisens Hand und eilte dann, sich in die Gruppe der jungen Leutchen zu mischen; die sich um den Theetisch sammelten, um eine neue merkwürdige Art von Theebrod zu betrachten und zu beurtheilen, womit Louise ihren Bräutigam bewillkommnen wollte, und das in ihren Augen außer der frischesten Frische gar manche wunderbare Eigenschaften besaß.

Am Theetisch flüsterte die Mutter, als Jakobi Zucker in seine Tasse warf, Louisen schalkhaft zu:

„Mein liebes Mädchen, es wird viel Zucker in deinem Hause aufgehen; dein Mann wird nicht sparsam damit sein.“

Louise flüsterte eben so zurück:

„Aber er wird nie darüber murren, daß zu viel Zucker aufgeht.“

„So laß ihn nehmen, laß ihn nehmen!“ sagte die Mutter und beide lachten.

Als später am Abend die Mutter Jakobi mit Louise und Gabriele Galoppade tanzen sah und sich überzeugte, wie er mit seiner Heiterkeit und seinen von Liebe und Güte strahlenden Augen Alle fröhlich machte, da dachte sie: „Auch die Tugend hat ihren Leichtsinn“ und wurde zufrieden mit ihm und allen seinen Planen.

Eines Tags erzählte Jakobi der Mutter und Louise den Verlauf seiner Audienz bei Sr. Excellenz O. auf J.

„Als ich,“ sagte er, „in den Saal trat, kam gerade der Bischof N. rücklings unter tiefen Bücklingen aus dem Zimmer Sr. Excellenz. Drinnen hörte man eine kräftige Stimme artige, heitere Worte sprechen und bald darauf erschien Se. Excellenz selbst, die Füße in wollene Socken gehüllt, um den Bischof heraus zu begleiten. Das graue kurzgeschnittene Haar über der breiten, prächtigen Löwenstirne, die hohe Gestalt, jetzt in einen langen, dunkelgrünen Schlafrock gehüllt, schien mir imponirender, als je. In der Hand schwenkte er einen Stock, auf dem ein grauer Papagei saß, der, indem er das Gleichgewicht zu halten suchte, aus allen Kräften dem Bischof

nachschrie: „Adieu du, adieu du!" Der Sonnenschein, der über Sr. Excellenz ausdrucksvollem Gesicht gebreitet war, als er aus seinem Zimmer trat, verschwand sogleich, als er mich erblickte. Ich hatte ihm schon brieflich mitgetheilt, welchen Gebrauch ich von seiner Güte hatte machen müssen. Ein strenger zurückstoßender Blick war der ganze Gruß, dessen ich gewürdigt wurde. Wein und Wasser stand auf dem Tisch. Se. Excellenz bat den Bischof ein Glas zu trinken und fuhr fort, sich munter mit ihm zu unterhalten, ohne die geringste Notiz von mir zu nehmen. Endlich gingen Se. Hochwürden, gefolgt von den gellen Abschiedsgrüßen des Papageis, worüber Se. Excellenz beinahe unmerklich lächelte. Sodann winkte er die Bedienten hinaus und heftete seine hellgrauen, kraftvollen Augen mit einem wirklich erdrückenden Blicke auf mich, indem er kurz und scharf fragte:

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?"

So hatte ich ihn noch nie gegen mich gesehen und ich suchte ein wahrhaft erstickendes Gefühl zu überwinden, indem ich ihm antwortete:

„Ich wollte Ew. Excellenz danken für die Güte, die..."

„Die Sie verworfen haben, als wäre sie keinen Pfenning werth," fiel Se. Excellenz ein. „Es müssen Ihnen wohl rasend viele Pfarreien zu Gebote stehen, daß Sie nach Rechts und Links damit um sich werfen können."

Er sagte dieß in einem harten und ironischen Tone. Ich beschwor ihn mich anzuhören, erklärte ihm aufs Neue meinen tiefen Dank und stellte ihm in Kürze, aber so klar ich konnte, die Gründe vor, die mich genöthigt, dem Glück zu entsagen, das seine Güte mir verschafft hatte. Ich schloß mit den Worten, das Einzige, was mich bei meinem Verluste und der Gefahr, meinem Wohlthäter zu mißfallen, tröste, sei das Bewußtsein, nach Pflicht und Gewissen gehandelt zu haben.

„Wie ein Narr haben Sie gehandelt!" fiel Se. Excellenz heftig ein. „Wie ein wahrer Tollhäusler haben Sie sich benommen! Dergleichen, mein Herr, kann in No-

manen angehen, aber im wirklichen Leben taugt es bloß dazu, sich und die Seinigen zu Bettlern zu machen. Und Sie haben mich unverzeihlich compromittirt. Der Teufel auch, alle diese Sachen und schönen Sentiments hätten Sie bedenken können, ehe Sie mich um meine Vermittlung ansprachen. Kann ich alle Supplicanten mit Armuth, Verdiensten und neun Kindern kennen? Ihretwegen habe ich in dieser Sache Briefe geschrieben, Mittagsmahle gegeben, schöne Reden gehalten, Complimente gesagt und eine Menge sonstiger Schritte gethan. Ich verschaffe Ihnen die Pfarrei, eine der besten im ganzen Kreise, und Sie schenken sie weg, als wäre sie ein..... nein das ist wirklich zu stark! Kommen Sie mir nie mehr, damit ich mich mit Ihren Angelegenheiten befassen soll, das sage ich Ihnen. Ich will in Zukunft nie mehr damit zu thun haben. Bitten Sie mich nie mehr um Etwas."

„Ich war verletzt, aber noch mehr betrübt, als verletzt und sagte: Das Einzige, um was ich noch bitten will und so lange bitten werde, bis es mir zu Theil wird, ist — Ew. Excellenz Verzeihung. Mein Fehler in dieser Sache ist wirklich groß gewesen; aber nachdem ich dieß eingesehen, konnte ich nichts Anderes thun, als ihn, so weit es in meinen Kräften stand, wieder gut zu machen und seine Folgen zu tragen suchen, wie bitter ich sie auch in diesem Augenblick empfinden muß. Ich werde Ew. Excellenz Güte nie mehr in Anspruch nehmen; Sie haben schon zu viel für mich gethan. Meine Absicht ist jetzt zu versuchen, ob ich mich als Lehrer mit eigenen Kräften durchbringen kann. Ich gedenke in Stockholm eine Lehranstalt für Knaben zu gründen und dahin reise ich, so schnell als ...."

„Versuchen Sie es, reisen Sie und thun Sie, was Sie wollen," unterbrach mich Se. Excellenz, „ich frage Nichts darnach. Ich habe mich zum letzen Mal mit Ihren Angelegenheiten befaßt. Wenn ich Ihnen zehn Pfarreien verschaffe, so verschenken Sie dieselben an den

ersten besten Bettler, der kommt und darum bittet, mit Verdiensten bestehend aus einer Frau und neun Kindern. Lundholm spüle mir dieß Glas da. Ich trinke nie nach einem Bischof."

„Se. Excellenz hatte mir bereits den Rücken gekehrt und ging über sein Podogra fluchend und ohne das geringste Abschiedswort für mich in sein Zimmer zurück. Der Papagei dagegen drehte sich auf dem Stocke um und schrie mir aus allen Kräften nach: „Adieu du, adieu du!"

„Mit diesem Gruße — vielleicht dem letzten aus dem Hause Sr. Excellenz, entfernte ich mich. Aber ich gestehe, daß ich einige Augenblicke auf der Treppe stehen mußte und es nicht verhindern konnte, daß einige Thränen auf die Steine fielen. Es war nicht der Verlust eines mächtigen Gönners, was mich schmerzte; aber — — o ich habe diesen Mann bewundert, habe ihn mit wahrer Ergebenheit geliebt. Ich blickte zu ihm hinauf, es war mir ein Genuß, zu ihm als einem der edelsten und ausgezeichnetsten Menschen der Erde emporzublicken. Auch er schien mich wirklich zu lieben; wenigstens glaubte ich es und dieser Glaube war mir theuer. Und jetzt, jetzt war er auf einmal so verwandelt, so hart gegen mich und — wie es mir damals schien — so unbillig! Es kam mich sehr hart an, ihn weniger edel, weniger gerecht zu finden. Dieß waren meine Gefühle in diesen ersten bitteren Augenblicken. Nachdem ich die Sache ruhiger überlegt, hielt ich es für wahrscheinlich, daß Se. Excellenz einen falschen Bericht über die Sache erhalten und sich noch unter dem Einflusse desselben befunden habe. Jedenfalls fehlte es ihm nicht an triftigen Gründen mit dem Verlauf derselben und meinem Benehmen unzufrieden zu sein; — überdieß litt er eben an seinem Podogra. Ich habe ihm von hier aus geschrieben und kann unmöglich die Hoffnung aufgeben, seine Stimmung gegen mich gemildert zu sehen."

Aber Louise dachte nicht so mild von seiner Stim-

mung; sie meinte, Jakobi sei zu nachgiebig und war im Ganzen sehr böse auf Se. Excellenz.

„Es ist am Besten, man bekümmert sich gar nicht um ihn,“ sagte sie.

Jakobi lächelte. „Ein armer Mann, Se. Excellenz!“ sagte er.

Ein Rückfall.

Während der Mai seinen Roman mit Laub und Leben, Jakobi und Louise den ihrigen in Küssen und manchen süßen Kapiteln schrieben, während Alles im Hause wegen der Hochzeit in Bewegung war und Freude und Scherze dabei auflebten, wie Schmetterlinge in der Lenzsonne, sah man einen Blick sich immer mehr verfinstern, eine Wange immer bleicher werden und zwar die Evas.

Man sagt gewöhnlich, die Liebe sei für den Mann ein Spiel, für das Weib eine Lebenssache. Wenn dieß oft genug der Fall ist, so dürfte es wohl daher kommen, daß das praktische Leben gewöhnlich die Gedanken und Wirksamkeit des Menschen in Anspruch nimmt, und er somit wenig Zeit zur Liebe hat, während das Weib sich mit sich selbst beschäftigen kann und Nichts sie mit Kraft den Liebesqualen entzieht. (Möge die Hofmarschallin verzeihen, daß wir so viel vom Mann und Weib reden.) Es ist nicht unser Loos, hier in der Welt ein Zimmer oder Töpfe zu scheuern, obgleich wir uns, aufrichtig gestanden, nicht ganz unfähig dazu glauben. Eva fand in ihrem ruhigen Hause Nichts, was nach dem Opfer, das sie gebracht hatte, ihre Kräfte aufrecht erhielt. Es gab Nichts, was ihre Seele mächtig von den Gedanken und den Gefühlen abzog, die so lange die theuersten ihres Her,ens gewesen waren. Das stillglimmende Feuer fachte jetzt des Frühlings warmer, liebevoller Wind; fachte jetzt

in aller Unschuld das Leben der Verlobten so voll von Herzlichkeit und Seligkeit — fachte endlich ein noch giftigerer Wind an. Major R's Verlobung mit einer der Schönheiten der Hauptstadt, einer früheren Nebenbuhlerin Evas, war eine der Neuigkeiten dieses Frühlings und versetzte Evas Herzen eine tiefe Wunde. Sie wollte es verbergen, wollte verhehlen, was von einer Liebe übrig war, die Alle mißbilligt hatten und über die sie jetzt selbst erröthen mußte; sie wollte viel verhehlen, was sie in ihrem Innern verabscheute; sie hatte beschlossen die Ihrigen nicht mehr mit ihrer Schwachheit, ihrem Leiden zu betrüben und zu belästigen; sie wollte den Frieden, die Heiterkeit nicht stören, die jetzt wieder im Hause zu herrschen begannen, nach den Unglücksfällen, die es erschüttert hatten; — aber unter dem Versuche, ihre Bürde allein zu tragen, sank ihre nicht starke Seele zusammen. Immer mehr zog sie sich vom Familienkreise zurück, wurde immer stiller und verschlossener, suchte die Einsamkeit und sah ungern, wenn Jemand sie störte. Selbst vor Leonoren verschloß sie sich, obgleich diese wie ein guter Engel an ihrer Seite ging. Ihr milder Blick ruhte so zärtlich unruhig auf Eva; sie suchte alle störenden Eindrücke von ihr zu entfernen, nahm jede ihr unangenehme Beschäftigung auf sich und verpflegte sie, wie eine Mutter ein krankes Kind verpflegt. Eva ließ sie gewähren, schien aber kaum die Liebe zu merken, die ihr auf diese Art folgte und versank täglich mehr in ihr stummes Gemüthsleiden. Die damaligen Zerstreuungen im Hause hatten die Meisten gehindert, auf ihre Stimmung Acht zu geben und so war sie viel sich selbst überlassen gewesen.

Seit ein Paar Abenden hatte sich Eva unmittelbar nach dem Thee in ihr Zimmer hinabbegeben — denn in dem neuen Hause wohnten einige von den Töchtern bis auf Weiteres parterre — und war den ganzen Abend nicht wiedergekommen, sondern hatte sich mit einem gelinden Kopfweh entschuldigen lassen. Es war Grundsatz

der Eltern, ihre Kinder, nachdem sie einmal groß geworden, zu Nichts weder im Großen noch im Kleinen anders zu zwingen, als durch Liebe. Diese hatte aber auch eine große Macht im Hause und die Freude des Familienvaters, seine Töchter Abends um sich zu sehen, war ein hinreichender Grund für dieselben, nicht aus irgend einer Laune oder unnöthigen Ursache wegzubleiben. Als nun Eva am dritten Abend auf dieselbe Art ausblieb, wurde der Vater unruhig und die Mutter ging zu ihr hinab, während die übrige Familie und einige Freunde derselben ein kleines Concert aufführten. Aber die Mutter fand Eva nicht auf ihrem Zimmer. Es war leer und unruhig wollte sie wieder hinaufgehen, als ihr Ulla begegnete, die eben betten wollte:

„Wo ist Eva?“ fragte Elise scheinbar sorglos.

Ulla stutzte, wurde roth, dann blaß und antwortete endlich zögernd: „Sie ist . . . ausgegangen, glaube ich.“

„Wohin?“ fragte Elise, sogleich unruhig geworden.

„Ich glaube — zum Grabe des jungen Herrn.“

„Zum Grabe? — So spät! Ist sie schon mehrere Abende dahingegangen?“

„Dieß ist jetzt der dritte Abend. Und, beste gnädige Frau, die Sache geht mir sehr zu Herzen, es ist nicht richtig damit.“

„Was ist nicht richtig, Ulla?“

„Daß Fräulein Eva so spät zum Grabe geht und nie vor zehn Uhr nach Hause kommt — und daß sie so allein sein will. Gestern weinte Fräulein Leonore, und bat sie so innig nicht zu gehen, oder wenigstens sie mitzunehmen. Aber das wollte Fräulein Eva nicht, sondern sagte, sie wolle nicht gehen und bat Fräulein Leonore zu den andern Herrschaften hinaufzugehen und sie allein zu lassen. Aber sobald Fräulein Leonore sie verlassen hatte, ging sie doch aus, mit bloß einem dünnen Shawl über dem Kopf. Und heute Abend ist sie wieder dahingegangen. Ach ich habe sehr darüber geweint, beste gnädige

Frau. Es muß ein großer Kummer sein, der sie verzehrt, denn sie wird mit jedem Tage blässer."

Sehr unruhig über diese Mittheilung, eilte Elise ihren Mann aufzusuchen. Sie fand ihn eifrig mit seinen Papieren und Büchern beschäftigt, aber er ließ Alles liegen, als er das bekümmerte Gesicht seiner Frau erblickte. Sie erzählte ihm, was sie von Ulla gehört, und erklärte, sie wolle sogleich selbst auf den Kirchhof gehen.

„Ich gehe mit," sagte der Landrichter. „Sage nur zu Louise, sie soll mit dem Nachtessen warten, bis wir zurückkommen. Ich glaube, es wird uns Niemand vermissen. Sie sind ganz mit der Musik beschäftigt."

Gesagt, gethan. Die Gatten gingen aus. Es war etwa halb zehn Uhr. Es war in der Mitte Mais, allein die Luft war kalt und ein feuchter Nebel fiel.

„Gütiger Gott," sagte der Landrichter leise, „sie zieht sich den Tod auf den Hals, wenn sie in dieser Luft und zu dieser Stunde sich auf dem Kirchhof aufhält."

Als die Gatten sich dem Kirchhofe näherten, sahen sie ein Frauenzimmer schnell durch das Thor desselben hineingehen. Es war nicht Eva, denn Eva saß auf ihres Bruders Grabe; dort saß sie unbeweglich auf der Erde und glich einem Gespenste. Im Uebrigen war der Kirchhof öde. Die Person, die vor den Gatten vorausging, näherte sich leise dem Grabe und blieb einige Schritte davor stehen.

„Eva!" sagte eine bittende, kummervolle Stimme. Es war die Leonorens. Der Landrichter stellte sich mit Elise hinter ein Paar buschigen Fichten auf. Ganz an dem nehmlichen Platze war er früher einmal gestanden und hatte ein Gespräch ungleicher Art angehört.

„Eva!" wiederholte Leonore, mit einem Ausdruck durchdringender Zärtlichkeit.

„Was willst du von mir, Leonore?" fragte Eva ungeduldig, aber ohne sich zu rühren. „Ich habe dich ja gebeten, mich allein zu lassen."

„Ach ich kann dich nicht lassen, Eva. Warum sitzest du hier in dem nassen kalten Abend und auf der Erde? O komm nach Hause, komm mit mir nach Hause."

„Geh du nach Hause, Leonore. Diese Luft ist nicht für dich. Geh heim zu den Fröhlichen und sei glücklich mit ihnen."

„Erinnerst du dich, Eva, wie ich vor mehreren Jahren an Seele und Leib krank war? Erinnerst du dich, wer da die Fröhlichen verließ, um mich zu trösten? Ich bat sie, mich zu verlassen, allein sie ging nicht von mir. So gehe ich jetzt auch nicht von dir."

„Ach gehe, geh' doch, laß mich allein. Ich stehe jetzt doch allein auf der Welt da."

„Eva, du thust mir sehr weh. Du weißt ja, daß ich nie Jemand auf der Welt so sehr geliebt habe wie dich. Ich härmte mich sehr ab, als du uns verließest und das Haus schien mir ganz leer; aber ich tröstete mich mit dem Gedanken: Eva kommt bald zurück. Du kamst und da war ich so froh; ich dachte, wir sollten so glücklich bei einander sein. Aber ich sah deutlich genug, daß ich dir jetzt nur noch wenig war, aber ich liebte dich wie früher und wenn du glaubst, ich habe das Leiden nicht empfunden, das du empfandest, ich habe nicht mit dir und um dich geweint, so thust du mir wahrhaftig Unrecht. Ach, Eva, so manche Nacht, wo du vielleicht glaubtest, ich liege in süßem Schlummer, bin ich an deiner Thüre gesessen und habe gehört, wie du weintest, und habe geweint und für dich gebetet; allein ich wagte mich nicht in dein Zimmer hinein, weil ich glaubte, dein Herz sei mir verschlossen." Leonore weinte bitterlich.

„Du hast Recht, Leonore," antwortete Eva; „es ist viel in mir verschlossen gewesen, was früher offen war. Dieses Gefühl — diese Liebe zu ihm — o sie hat meine ganze Seele verschlungen. Einen Augenblick glaubte ich, ich könnte sie überwinden; aber — jetzt glaube ich es nicht mehr!"

„Bereust du deine Entsagung? Sie war so edel. Wünschest du dich immer noch mit ihm zu verbinden?“

„Nein, nein, damit ist es vorbei. Lieber wollte ich jetzt sterben. Aber — siehst du Leonore, ich habe ihn so sehr geliebt. Ich habe die Liebe gekostet. Sie hat mich fühlen lassen, wie entzückend, wie göttlich das Leben sein kann; — o Leonore! Der klare, sonnenwarme Sommertag ist dieser nebligen Abendstunde nicht unähnlicher, als das Leben, das einen Augenblick für mich aufging, der Zukunft unähnlich ist, die jetzt vor mir liegt.“

„Das scheint dir jetzt so, Eva, das glaubst du bloß jetzt; aber — laß eine kleine Zeit vorüber gehen, dann wirst du sehen, daß es anders wird. Was du jetzt empfindest, ist der Wellenschlag nach dem Sturme, aber auch dieser legt sich seiner Zeit. Laß eine kleine Zeit vorübergehen und du wirst sehen, daß die schmerzlichen Gefühle sich legen und das Leben wieder klar für dich werden wird. Erinnerst du dich, wie es dir früher Vergnügen machte, an den Himmel zu sehen, wenn die Wolken sich trennten, und wie du dann sagtest: „Siehe, es klärt sich auf! Wie schön der Himmel ist!“ Und deine blauen Augen glänzten dabei von Freude und Frieden. Glaube mir, Eva, die gute Zeit wird wieder kommen, wo du wieder so zum Himmel aufblicken und so freudige und friedvolle Gefühle haben wirst.“

„Nein!“ brach Eva weinend aus; „ach diese Zeit wird nie wieder kehren. Damals war ich unschuldig; — deßwegen sah ich den Himmel sich über mir klären. Jetzt hat so viel Böses, so viel Unreines meine Seele befleckt, ja und befleckt sie noch!.... O Leonore! Wenn du wüßtest, was ich seit einiger Zeit empfunden habe — du würdest mich nicht mehr lieben! Glaubst du wohl, daß Louisens unschuldiges Glück mir Neid einflößt, daß die Heiterkeit, die im Hause wieder aufzuleben beginnt, mich Bitterkeit empfinden läßt? — Bitterkeit gegen meinen Nächsten, meine Geliebten! O ich kann mich selbst verabscheuen. Ich habe mich selbst mit den strengsten Worten

bestraft, ich habe mit bittern Thränen gebetet, aber dennoch . . . ."

„Liebe Eva, du mußt Geduld mit dir selbst haben du darfst nicht . . . ."

„Ach ich bin meiner selbst und des ganzen Lebens bereits gänzlich überdrüssig. Ich habe ein Gefühl, wie einer, der schon lange gegangen und sehr müde ist, aber dennoch weiter gehen muß und nie zum Ziele kommen wird. Es war mir, als müßte ich den Meinigen allen eine Last werden. Und als ich euch Alle so glücklich, so fröhlich bei einander sah, während mir Brust und Kopf vor Bitterkeit brannte, da habe ich hinausgehen müssen, hinaus in den kühlen Abendthau; da habe ich mich gesehnt in der Erde zu ruhen, auf welche er fällt; — ich habe mich gesehnt, mich vor Allen tief, tief unten im Grabe verbergen zu können."

„Aber vor mir wirst du dich doch nicht verbergen können; von mir wirst du nicht gehen, Eva. Wohin du gehst, werde ich dir folgen. O was wäre mir auch das Leben, wenn du in Verzweiflung aus demselben gingest? Du wirst nicht mehr allein zum Grabe gehen, Eva, denn ich werde dir folgen; und wenn du nicht willst, daß ich mich neben dich setze, so werde ich mich dort auf die Kirchhofmauer setzen, damit dieselbe Abendfeuchtigkeit, welche dich durchdringt, auch mich durchdringt, derselbe Nachtwind, der deine Brust anweht, auch an die meinige bläst, damit sie in dem Grab, in das sie dich legen, auch mich an deine Seite legen. Und gerne werde ich um deinetwillen sterben, wenn — du nicht mir zu liebe leben wirst. O Eva, willst du nicht? Willst du nicht leben für mich, für die Vielen, die dich lieben? Wir werden Alles versuchen, um dich glücklicher zu machen. Gott wird uns helfen und die Zeit wird kommen, wo alle Bitterkeit der Gegenwart wie ein Traum sein wird, wo alle großen, lieblichen Gefühle, alle anmuthigen Eindrücke, die das Leben besitzt, für dich wieder aufleben werden. Du wirst wieder unschuldig, wirst noch mehr werden,

— denn die Tugend ist eine höhere, eine verklärte Unschuld. O Eva, wenn er, dessen Staub noch unter uns ruht, dessen Geist uns jetzt vielleicht unsichtbar umgibt, wenn er, der besser und reiner war, als wir Alle, in diesem Augenblick mit vernehmbarer Stimme zu uns sprechen könnte, sicherlich würde er mit mir bitten: „O Eva, lebe, lebe für diejenigen, die dich lieben! Das Erdenleben mit seinen Qualen und Freuden ist ja so schnell vorüber und dann ist es ein herrliches Gefühl, mit seinem Leben Jemand Freude auf Erden gemacht zu haben — das gibt auch Freude im Himmel. Der große Tröster über allen Betrübten wird dich nicht verläugnen. Verläugne du ihn nicht. Habe Geduld, harre aus! Der Friede kommt, er kommt gewiß...."

Die Worte erloschen; beide Schwestern hatten die Arme um einander geschlungen und ihre Thränen vermischt. Evas Kopf ruhte an Leonorens Schultern, während sie nach langem Schweigen mit matter Stimme sagte:

„Sprich Nichts, mehr Leonore: ich will Alles thun, was du willst. Nimm mich, thu' mit mir was du willst; — ich bin in diesem Augenblick zu schwach, um mich selbst zu tragen .... Stütze mich; — ich will dir folgen. Du bist mein guter Engel."

Andere schützende Engel nahten sich jetzt und schlossen die Schwestern in zärtliche Arme. Von diesen geführt kehrte Eva nach Hause zurück. Sie war jetzt die Ergebung und Liebe selbst und bat zu wiederholten Malen Alle zärtlich, ihr zu verzeihen. Sehr angegriffen von dem Auftritte des Abends nahm sie gerne von der Mutter einige stillende Tropfen an; Leonore half ihr ins Bett und las ihr dann beruhigende Worte vor, bis sie einschlief.

In dieser Nacht ging der Landrichter unruhig in seinem Schlafzimmer auf und ab, während er mit seiner im Bette ruhenden Gattin also sprach:

„Eine Badreise und zwar in deiner Gesellschaft wäre jetzt das Beste für sie. Aber — ich weiß nicht, wie ich jetzt ohne dich sein kann, und überdieß — wo nehmen

wir das Geld her? Wir haben große Verluste gehabt und sehen großen Ausgaben entgegen; erstens Louisens Hochzeit und dann, ohne einiges Geld in die Hand können wir unser Mädchen doch nicht aus dem Hause lassen — endlich der Aufbau unsers Hauses .... wir müssen noch ein Kapital aufnehmen; — ich sehe keinen andern Ausweg. Eva muß gerettet, ihre Seele zerstreut, ihr Körper gestärkt werden, es mag nun kosten, was es wolle. Ich muß sehen, daß ich ein Kapital ...."

„Es bedarf dessen nicht, Ernst," sagte Elise; der Landrichter blieb plötzlich stehen und sah seine Frau verwundert an, die halb im Bett aufgerichtet ihn mit einem freudestrahlenden Gesichte anblickte. „Komm," fuhr sie fort, „setze dich hieher, und laß dich an etwas erinnern, was sich vor fünfzehn Jahren zutrug."

„Was sind das für Geschichten?" sagte er, lächelte aber freundlich, setzte sich auf den Rand des Bettes und nahm die Hand, die Elise ihm reichte.

„Vor fünfundzwanzig Jahren ...."

„Vor fünfundzwanzig Jahren? Gott behüte mich, du versprachst bloß auf fünfzehn zurückzugehen."

„Nur Geduld, mein Lieber. Das ist der erste Theil der Geschichte. Erinnerst du dich, wie du vor fünfundzwanzig Jahren im Anfang unserer Ehe Plane zu einer Reise in das schöne Vaterland deiner Mutter machtest — ich sehe jetzt, Ernst, daß du dich erinnerst; wie wir dort herum wandern und unsere Freiheit und Gottes schöne Natur genießen wollten! Diese Aussicht machte dir so viele Freude. Da kamen aber Widerwärtigkeiten und Sorgen und Kinder und besonders für dich unaufhörliche Geschäfte, wodurch unsere norwegische Reise mit jedem Jahre mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Dennoch blieb sie lange ein Lichtpunct für deinen Blick in die Zukunft; aber jetzt seit einiger Zeit scheinst du sie vergessen zu haben; ja denn du hast dich selbst und deine Genüsse vergessen über der Arbeit für die Deinigen, hast alle deine Freude, deine Plane in deinem Wirkungskreise

und deinem Hause vergessen. Aber ich habe die norwegische Reise nicht vergessen und in fünfzehn Jahren Mittel dazu geschafft."

„In fünfzehn Jahren? Was meinst du damit?"

„Ich komme jetzt an den zweiten Theil meiner Geschichte. Erinnerst du dich, Ernst, daß wir vor fünfzehn Jahren nicht so glücklich waren wie jetzt? Du hast es vergessen! Nun um so besser. Auch ich erinnere mich kaum noch; das Gummi-Elasticum der Liebe hat die schwarzen Züge verwischt. Aber das weiß ich noch, daß ich damals im wirklichen Leben und in all dem Guten, was es mir bot, nicht recht zu Hause war und daß ich mich mit Abfassung eines Romans dafür tröstete. Bloß um meine Romanpersonen zu versorgen, versäumte ichs mehremale, meinen Herrn und Gemahl zu bedienen — denn die Männer haben doch eine entschiedene Ungeschicklichkeit, sich selbst zu pflegen."

„Gar zu liebenswürdig."

„Nimm vorlieb. Nun eines Abends kam sein Thee und mein Roman in Collision; es entstand eine schreckliche Geschichte daraus. Aber ich gelobte in meinem Herzen, eines Tags die beiden Nebenbuhler zu versöhnen. Siehst du — mein Manuscript — du hattest die Güte es Plunder zu nennen — das sandte ich einem sehr aufgeklärten Mann, einem Professor, einem Mann von ausgezeichnetem Geschmack und Urtheil, was schon daraus hervorgeht, daß er an dem Plunder Geschmack fand und — was sagst du dazu — eine kleine artige Summe dafür bezahlte, ihn behalten und in die Welt einführen zu dürfen. Sieh nicht so finster drein, Ernst; ich habe seitdem nie wieder die Gänsefeder ergriffen, um Romane zu schreiben; mein eigener Roman hat mir genug zu schaffen gemacht und ich hätte nie mehr wünschen können Etwas zu thun, was du nicht gerne sahest. Siehst du, du hast alle deine Nebenbuhler verdrängt. Aber diesen ersten beschloß ich zu einem Mittel für die norwegische Reise zu machen. Die kleine Summe von 200 Reichsthalern Banko,

die er mir eingetragen, habe ich zu diesem Ende in eine Bank gelegt und im Verlauf von fünfzehn Jahren hat sie sich so vermehrt, daß sie jetzt ihren Zweck vollkommen erfüllen muß. Und wenn je der Augenblick zu ihrer Anwendung gekommen ist, so ist es der jetzige. Mir ist die Reiselust vergangen. Ich wünsche jetzt nur noch Ruhe. Aber du und —"

„Und du glaubst, ich wollte deine —"

„O Ernst, wie solltest du nicht wollen, wenn ich dir sage, welche Freude dieser Gedanke mir bereitet hat? Dieses Geld, das von Jahr zu Jahr gesammelt wurde, um dir einmal ein großes Vergnügen zu bereiten, war mir immer wie ein Schatz verborgener Freude, der manchmal meine Seele gestärkt und belebt hat. Wenn je eine kleine Wolke zwischen uns gekommen ist, wenn ich schwach und empfindlich gewesen bin oder du vielleicht ein Bißchen zu streng gegen mich, so hat der Gedanke an diesen Schatz meine Seele getröstet und mich mit dem Leben versöhnt. Mache mich jetzt vollkommen glücklich dadurch, daß du dich damit erfreuen lässest. Nimm ihn, mein Ernst, mache dir damit einen vergnügten Sommer, ich bitte dich darum auch um unserer Kinder willen. Nimm Eva und wo möglich auch Leonore mit; Nichts wird Evas Seele mehr beleben, als eine solche Reise mit dir und Leonoren in einer großen und schönen Natur. Das Geld kann in einem Monat eingezogen werden; — ein Paar Monate Urlaub kann man unmöglich einem Manne abschlagen, der mehr als dreißig Jahre hindurch unaufhörlich im Dienste des Staats gearbeitet hat, und wenn Louise mit ihrem Mann uns verläßt, wenn der Frühling und die Natur am schönsten sind, dann wirst auch du auswandern, wirst dir nach so vieljährigen Mühseligkeiten Erquickung holen und die Wunde im Herzen unseres kranken Kindes heilen."

Plane und Gegenplane.

Am folgenden Morgen kam Eva in ihres Vaters Arbeitszimmer. Er verließ sogleich sein Geschäft, empfing sie mit großer Zärtlichkeit, setzte sie neben sich auf den Sopha, und mit dem einen Arm um ihren Leib geschlungen und ihre Hand in der seinigen, sah er sie mit einem gütigen aber forschenden Blicke an, indem er sagte:

„Willst du Etwas von mir, mein Kind? Kann ich Etwas für dich thun? Sag' es mir, sprich."

Aufgemuntert durch diese Güte schilderte Eva dem Vater den Zustand ihrer Seele. Um ihn zu besiegen, um wieder Ruhe und Stärke zu gewinnen, wollte sie ein wirksameres Leben beginnen. Es war eine Lehrstelle in einer Mädchenpension in der Stadt erledigt und Eva wünschte sie sogleich anzunehmen, aber bloß für den Sommer, während welcher Zeit sie und Leonore sich vorbereiten wollten, auf den Herbst eine eigene Erziehungsanstalt zu eröffnen, woran sie schon lange gedacht haben und die ihnen eine nützliche und selbständige Existenz verschaffen sollte. Eva bat ihren Vater um Einwilligung zu diesem Plan. „Leonore und ich," fuhr sie fort, „haben heute früh viel darüber gesprochen; wir glauben ihn ausführen zu können mit dem Rath und der Hülfe, auf die wir hoffen dürfen. Ach Vater! mir ist ganz bange vor meiner eigenen Schwachheit. Ich muß äußere Mittel zu Hülfe nehmen, um sie zu bekämpfen. Ich will wirksam werden, ich will arbeiten und über der Arbeit das Vergangene vergessen, mich selbst vergessen und nur zur Freude derjenigen leben, die mich lieben und denen ich so viel Unruhe, so manchen Kummer bereitet habe."

Sehr gerührt drückte der Vater die Tochter in seine Arme und sagte: „Mein Kind, mein liebes Kind! Du hast Recht und du thust Recht. Du sollst deinen Wunsch ausführen und was in meinen Kräften steht, soll ge-

schehen, um euern Plan zu befördern. So werden ja recht viele Erziehungsanstalten von unserem Haus ausgehen. Aber es schadet Nichts; es gibt keine nützlichere Anstalten auf Erden. Nur Etwas behalte ich mir bei deinem und Leonorens Beschlusse vor. Den Herbst und den Winter mögt ihr eurem Institute widmen; aber den Sommer — den müßt ihr eurem Vater schenken und Frau B. mag sich eine Lehrerin suchen, wo sie eine bekommen kann, nur nicht in meinem Hause. Ich bin jetzt nicht im Stande, eine solche abzugeben."

„Ach Vater, jede geschäftslose Stunde ist mir eine Last! . . ."

„Wir werden die Last zusammen tragen, mein Kind; Leonore, ich und du auf einer Wanderung in den Westen. In einigen Wochen gedenke ich eine Reise zu unternehmen, nach der ich mich schon viele Jahre gesehnt habe; ich will das schöne Vaterland meiner Mutter besuchen. Willst du, Eva, seine frische Bergluft mit mir einathmen? Allein würde ich wenig Freude von der Reise haben; in deiner und Leonorens Gesellschaft wird sie mich wieder jung machen. Unsere Häupter sind niedergebeugt worden, mein Kind, aber in Gottes schöner Natur wollen wir sie aufs Neue emporrichten und athmen. Nicht wahr, du gehst mit? Gut! Komm jetzt mit mir zu deiner Mutter; denn ihr allein haben wir es zu verdanken, daß die Reise gemacht werden kann." Und seinen Arm um den Leib der Tochter geschlungen ging der Landrichter zu seiner Frau. Leonore war bei ihr. Ein Quartett von Mozart ist nicht harmonischer, als dasjenige, das jetzt aufgeführt wurde.

Den ganzen Tag über war Eva ungewöhnlich lebhaft, aber am Abend bekam sie ein brennendes Fieber. Ein Angstgefühl schlich sich über die ganze Familie. Man glaubte, ein neues Grab sei im Begriff sich zu öffnen und Unruhe malte sich auf allen Gesichtern. Mit einem Eifer, der nicht ohne Fieberwahnsinn war, verlangte Eva, man solle nach dem Assessor schicken. Er kam sogleich.

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir!" rief Eva, indem sie ihm die Hand reichte, „ich bin so undankbar gegen Sie gewesen! Aber ich war so krank im Herzen, es war ganz verändert. Doch jetzt wird es wieder gut werden; Leonore hat ihm Gesundheit gegeben. Ich bin jetzt sehr krank; meine Hände brennen, der Kopf schmerzt mich. Geben Sie mir mein kleines Kästchen, damit ich es zwischen meinen Händen halte und meinen Kopf daran lehne; eher wird es nicht besser mit mir. Sie, mein Freund, werden mich wieder gesund machen, damit ich die Meinigen erfreuen kann. Ich will nicht, daß man sich noch mehr über mich gräme."

Der Assessor trocknete stumm die Thränen aus seinen Augen, und während Eva ihre Stirne an das Kästchen lehnte, sprach sie eifrig, aber nicht ganz zusammenhängend von ihren Planen für die Zukunft.

„Sehr brav! Sehr brav!" sagte der Assessor sie unterbrechend, „und ich will auch dabei sein; ich will dem ganzen Mädchenschwarm Unterricht in der Botanik geben; und dazwischen hinein wollen wir sie in den Wald und ins Grüne hinaustreiben, damit sie auch sehen, was diese Welt Schönes hat. Aber jetzt, Eva, dürfen Sie nicht mehr plaudern, sondern trinken Sie hübsch das Glas da aus."

Willig nahm Eva das stillende Getränke und wurde darauf ruhiger. Sie war die gehorsamste und liebenswürdigste Patientin und bewies ihrem alten Freund ein Vertrauen, das ihm durchs Herz drang. Tag und Nacht hätte er an ihrem Bette sitzen mögen.

Evas Krankheit war ein heftiges Nervenfieber, das sie beinahe drei Wochen im Bette hielt und ihre Angehörigen in große Unruhe versetzte. Für sich selbst, für die Gesundheit ihrer Seele waren diese Erschütterungen wohlthuend, aber noch wohlthuender war die unendliche Liebe, womit sie sich von Allen umfaßt sah. Eines Tags im Anfang ihrer Genesung, da sie aufsaß und sich von all den behaglichen Dingen umgeben sah, welche die

Liebe und das Haus um einen geliebten Leidenden versammeln, lehnte sie sich an Leonore und sagte: „Ach wer sollte nicht leben wollen, wenn man sich so geliebt sieht!"

Mittlerweile war Louisens Hochzeittag immer näher gerückt.

Eine Ueberraschung.

Drei Tage vor der Hochzeit rollte ein prächtiger vierspänniger Reisewagen durch die Straßen der Stadt X. und zog durch sein gewaltiges Getöse alle neugierigen Bewohner der Häuser an die Fenster.

„Sahst du, Schwesterchen," schrie die Großhändlerin Sauer der Postmeisterein Herb zu, „sahst du den prachtvollen Reisewagen, der so eben vorbeifuhr? Sahst du den allerliebsten Jungen, der links saß und so vornehm aussah mit seinem schneeweißen Hals und offenen Hemdkragen? Ach Herr je, wie er mich ansah! Er war gar zu lieb! — er sah aus wie ein leibhaftiger Prinz."

„Schwesterchen," antwortete die Postmeisterin, „hast du aber den Herrn nicht gesehen, der rechts im Wagen saß? Es war ein prächtiger Herr, kann ich dir sagen. Er saß so hoch und pommadig im Wagen und war so in seinen prächtigen Pelz eingehüllt, daß man nicht das Geringste von seinem Gesichte sah. Das sind ganz gewiß vornehme Leute."

„Ich sah den Knaben flüchtig," sagte die von Händen und Haut graubraune Annette, indem sie von ihrer groben Näharbeit aufsah mit einem Blicke, ungefähr wie ein Gefangener, wenn er vom Gefängniß aus in eine freiere, schönere Existenz schaut. „Er sah mit den großen blauen Augen so ruhig durch die Spiegelglasfenster des Wagens, er sah rein und ernst aus, wie ein Engel Gottes."

„Ja freilich, wir wissen ja so gut. wie die Engel

Gottes aussehen!“ sagte die Postmeisterin schnaubend mit einem strengen Blick auf Annette, „und das kann uns auch ganz und gar einerlei sein. Aber ich möchte doch wissen, wer die vornehmen Herrschaften sind. Es würde mich nicht wundernehmen, wenn es Se. königliche Hoheit unser gnädiger Kronprinz selbst wäre, der gegenwärtig mit seinem ältesten Sohne incondito im Lande herumreist.“

„Du kannst Recht haben, Schwesterchen, so wird es wohl sein. Denn er sah ganz aus wie ein Prinz, der liebe Junge, wie er so da saß und mich durchs Fenster anblickte, er hat mich so hübsch angelächelt.“

„Nun meine Herrschaften, wir werden wohl vornehme Gäste in unsere Stadt bekommen haben!“ rief hustend der Rathsherr Nyberg, indem er ins Zimmer trat.

„Sind sie hier abgestiegen?“ riefen beide Frauen zugleich.

„Meine Frau sah den Wagen anhalten und . . . . .“

„Nun um Gottes willen, Herr Stadtrath, was denken Sie, daß Sie nicht Lärm schlagen und sich zur Aufwartung anschicken? Sorgen Sie doch, daß die Bürgerschaft sich versammelt.“

„Wie, was, wer?“ fragte der Rathsherr, indem er wie ein aus dem Schlaf Erwachender seine grauen Augen aufsperrte: „Ist es vielleicht . . . .“

„Ja wahrscheinlich Se. königliche Hoheit selbst in eigener Person, möglicherweise sogar Se. Majestät!“

„Herr Gott!“ sagte der Rathsherr und sah aus, wie wenn das Rathhaus eingepurzelt wäre.

„Aber so eilen Sie doch um Gottes willen. Springen Sie, sehen Sie nach, erkundigen Sie sich und bleiben Sie nicht da stehen und halten Maulaffen feil!“ rief heiser und außer sich die Postmeisterin, indem sie mit ihrem großen Leichnam in dem knackenden Sopha auf und nieder schaukelte. „Du Schwesterchen könntest dich wohl auch ein wenig auf die Beine machen und Annette auch, statt da zu sitzen und mit dieser Näherei, aus der

doch Nichts wird, die Zeit zu vertrödeln. Lauf so schnell du kannst, Annette, und sieh was los ist; aber komm im Augenblick wieder und erzähle es mir armen Person, die der liebe Gott mit Ungemach und Krankheit geschlagen hat; — vorwärts, schnell, marsch."

Der Rathsherr lief, Schwesterchen Sauer lief, Mamsell Annette lief, auch wir laufen, mein Leser, um aus dem prächtigen Reisewagen einen hochgewachsenen, Etwas bejahrten Herrn, nebst einem eilfjährigen Jungen von zarter Körperbildung und edlem Gesichte steigen zu sehen. Es war Se. Excellenz O. und sein jüngster Sohn.

Sie stiegen bei dem Hause ab, wo die Frank'sche Familie wohnte und gingen hinauf. Se. Excellenz trat in den Saal, ohne sich anmelden zu lassen, und stellte sich selbst Elisen vor, die, obgleich überrascht, den unerwarteten Gast mit ihrer gewöhnlichen, ungezwungenen Anmuth empfing, die Abwesenheit ihres Mannes beklagte und bei sich dachte, Jakobis Beschreibung von der Persönlichkeit Sr. Excellenz sei nicht im Mindesten übertrieben. Se. Excellenz war jetzt in der glänzendsten Laune und bekam eine plötzliche Offenbarung, daß er und Elise verwandt seien, er nannte sie die ganze Zeit über Cousine und sagte ihr viel Schönes von ihrer Familie, von der er viel gehört habe, namentlich auch von einem gewissen jungen Manne, auf den er hohen Werth setze. Se. Excellenz setzte hinzu, so sehr es ihn freue, jetzt endlich die persönliche Bekanntschaft seiner Cousine gemacht zu haben, so müsse er dennoch gestehen, daß sein Besuch dießmal dem besagten Manne gelte, und er fragte nun nach Jakobi.

Jakobi wurde geholt und kam schnell, nicht ohne sichtbare Rührung auf seinem Gesichte. Se. Excellenz ging ihm entgegen, reichte ihm lebhaft die Hand und sagte: „Es freut mich, Sie zu sehen. Mein verwünschtes Podogra ist zwar noch nicht ganz fort, aber ich konnte nicht so nahe an der Stadt vorbeireisen, ohne einen kleinen Umweg zu machen, um Ihnen zu Ihrem bevorstehen-

den Festtage Glück zu wünschen und Ihnen Etwas vorzuschlagen — — aber Sie müssen mich Ihrer Braut vorstellen."

Jakobi that es mit glänzenden Augen. Se. Excellenz nahm Louisens Hand und sagte: „Ich wünsche Ihnen Glück dazu, einen der besten und ehrenwerthesten Menschen, die ich kenne, zum Manne zu erhalten. Es ist mir sehr lieb, dieß Jakobis Braut persönlich sagen zu können." Mit freundlich durchdringendem Blick heftete er hiebei seine Augen auf sie und küßte ihre Hand. Louise erröthete tief und sah vergnügter aus, als sich mit ihrem kurz vorher ausgesprochenen Vorsatze, sich gar Nichts um Se. Excellenz zu bekümmern, zusammenreimte.

Auch auf die andern Töchter des Hauses, die zugegen waren, heftete er seine kräftigen Augen mit einem Blicke, der mehr auf die Seele, als auf den Leib zu sehen schien. Mit sichtbarem Wohlbehagen ruhten sie auf der schönen Gabriele, indem er langsam sagte: „Auch ich habe eine Tochter gehabt, eine einzige — aber sie wurde mir genommen." Hier schien ihn ein wehmüthiges Gefühl zu ergreifen, aber er schüttelte es schnell von sich, stand auf, ging zu Jakobi und sagte mit lauter freundlicher Stimme zu ihm:

„Mein bester Jakobi, Sie haben mir das letzte Mal, als wir einander sahen, gesagt, daß Sie in Stockholm eine Lehranstalt für Knaben zu errichten gedenken. Das freut mich, denn ich habe Proben, daß Ihre Fähigkeit als Lehrer und Führer der Jugend nicht gewöhnlicher Art ist. Ich wünsche Ihnen einen Zögling anmelden zu dürfen — meinen kleinen Jungen da. Sie würden mir einen wirklichen Dienst erweisen, wenn Sie ihn in zwei Monaten annehmen könnten; denn bis dahin muß ich eine Reise ins Ausland unternehmen, die lange dauern dürfte, und ich möchte dann meinen Jungen in guten Händen wissen. Ich wünsche, daß er wenigstens zwei bis drei Jahre in Ihrer Obhut bleibt. Sie werden leicht einsehen, daß ich Ihnen nicht das Theuerste, was ich

auf Erden besitze, übergeben würde, wenn ich nicht das vollkommenste Vertrauen zu Ihnen hegte. Deßhalb gebe ich Ihnen in Beziehung auf ihn keine Vorschriften, als die einzige: Betrachten Sie seine Seele als Reichsgeld und seinen Körper als Banko, besonders in der ersten Zeit. Und wenn Bitten mütterliche Pflege erkaufen können," fuhr Se. Excellenz gegen Louise fort, „so will ich mich mit diesen an Sie wenden. Sorgen Sie gut für meinen Jungen, er hat keine Mutter mehr."

Mit einer schnellen Bewegung nahm Louise den Jungen zu sich und umarmte und küßte ihn mit Herzlichkeit. Ein sonnenscheinähnliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Vaters und sicherlich hätten keine Worte von Louise ihn so zufrieden gestellt, wie diese stumme, aber deutliche Antwort des Herzens. Jakobi stand mit Thränen in den Augen da und vermochte nicht viel zu sprechen. Allein Se. Excellenz verstand ihn und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Dürfen wir nicht die Pferde ausspannen lassen? Wollen Ew. Excellenz nicht die Güte haben, mit uns zu Mittag zu speisen?" waren die bittenden Fragen, die mit großer Herzlichkeit rund um ihn herum wiederholt wurden.

Aber „unmöglich," so gerne Se. Excellenz es auch gethan hätte. Er hatte versprochen, auf Strö.... bei Graf B. drei Meilen von der Stadt Mittag zu machen.

Aber ein Frühstück! — doch wenigstens ein kleines Frühstück? es soll augenblicklich servirt werden. „Der kleine Graf Axel würde gewiß gerne Etwas zu sich nehmen!" versicherte mit freundlicher Zuversicht Louise, die an den künftigen Zögling ihres Mannes bereits die Hand gelegt zu haben schien. Der kleine Graf Axel sagte nicht nein und Se. Excellenz, dessen Benehmen mit jedem Augenblick etwas Herzlicheres und Fröhlicheres bekam, sagte, ein kleines Frühstück in solcher Gesellschaft würde ihm vortrefflich schmecken.

Mit Entzücken und brennendem Eifer deckte Berg=

ström den Tisch für den hohen Gast. Mittlerweile plauderte dieser mit sichtbarem Wohlgefallen mit Elise und Jakobi und richtete oft beinahe unmerklich prüfend die Rede an Louise. Und Mutter und Bräutigam freuten sich in ihrem Herzen, daß sie mit ihrem ruhigen Verstand die Prüfung so vortrefflich bestand.

In einem Fenster unterhielt der junge Graf Axel Gabriele damit, daß er seine goldne Uhr vor ihr repetiren ließ, wodurch der ernste und schweigsame Knabe der Mühe überhoben wurde, auf eine andere Art an der Unterhaltung Theil nehmen zu müssen, und Gabriele, die auf seine Ideen einging, wunderte sich über die wundersamen Eigenschaften der Uhr und ließ sie einmal ums andere repetiren, während ihr schönes, lebendiges Lächeln und ihre scherzhaften Worte dem jungen Axel immer mehr Vertrauen einflößten.

Das Frühstück war fertig, wurde von der überglücklichen Bergström aufgetragen und von Sr. Excellenz, der ein feiner Kenner war, gespeist und gepriesen; er ließ sich von Louise beschreiben, wie man die vortrefflichen Anjovis einmachte und trank in Madeira ihre und ihres Bräutigams Gesundheit.

Gegen das Ende des Frühstücks kam der Landrichter nach Hause. Der an Stolz gränzende Zug von Selbstständigkeit, der sich mitunter in seinem Wesen offenbarte und vielleicht auch jetzt während seiner achtungsvollen aber einfachen Begrüßung gegen Se. Excellenz ein wenig hervorbrach, rief bei diesem einen flüchtigen Schimmer von Hoheit hervor. Aber bald verschwand die Steifheit auf beiden Seiten. Beide Männer kannten und schätzten einander nach Character und Wirksamkeit und bald waren sie in ein so eifriges Gespräch verwickelt, daß Se. Excellenz zwei Stunden lang die Weiterreise vergaß.

Wir beklagen die Leute auf Strö und ihr Mittagessen; wie müssen erstere gewartet haben und letzteres kalt geworden sein! Aber wir können ihnen unmöglich helfen. Se. Excellenz hinterließ einen sehr freundlichen

Eindruck bei der Frankschen Familie. Sämmtliche Mitglieder waren auf eine wohlthuende Art von seinem Wesen und seinen Worten belebt. Jakobi machte in der Freude einen hohen Entrechat, umarmte Louise und sagte:

„Nun, Louise, was sagst du jetzt zu dem Manne? Und einen Zögling haben wir bekommen, der wenigstens zwanzig nach sich ziehen wird.“

Louise war vollkommen ausgesöhnt mit Sr. Excellenz.

Bergström begann von diesem Tage an eine neue Zeitrechnung, Alles was geschah, war entweder vor oder nach dem Besuche Sr. Excellenz.

„Ei du meine Güte, daß es Se. Excellenz B. sein sollte!“ sagte Schwesterchen Herb zu Schwesterchen Sauer.

„Ja denk nur. Und daß er bloß in die Stadt gekommen sein soll, um Franks zu begrüßen und daß er dort gefrühstückt und sich mehrere Stunden aufgehalten hat! Er soll ein Vetter von der Landrichterin sein.“

„Ein Vetter von ihr? Bah! So wenig als ich eine Base vom König bin. Ganz gewiß nicht.“

„Ja, ja, aber er soll sie doch immer meine gnädige Cousine genannt haben und das muß man gestehen, daß die Landrichterin etwas Feines und Vornehmes hat; Hände, wie die ihrigen, habe ich meiner Lebtage nie gesehen.“

„Hm! Es ist keine Kunst vornehm auszusehen und schöne Hände zu haben, wenn man den ganzen Tag wie ein liebes Gänschen im Hause herumgeht, die Hände mit Rosenwasser wascht und nichts Gescheidtes thut. Das weiß ich aus guter Hand.“

„Ja, ja, wer in seinem Hause etwas Gescheidtes leisten will, der kann sich keine solche Hände halten und den ganzen Tag dasitzen und Romane lesen. Ich möchte nur sehen, wie es mit meines seligen Sauers Bäckerei (auf welcher er zuletzt Großhändler wurde) zugegangen

wäre, wenn ich eine vornehme Dame hätte sein wollen. Nicht weil ich es nicht gekonnt hätte, die Frau Schwester weiß ja, daß ich immer meine Gelegenheiten hatte, ja und einen Hang zu kritzeln und zu schreiben; Gott helfe mir, wenn nicht mein Bißchen gesunde Vernunft bei Zeiten nein zu dieser Narrheit gesagt hätte, ich hätte eine wahre Gelehrte, eine andere solche Madame Staël werden können. Aber, als ich mich mit dem seligen Sauer verheirathete, da beschloß ich, dieser Dummheit den Abschied zu geben und der Bäckerei Ehre zu machen, und nun habe ich meine kleine Talente verabsäumt, so daß sie so gut wie begraben sind. Aber deßwegen bin ich auch keine passende Gesellschaft mehr für Franks und werde es wohl immer weniger sein, da sie doch immer höher emporklimmen werden."

„Laß sie hinaufklimmen, so hoch sie wollen, ich werde doch keine Komplimente vor ihnen machen; das sage ich ihnen ich thue es absolut nicht. Es ärgert mich genug, daß Annette so in diese Leute vernarrt ist. An einem schönen Vormittag werden sie sie mir mit Haut und Haar wegnehmen — das ist dann mein Dank für Alles, was ich auf sie verwendet habe. Aber ich will es diesen Herrschaften sagen, ich — — ja ich gedenke absolut keine Komplimente vor ihnen oder ihren Excellenzen zu machen — denn eines ist so gut, als das Andere. Ich will es ihnen rund heraus erklären.

Der Abend vor der Hochzeit.

„Gott segne die Kleinen! Aber wenn man bedenkt, wie wenig die Kinder hier auf der Welt eine Rarität sind, so kann man sich nur darüber wundern, daß es Menschen gibt, die so großen Lärm und so viel Wesen mit ihren Kleinen machen. Die herzallerliebsten Kinderchen! Mag

man sie Engel nennen, so lange man will, ich kann schon ohne das Vergnügen leben, sie lange auf dem Schooße zu halten. Am Aergsten ist es mit dem ersten Kinde im Hause. Das ist ein wahres Wunderthier und kann von Vater und Mutter, von Tanten, Cousinen und der ganzen Welt nicht genug mit Geschenken und Liebkosungen überhäuft werden. Schreit und lärmt es, so ist es ein dämmerndes Genie; schweigt es, so ist es schon in der Wiege ein Philosoph und kaum acht Tage alt, versteht es schon schwedisch und beinahe auch deutsch. Und — „er beißt der süße Engel! — Er hat einen Zahn bekommen — er beißt wirklich. Ach er ist göttlich!" Kommt dann das zweite Kind, so ist dieß schon weit weniger wunderbar; sein Geschrei und seine Zähne sind nicht halb so merkwürdig. Kommt das dritte, so ist das Wunderwerk ganz vorüber; die Tanten fangen an die Köpfe zu schütteln und zu sagen: „Es fehlt nicht an Erben im Hause! Nun, nun möge es nur hinreichen, sie alle zu nähren." Kommen sofort das vierte, fünfte und sechste, — ja, da wollen die Grübeleien kein Ende nehmen. Die Eltern resigniren, aber die Freunde bekreuzen sich: „Ei der Tausend! Wohin soll das führen, das Haus voll von Kindern. Das Dutzend bald fertig. Die arme Frau! Auf diese Art kann man an Leib und Seele bald schwach werden. Ja, ja, meine Freunde, dergleichen Dinge setzt man nicht in Romane, aber so geht es in der Wirklichkeit zu. Ja, ja."

Die Hofmarschallin war es, die im Geisteseifer dem jungen Paare, das am folgenden Tage Mann und Frau werden sollte, diese kleine Predigt hielt. Sie aß an diesem Abend die Pfingstgrütze mit der Frankschen Familie und warf dabei einige heilsame Lehren für die Zukunft aus. Jakobi lachte herzlich über die Geschichte von den Kindern und suchte Louisens Blicke aufzufangen; diese aber waren fest auf den Postillon geheftet, den sie mit höchst würdiger und ernster Miene legte. Der Landrichter und Elise sahen lächelnd einander an und reichten

sich die Hände. Im Uebrigen war die Stimmung in der Familie ganz rosenfarbig; Briefe von Petrea hatten ihre Freunde durchaus befriedigt und im Familienkreise saß Eva mit wiederkehrenden, obwohl blassen Rosen auf den Wangen. Der Landrichter saß zwischen Eva und Leonore und entwarf auf der Karte den Reiseplan für den Sommer. Tisdedal, Ringeriget, Tellemarken sollten besucht und der Weg über Drontheim nach dem Norrlande gemacht werden, wo man die Mitternachtssonne begrüßen wollte.

Gabriele sah nach ihren Blumen und begoß den Myrtenbaum, von dem sie am nächsten Morgen Zweige brechen wollte, um für Louise Kranz und Krone zu flechten. Jakobi saß neben der Mutter und schien ihr gar viel zu sagen zu haben, man hörte nicht was, aber oft führte er ihre Hand an seine Lippen, ganz wie wenn er ihr für sein Lebensglück danken wollte. Er sah mild und glücklich aus. Man hatte bereits Alles für den morgenden Tag in Ordnung gebracht, so daß man diesen Abend in Ruhe zubringen konnte.

Die Trauung sollte nach Jakobis Wunsch in der Kirche stattfinden und dann wollte man en famille zu Mittag speisen. Abends aber sollte sich in einem besonders dazu gemietheten Local eine große Gesellschaft versammeln. Der S'sche Salon nebst zugehörendem Garten war zu diesem Zweck der Familie überlassen worden. Der Landrichter hatte dieß veranstaltet, weil er zum letztenmal, wahrscheinlich auf viele Jahre, ihre vielen Bekannten und Freunde, welche auch die der Familie waren, um seine Tochter zu versammeln, und zugleich diesen eine willkommene Artigkeit zu erweisen wünschte. Er selbst hatte mit Hülfe Leonorens, die Aller Hülfe war, und Jakobi die ganze Anordnung des abendlichen Festes übernommen, damit Elise nicht damit angestrengt und beunruhigt werden möchte.

Beim Abendessen saßen die Verlobten neben einander. Jakobi stellte sich zuweilen, als verwechselte er

seinen und Louisens Teller, was viele würdige Blicke und Zurechtweisungen und in Folge derselben viele Heiterkeit veranlaßte.

Später, als man sich zur Ruhe begeben wollte, fand Louise ihren Toilettentisch überdeckt mit Geschenken von Bräutigam, Eltern, Geschwistern und Freunden. Eine Menge Arbeiten waren von Petrea. Diese Gaben erweckten in ihr vermischte Gefühle der Freude und des Schmerzes und als sie eilte, die Geliebten noch einmal zu umarmen, von denen sie bald scheiden sollte, fielen auf beiden Seiten einige Thränen. Aber Abendthau ist der Vorbote eines klaren Morgens und dieser traf auch hier ein.

Der Hochzeittag.

Die Sonne schien klar und warm am Morgen des Pfingsttages. Blumen und Laub glänzten im Morgenthau, die Vögel sangen, die Glocken der Kirche erklangen feierlich froh. Der Myrtenkranz war bald geflochten und die Mutter nebst Leonore und Gabriele halfen der Braut bei ihrer Toilette. Man erwartete, daß Jakobi in der höchsten Eleganz auftreten werde und wollte nicht, daß sein schönes Aussehen die Braut verdunkeln sollte. Louisens Schwestern ließen sich das weit mehr angelegen sein, als sie selbst. Gabriele schmückte das Haar — sie besaß ein wirkliches Talent für diese Kunst — halbausgeschlagene Rosenknospen wurden in den Myrtenkranz gesteckt und mit dieser und jener unschuldigen Kunst der Toilette eine höchstglückliche Wirkung hervorgebracht. Louise sah ganz besonders gut aus in ihrem einfachen, geschmackvollen Brautkleide — größtentheils ihrer eigenen geschickten Hände Werk und die Zufriedenheit, die schöne Ruhe, die über ihr Gesicht verbreitet war, goß eine Verklärung über das Ganze.

„Du siehst heute so bleich aus in dem weißen Kleid, liebe Eva," sagte Leonore, indem sie der Schwester beim Ankleiden half. Du mußt etwas Rothes um den Hals nehmen, was dich aufhellt, sonst wird unsre Braut ängstlich, wenn sie dich sieht."

„Wie du willst, Leonore. Soll ich diesen Shawl da anziehen? Ich kann mich auch ein wenig schminken, ich will Niemand mehr betrüben."

Als die festlich geschmückte Familie zum Frühstück zusammenkam, war dieß ein schöner Anblick. Aber der Familienvater sah nicht heiter, sondern eher düster aus. Als Jakobi hereinkam, sah man mit Verwunderung, daß seine Toilette ziemlich nachlässig war. Er war ausgewesen, war warm, sein Haar war in Unordnung, er befand sich offenbar in einer aufgeregten Stimmung, aber schön war er bei all dem. Er küßte seine Braut auf Hand und Mund und gab ihr ein frisch gepflücktes Bouquet von schönen Wiesenblumen, nebst einigen prachtvoll eingebundenen Büchern, Franzens und Wallins Predigten, welche Gabe von unsrer vernünftigen Predigtfreundin hochgeschätzt und mit großer Freude aufgenommen wurde.

Nach dem Frühstück eilte Jakobi, seine Toilette in Ordnung zu bringen. Sodann ging man in die Kirche. Das Wetter war unendlich schön, Schaaren von festlich gekleideten Menschen strömten herbei, theils dem Geistlichen, der heute predigte, noch mehr aber dem Brautpaare zu liebe. Es war der Familie eine angenehme Ueberraschung, als beim Eingange des Kirchhofs mehrere junge Mädchen den ganzen Weg bis zur Kirchthüre vor dem Brautpaare her mit Blumen zu bestreuen anfingen; auch die Kirche war mit Laub und Blumen geschmückt.

Als der Landrichter hier seiner Tochter Hand erfaßte, spürte sie, daß die seinige kalt war und zitterte.

Sie sah zu ihm auf und las auf seinem Gesichte die Unruhe, die in seiner Seele kämpfte.

„Vater," sagte sie leise zu ihm, „ich fühle mich so ruhig, so glücklich."

„Dann bin ich es auch, mein Kind," sagte er, indem er ihre Hand drückte, und von diesem Augenblick an war seine Haltung ruhig, beinahe ganz, wie gewöhnlich.

Jakobi war vor und unmittelbar nach der Ceremonie äußerst aufgeregt; er weinte viel. Louise dagegen war äußerlich vollkommen ruhig; sie schien Etwas blaß, aber ihr Auge war klar und beinahe fröhlich; — ein äußerst ungewöhnlicher Kontrast bei einem Brautpaar.

Auf dem Rückweg von der Kirche fiel ein kleines Ereigniß vor, das Allen und besonders dem Landrichter Vergnügen machte. Als der Zug an den Trümmern des niedergebrannten Hauses vorüberkam, sah man plötzlich einen großen Bienenschwarm über die Bäume des Gartens steigen; er wälzte sich um den Markt herum, als suchte er dort eine Wohnstätte, kehrte endlich zurück und setzte sich mitten unter den Ruinen des früheren Küchenherdes; er schien sich den Backofen zur bleibenden Heimath ausersehen zu wollen. Man hielt dieß für ein Vorzeichen der glücklichsten Art und als der Landrichter seine Tochter nach Hause geführt hatte, begab er sich sogleich dahin, um seine Bienen in eine passende Wohnstätte zurückzubringen. Gabriele folgte ihm mit Baron Ls. Abhandlung über die Bienenzucht in der Hand.

Als Louise wieder in die Arme ihrer Mutter geschlossen wurde (die Mutter war bei Eva zu Hause geblieben), überkam sie ein leichtes Zittern, das mehrere Stunden dauerte, aber nur von der Mutter bemerkt wurde. Etwas ernster als gewöhnlich blieb sie den ganzen Tag. Jakobi dagegen, nachdem er ausgeweint, alle Menschen umarmt, seine Braut auf Lippen, Backen, Hand und Fuß geküßt hatte, bekam große Lust mit der ganzen Welt herumzutanzen. Er war so sprühend heiter und glücklich und dabei so liebenswürdig, daß nach

und nach auf Alle Etwas von seiner Stimmung überging.

Nachmittags um halb fünf Uhr versammelte man sich in dem S'schen Garten, wo die Zeit aufs Angenehmste mit Musik, Spaziergängen, Gesprächen, dem Genusse von Eis und Früchten zugebracht wurde und wozu der liebe Herrgott den klarsten Himmel und die reinste Luft hergab. Später am Abend tanzte man in dem großen Saale. Keine Dame durfte sitzen und kaum ein Herr durfte stehen; Alle mußten hüpfen. Weiter haben wir von dem Ball Nichts zu erzählen, aber was sich nach demselben zutrug, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Als die Gesellschaft aus dem Tanzsaal über den Garten in den Speisesaal gehen sollte, bemerkte man, daß es nicht unbedeutend geregnet hatte und noch immer tröpfelte. Da entstand eine große Bestürzung unter den Damen, denn sämmtliche Ueberkleider waren auf der andern Seite: man hatte sie in dem schönen Wetter ganz vergessen. Nun war es nach dem Volksglauben in Schweden ganz in der Ordnung und ein Glück, wenn Regentropfen in den Kranz der Braut kamen; daß aber ihre seidenen Schuhe naß werden sollten, verstieß gegen Vorsicht und Eigenthumssinn. Und dann die andern Frauenzimmer alle! Man mußte die Kleider herüberschaffen. „Ich will dafür sorgen!“ rief Jakobi, nahm seine überraschte Braut in die Arme und trug sie über den Garten. Was er während der Fahrt ihr ins Ohr flüsterte, können wir nicht sagen, so viel aber müssen wir hinzusetzen, daß diese That ihm große Gunst bei den Damen verschaffte.

Die Neuvermählten blieben noch einige Tage nach der Hochzeit im elterlichen Hause und fröhliche Tage waren das, nur gar zu zerstreuungsreich, denn alle Freunde und Bekannte wollten das junge Paar bei sich sehen und bewirthen. Die Hofmarschallin gab ihnen ein Mit-

tagsmahl, wobei sie erklärte, sie werde zugleich mit ihnen nach Stockholm reisen, wo wichtige Angelegenheiten sie zu einem längeren Aufenthalte nöthigen. So leid es Elisen war, diese vortreffliche, beinahe mütterliche Freundin zu verlieren, so sehr freute sie sich über das, was Jakobi und Louise durch diesen Umzug gewannen. Louise und Frau Gunille hatten zwar nie so vollkommen harmonirt, denn beide wollten einander belehren; um so besser aber verstand sich die alte Dame mit Jakobi und sie hatte die Neuvermählten bereits gebeten, so oft als möglich bei ihnen in Stockholm zu speisen. In der Abschiedsstunde sagte sie mit Thränen in den Augen zu Elise und ihrem Manne:

„Wer weiß, wann wir einander wieder treffen? Die Alte ist bei Jahren — taugt nicht mehr viel in der Welt — nun, nun, der liebe Gott wird schon für sie sorgen, wie früher. Und hört einmal," fügte sie mit schlauer, schelmischer Miene hinzu, „seid nicht unruhig wegen der jungen Leutchen; ich werde schon dafür sorgen, daß sie sich anständig schicken. Beim ersten Kind lade ich mich zu Gevatter. Vielleicht treffen wir dann einander. Ja, ja, es scheint mir, daß wir einander in Stockholm wieder sehen sollten. Nun jetzt leb wohl, mein liebes Elischen. Gott segne euch, meine Freunde und lasse es euch wohl ergehen. Denkt zuweilen an die Alte. Adieu!"

Nach den Mühen des Einpackens — versteht sich, daß Louise alle ihre Sachen mitnahm — in der stillen Traurigkeit der Trennung, kehrte die Ruhe ins Haus zurück und wurde jetzt nur noch auf angenehme Weise durch die Vorbereitungen zur Reise nach dem Westen gestört. Der Landrichter schien sich um diese Zeit zu verjüngen und eine vermehrte Innigkeit zeigte sich zwischen den Gatten. So gehen zuweilen noch die schönsten Sommertage auf, nachdem bereits der Herbst seinen Einzug

ins Jahr gehalten hat. Und wie kommt das? Gott weiß es.

Der unsichtbare Genius unserer Geschichte führt uns in diesem Augenblick weit hinweg aus dem friedlichen Hause an einen fernen Strand und eröffnet uns den Blick in

Ein Krankenzimmer.

Wenn die Sonne auf das Haupt des Gekreuzigten scheint, wenn der Vogel seinen frohen Gesang vor einem gebrochenen Herzen erhebt, so findet man das grausam. Aber schön ist die bewußtlose Ironie der Natur im Vergleich mit derjenigen, welche sich in den menschlichen Zuständen kund thut. Ein Beispiel davon liegt hier vor uns. Seht diese glitzernden falschen Steine, diese rothen Florlappen, diese Trümmer von Theaterputz! Sie scheinen die Armseligkeit in dem Zimmer zu verhöhnen, wo sie zerstreut herumliegen; in der elenden Wohnung herrscht Mangel an Licht, Mangel nicht bloß an allen Annehmlichkeiten, sondern auch an den Bedürfnissen des Lebens. Wo wäre eine Hülfe nothwendiger, als hier? Verlassen liegt auf einem dürftigen Lager ein Frauenzimmer, das schönere Tage gesehen zu haben scheint, denn sie selbst ist noch schön, ob auch Leidenschaft und Leiden vor der Zeit das junge Gesicht abgezehrt haben. Fieber brannte auf der eingefallenen Wange, in dem schwarzen Auge und ihre Lippen bewegten sich wild — aber Niemand war da, der mit freundlicher Hand die trockenen Lippen, die heiße Stirne netzte; kein kühlender Fiebertrank stand auf dem Tisch neben dem Bette. Zwei neugeborene Kinder lagen wimmernd neben der kranken Mutter. Unruhige Phantasieen scheinen die Unglückliche zu erschüttern. Zuweilen richtet sie sich mit wilden Gebärden im Bette auf, sinkt aber bald wieder kraftlos auf ihr Lager zurück und die bleichen von Krampfeszuckungen umfloge-

nen Lippen sprechen folgende nicht sehr zusammenhängende Worte aus einem zerrissenen Innern:

„Es ist ein bitterer . . . ein bitterer Weg! Aber ich muß . . . muß flehen um . . . Hülfe! Meine Kraft ist gebrochen . . . ich vermag nicht . . . die Kinder wimmern zu hören, hungrig, halb nackt! Eltern! Geschwister! Hülfe!“

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

„Es ist Nacht! Es stürmt so kalt! Ich friere .... die Wogen schwellen und schwellen . . . . sie treiben ein Wrack an den Strand; — sie wollen es an den Steinen zerschlagen! Ach warum . . . warum sank es nicht sogleich im Sturme auf dem weiten Meere? Lebendig zermalmt zu werden ist so hart! Und du, der Schuld daran ist — du sitzest kalt da und siehst zu. — Elender Egoist! Wohnt kein Herz in deiner Brust? Der Tempel ist zerschlagen und du, der ihn zersplittert, trittst seine Ruinen mit Füßen! — Ich wußte nicht, wie das Unglück aussah; — — wußte nicht, daß es ein solches gibt! O Jammer! . . . Aber du Elender, der . . . .“

„Stille! Ist sie es? Ist es meine Pflegmutter, die da kommt, so freundlich, so mild und so sanft? Es wird lichter um mich. Sie wird ihre warmen Hände um meine kleinen Kinder legen, wird die Decke um sie hüllen, wie sie es mir gethan. Es sitzt eine Taube auf dem Lilienzweig! . . . . Ich sieh es? Nein es ist der Mond, der bleich aus schwarzem Gewölke stiert. Wie kalt er mich und mein Elend ansieht! Hinweg, hinweg.“

„Schwestern, ich dürste! Will keine mir einen Tropfen Wasser geben? Habt ihr mich Alle, Alle verlassen? Es war mir, als sähe ich euch jüngst . . . . aber mein Kopf ist so wunderlich. Vielleicht werde ich närrisch, wenn ich noch länger dürsten muß. Es ist finster! Mir bangt! Mir bangt vor dem schwarzen Vogel! . . . Wenn er wieder kommt, wird er anfangen, mein Herz zu zerfleischen . . . . aber werde ich einmal wieder gesund,

gesund und stark, dann werde ich ihn tödten .... mit meinen eigenen Händen werde ich ihn erwürgen. Tag und Nacht brennt ein Docht in meines Herzens Lampe, er heißt Haß und das Oel Bitterkeit ...."

„Wann werde ich wieder stark? Seht ihr, wie ihr mich mißhandelt, mich ans Krankenlager gebunden habt? Hört ihr die Kinder jammern? Die Kinder, die durch des Vaters Mißhandlung zu früh auf die Welt gekommen sind und jetzt sterben. Gebt den Kindern zu essen, um Gottes Barmherzigkeit willen, Schwestern! Mich laßt sterben, aber helft den Kindern."

„Jetzt sind sie still! Dank, Dank! Werde ich diesen Morgen sterben? Nein, nein, noch nicht! .... Die Tiefe ist so finster! Hu, welcher Abgrund ...."

„Bald kommt der schwarze Vogel! Ich war vor ihm geflohen — aber er verfolgte mich und riß mir die Flügel ab, so daß ich nicht mehr fliegen kann ...."

„Helft mir auf, ich muß mich ankleiden. Her mit meinem prächtigen Kleide! Eilet! Heute Abend werde ich aufs Neue vor dem Publikum auftreten und bewundert werden, werde Händegeklatsch und Bravo rufen hören, werde Kränze zu meinen Füßen fallen sehen. Seht ihr Schwestern, das ist prächtig, das heißt einmal leben, das ist ein wahrer Freudenrausch. Seht ihr, wie es glänzt, wie ich strahle! Hört ihr des Beifalls Sturm! Wie er donnert! Aber, warum verstummt er? Warum ist es jetzt wieder still? Still und finster wie im Grabe! ... Es war eine kurze Freude! ... Verflucht sei der, der sie so kurz gemacht hat!"

„Sieh mich nicht so streng an, Pflegvater. Bin ich nicht schon geschlagen genug? Dein strenger Blick — er durchbohrt mich. Gib mir deine Hand, damit ich sie auf meinen brennenden Scheitel lege! .... Du wendest dich ab! Du gehst! O. . .

— — — — — — — — — — — —

Es ist so öde! Das Ufer hat so scharfe Steine! Es ist hart daran zerschellt zu werden."

„Ich will nicht sterben. Ich bin noch so jung; — so lebenskräftig meine Seele! Ich will nicht in das ewige Nichts hinabgehen, nein! . . . ."

„Wer rettet mich? Dort kommen schäumende Wogen! . . . . Oder sind es eure weißen Arme, Schwestern, die sich nach mir ausstrecken? Seid ihr es, die ich gleich grauen, nebligen Gespenstern um den Sarg herumirren sehe? Seid ihr auch gestorben? Hört ihr das Getöse? Es ist der Tod . . . . es ist der schwarze Vogel, der kommt. Jetzt muß ich fliehen . . . . fliehen . . . . oder . . . . sterben!"

Mit heftiger Anstrengung hatte die Rasende sich aus dem Bette erhoben, sie that ein Paar Schritte und — fiel leblos nieder. Der Kopf stieß gegen die Ecke des Bettes und ein Blutstrahl entquoll ihren Schläfen.

In diesem Augenblick trat sachte ein großer schwarz gekleideter Mann herein. Helle Locken umgaben das edle, Etwas gealterte Haupt; der milde ernste Ausdruck des Gesichtes, des blauen Auges liebevoller Blick zeigten noch deutlicher, als die Tracht des Mannes, wessen Diener er war. Ihm folgte ein Frauenzimmer, dessen nicht schönes Gesicht dennoch das Gepräge derselben Schönheit trug, wie das des Mannes. Mit einem Blick tiefen Mitleids sahen sich beide im Zimmer um und näherten sich dem Krankenlager. „Barmherziger Gott!" flüsterte sie, „wir kommen zu spät. Die Kinder sind todt und — die Mutter gleichfalls."

Von diesem düsteren Gemälde wenden wir jetzt unsere Blicke ab und lassen sie auf einem freundlicheren ruhen; es zeigt uns

Eine Landschaft.

Auf einer Höhe des Doverfjelds erblicken wir drei Wanderer, einen älteren Mann und zwei junge Frauen-

zimmer. Er scheut die Mühe nicht, weder für sich, noch für sie; er scheint sie darin üben zu wollen, daß sie damit spielen. Aber er thut es so liebevoll, er geht ihnen so freundlich, so gütig voraus, reicht ihnen seine Hand, ermahnt sie noch eine Anstrengung zu machen, so werden sie bald die herrlichste Aussicht erblicken, werden ausruhen können und die Sennerhütte dort oben werde ihnen Erfrischungen bieten. Und die Töchter folgen ihm lächelnd, überwinden ihm zu Liebe Schwachheit und Müdigkeit. Jetzt sind sie oben auf der Höhe, die sie sich zum Ziele gesteckt; — und es war wohl der Mühe werth, es sich ihretwegen sauer werden zu lassen. Die Erde liegt da unten so reich mit ihren Höhen und Thälern, mit ihren dunkeln Wäldern und fruchtbaren Gefilden und dort in weiter Ferne vereinigen sich Meer und Himmel in majestätischer Ruhe. Mit einem Ah! des Entzückens breitete der Vater seine Arme gegen die herrliche Aussicht aus und der Wind des Berges, hier nicht scharf, sondern mild, wie des Frühlings Hauch, kühlte angenehm die Wangen der Wanderer.

Der Vater geht in die Sennerhütte, um Milch für sich und die Seinigen zu verlangen. Inzwischen ruht eine der Töchter auf einem moosbedeckten Steine, den Rücken von der Felsenwand geschützt. Mandelduftende Linnëen schlingen einen Kranz um ihre Füße und die Freudengesänge der Vögel steigen aus dem Thale auf. Die Schwester, die neben ihr steht und an welche sie ihren schönen Kopf lehnt, während der Wind in den braunen Locken spielt, sieht auf die gemüthlichen Wohnungen, die da unten zwischen grünen Bäumen und klaren Wassern liegen und ihr liebevolles, aber leidenschaftsfreies Herz erfreut sich der Scene, welche zu sagen scheint: „Hier kann man ruhig und glücklich leben.“ Da hört sie ihren Namen von einer lieblichen Stimme nennen, es ist die Evas, welche, indem sie mit Blick und Hand an den Himmel zeigt, wo die Wolken sich zu theilen anfangen und blaue Lichter gleich freundlichen Augen her-

vorblicken, zärtlich lächelnd sagt: „Leonore, siehst du, es wird klar.“

„Wird es klar? Ach Gott sei Dank!“ flüsterte Leonore mit Freudenthränen in den Augen, indem sie sanft ihre Wange an die Stirne der Schwester lehnte.

Aus und ein, auf und ab.

Wenn im Bienenstocke der neue Schwarm kräftig genug geworden ist, die eigenen Schwingen zu versuchen, hört man an stillen Abenden mahnende Stimmen in dem kleinen Staate rufen: „Hinaus, hinaus, hinaus!“ Man hat es so gedeutet, es sei dieß die alte Königin, welche die junge in die Welt hinausmahnt, um sich ein eigenes Reich zu schaffen. Ich möchte lieber glauben, daß es die junge ist, die in diesen Tönen ihre eigene und der Ihrigen Sehnsucht singt. Dem sei, wie ihm wolle, so viel bleibt gewiß, daß im Menschenkorbe, dem Hause, ähnliche Stimmen sich zuweilen hören lassen. Denn auch hier findet der junge Schwarm, nachdem er vom Honig und Wachs des Hauses stark geworden, die Stube zu eng und verlangt hinaus, hinaus! Dieß haben alle Häuser mit einander gemein, aber nur in dem guten und glücklichen Hause trifft es sich, daß dieselben Stimmen, welche hinaus, hinaus riefen, nachher noch lauter rufen, „hinein, hinein!“ So verhielt es sich im Frank'schen Hause.

Die Periode, in der wir jetzt einen Blick auf dasselbe werfen wollen, führt uns einige Jahre über diejenige hinaus, wo wir Vater und Töchter auf dem Doverfjeld erblickten und zeigt uns unsere Petrea, die nach längerer Abwesenheit neuerdings in die Heimath zurückgekehrt ist.

Die Mutter, Petrea und Gabriele sind in einem

Gespräche begriffen, das sie alle drei lebhaft zu interessiren scheint und man hört der Mutter milde Stimme sagen:

„Du kannst frei über dich beschließen, mein gutes Kind, das weißt du wohl. Aber so wie du Herrn M. beschreibst und mit dem Gefühl, oder vielmehr mit dem Mangel an Gefühl für ihn kann ich nicht glauben, daß du mit ihm glücklich wirst und kann dir nicht zu dieser Verbindung rathen. Da hast du einige Krachmandeln, mein liebes Mädchen. Wir vergessen deine kleinen Liebhabereien nicht so bald. Ich stelle hier den Korb vor dich hin."

„Und die Gräfin Sonnenstrahl," sagte schelmisch die lebhafte Gabriele, „hat selbst für ihren Herrn M. gesprochen und ihm ihr Haus angeboten. Sehr artig und schön von ihr. Und du, Petrea, hast du denn keine Lust mehr zu dieser Höhe?"

„Ach nein, Gabriele," antwortete Petrea, „dieses kindische Verlangen ist längst vorüber! Es ist eine andere Art von Höhe, nach der ich mich sehne."

„Und diese heißt?" fragte Gabriele mit einem Strahl in ihren schönen Augen, welcher zeigte, daß sie recht gut wußte, was sie jetzt nur noch mit Worten hören wollte.

„Ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, aber es lebt und regt sich hier eine schwer zu beschreibende Sehnsucht," sagte Petrea, indem sie die Hand auf ihre Brust legte und ihre Augen sich mit Thränen füllten. O, wenn ich hinaufkommen könnte — — hinauf zum Licht, hinauf zu einem höhern freiern Leben!"

„Du darfst nicht sterben wollen," sagte Gabriele eifrig. „Nicht, als ob ich den Tod jetzt noch fürchtete. Seit Heinrich diesen Weg gegangen ist, denke ich ganz anders darüber, als früher. Der Himmel ist dem Grabe ganz nahe gekommen. Sterben heißt für mich zu ihm in sein Haus gehen. Aber dennoch bin ich so froh, mit den Meinigen hier leben zu dürfen, und du, meine liebe Petrea, mußt auch so empfinden. Ach das Erdenleben mit Denjenigen, die man liebt, kann ja so schön sein."

„So denke, so fühle auch ich, Gabriele und mehr als je, seit ich wieder bei den Meinigen zu Hause bin. Deßhalb will ich gerne auf der Erde leben, wenigstens bis ich mich besser vorbereitet habe. Aber gerade dieses Leben muß ich in der Ausübung einer Thätigkeit, einer Wirksamkeit empfinden, worin ich zum Bewußtsein dessen komme, was in mir lebt; — es regt sich in mir ein noch gefesselter Geist, der nach Befreiung verlangt."

„Sonderbar!" sagte Gabriele halb mißvergnügt; „wie ungleich doch die Menschen sind! Ich für meinen Theil fühle gar keine Lust zur Wirksamkeit. Ich Unwürdige thue am Allerliebsten Nichts." Und sie lehnte ihr hübsches Köpfchen mit halbgeschlossenen Augen an die Mutter, welche sie mit einem Blicke ansah, der zu sagen schien: „Lebe nur, so thust du genug!"

Petrea fuhr fort: „Wenn ich von Menschen gelesen oder gehört habe, welche für irgend eine große Sache, irgend eine Entwicklung in der Menschheit leben und arbeiten, welche alle ihre Gedanken und alle ihre Kräfte darauf wenden, welche dafür leiden und sterben durften, o da habe ich geweint vor brennender Sehnsucht, mein Leben auch so anwenden und opfern zu dürfen. Ich habe mich nach einer Gelegenheit dazu umgesehen, habe darauf gelauscht, darauf gewartet und sie herbeigerufen. Aber ach die Welt ging ihren Gang an mir vorüber. Niemand und Nichts bedurfte meiner."

Petrea weinte und lachte bei diesen Worten und mit thränenden Augen, aber lächelnd hörten die Mutter und Gabriele sie an. Sie fuhr fort:

„Als ich jetzt Gelegenheit bekam zu heirathen, dachte ich, ich will in diesem Kreise wirksam werden. Aber ach, ich fühle es klar, es ist doch nicht der rechte für mich und ich passe nicht dazu, besonders mit einem Manne, dessen Geschmack und Gefühle von den meinigen so verschieden sind."

„Aber, mein gutes Mädchen," unterbrach sie die Mutter Etwas bekümmert, „wie kam er denn auf den

Glauben, es herrsche eine so große Sympathie zwischen euch, daß er förmlich als Freier auftrat? Aus seinem Briefe geht hervor, daß er sich deiner Ergebenheit ganz sicher glaubt und fest überzeugt ist, ihr passet sehr gut zusammen."

„Ach," antwortete Petrea erröthend und nicht ohne Verlegenheit, „das hat auch seine zwei Ursachen und ist theils seine, theils meine Schuld. Auf dem Lande, wo ich ihn traf, war er viel sich selbst überlassen; Niemand bekümmerte sich um ihn; er hatte lange Weile und deßhalb fing ich an, ihm Vergnügen zu machen."

„Sehr edel!" sagte Gabriele lächelnd.

„Nicht so ganz, wie du glaubst!" antwortete Petrea wieder erröthend, „denn — fürs Erste wollte ich allerdings ihm Vergnügen machen, aber dann — wollte ich auch mich ein wenig vergnügen. Ja die Wahrheit ist die, daß . . . daß . . . ich Nichts zu thun hatte und indem ich mich mit Herrn M. beschäftigte, dachte ich, es wäre doch nicht so übel, ihn auch ein Bischen mit mir zu beschäftigen. Deßhalb ließ ich mich mit ihm auf Unterhaltungen und allerlei Klatschereien ein. Deßhalb machte ich ihm Aprikosen ein, deßhalb erzählte ich ihm Geschichten, deßhalb sang ich ihm auch Abends in der Dämmerung vor. .. „Willkommen, o Mond," und ließ ihn, wenn er Lust hatte, glauben, daß er der Mond sei . . . . Mutter und du Gabriele verzeiht mir! Ich weiß, wie unrecht und unpassend dieß Alles ist . . . . aber ach! Ihr glaubt nicht, wie gefährlich es ist, müßig zu sitzen, wenn man einen wirksamen Geist in sich hat und einen Gegenstand vor sich, der . . . . ihr lacht! Gott segne euch dafür! Die Sache ist auch nichts Anderes werth, denn tragisch ist sie einmal in keiner Beziehung, hätte es aber vielleicht werden können, wenn ich Ernst daraus gemacht und um meiner Sünden willen M. geheirathet hätte. Ich hätte für ihn doch nur als Haushälterin und Puppe Werth gehabt und dieß wäre in die Länge nicht angegangen. Ueberdieß liebt er mich

nicht, kann mich nicht ernstlich lieben und würde sich gewiß sehr leicht über meine Weigerung trösten."

„So laß ihn sich trösten und denke nicht weiter an die Sache," brach Gabriele lebhaft aus.

„So meine ich auch," sagte die Mutter, „denn heirathen, bloß um verheirathet zu sein, um eine Versorgung, einen Etat und wie dieß Alles heißt zu erhalten, ist nicht recht und überdieß in deinen Verhältnissen das Unnöthigste von der Welt. Du weißt, mein bestes Kind, daß wir für uns beide und dich genug haben und einen Wirkungskreis nach deinen Bedürfnissen wirst du seinerzeit schon finden. Dein Vater kommt bald nach Hause und dann wollen wir mit ihm darüber sprechen. Er wird uns zurechthelfen."

Petrea seufzte und sagte: „Ich habe wohl Ahnungen, Hoffnungen gehabt, Träume vielleicht und sie leben noch in meiner Seele — von einem Weg, einer Wirksamkeit, die mich nach meinen Kräften nützlich und glücklich machen würde. Ich mache jetzt minder große Ansprüche an das Leben, als früher, ich halte weit weniger von mir selbst — aber o, dürfte ich mich als das geringste Atom von Licht einem der Strahlen anschließen, welche durch die Menschheit gehen und die Seelen der Menschen erquicken, so würde ich Gott danken und mich glückselig preisen. Ich habe, wie ihr beide wisset, einen Versuch gemacht, in einem Buche Etwas von dem auszusprechen, was in mir gelebt hat und noch lebt; ich habe das Manuscript einem wissenschaftlich gebildeten Verleger geschickt, um es zu beurtheilen und im Fall das Urtheil günstig lautete — weiter in die Welt zu befördern. Sollte dieß gelingen, sollte sich mir auf diesem Wege ein Wirkungskreis eröffnen — o dann könnte ich einmal ein nützliches und glückliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden, könnte den Meinigen Freude machen und . . ."

Petrea wurde hier durch die Ueberbringung eines großen an sie adressirten Pakets unterbrochen. Eine

unheimliche Ahnung durchrieselte sie und ihr Herz klopfte heftig, als sie das Siegel erbrach und — ihr eigenes Manuscript wieder erkannte. Der wissenschaftlich gebildete Verleger war es, der es zurücksandte und ein kleines Billet beifolgen ließ, mit der erbaulichen Nachricht, er könne nicht das Geringste für das Buch bieten, ja nicht einmal die Druckkosten auf sich nehmen.

„Also auch dieser Weg verschlossen!" sagte Petrea und lehnte die Stirne in die Hand, damit Niemand sehen möchte, wie sehr es ihr zu Herzen ging. Sie hatte sich also in ihren Gaben, ihren Talenten getäuscht. Aber, wenn auch dieser Weg verschlossen war — was sollte sie nun beginnen? Die Heirath mit Herrn M. begann wieder in ihrem Kopfe zu spucken. Sie tappte im Finstern umher.

Aber Gabriele wollte den literarischen Weg nicht für verschlossen ansehen, sie war sehr böse auf den Buchhändler. „Er ist sicherlich ein Mensch ohne allen Geschmack!"

„Ach!" sagte Petrea, halblächelnd, „ich möchte mir auch gern damit schmeicheln, und daß, wenn nur das Buch einmal gedruckt wäre, dann schon .... aber daran ist jetzt nicht mehr zu denken."

Gabriele fand es sehr der Mühe werth, daran zu denken und zweifelte nicht, daß man schon auf die eine oder andere Art Mittel finden werde, dem Herrn Buchhändler eines Tags eine lange Nase einzubringen.

Die Mutter war auch dieser Meinung und sprach von der baldigen Rückkehr ihres Mannes. Er werde schon Alles in Ordnung bringen. „Bleibe jetzt nur ruhig bei uns," fügte sie zärtlich tröstend hinzu, „und laß uns die Sache mit Muße überlegen. Wegen der Mittel zu deinem Buche brauchst du nicht unruhig zu sein; sie werden sich ohne Schwierigkeit finden, wenn wir nur einmal Etwas mehr Zeit haben."

„Und," fiel Gabriele ein, „du wirst hier so viele Ruhe haben, als du nur wünschen kannst. Wenn du

den ganzen Tag aufs Lesen und Schreiben verwenden willst, so soll dich Niemand stören, ich werde mich mit allen deinen Freundinnen und Bekanntinnen herumschlagen, wenn es nöthig ist, um deine Ruhe zu schützen. Ich werde bloß zu dir hineinkommen, um dir zu sagen, wenn man frühstückt und wenn man zu Mittag speist; an den Posttagen komme ich zur Poststunde, klopfe an deine Thüre, nehme deine Briefe und schicke sie fort. Und des Abends dann — dann werden wir dich doch unter uns zu sehen bekommen! Du glaubst nicht, wie willkommen du sein wirst. Ach sicherlich wirst du dich glücklich unter denjenigen fühlen, die dich so sehr lieben. Und dein Buch — das wollen wir schon in die Welt hinausschicken, und es wird auch einmal sein Glück machen."

Ihr lieblichen Stimmen, ihr Stimmen, die ihr in glücklichen Häusern zu Hause seid, für welche Widerwärtigkeiten, für welchen Schmerz wüßtet ihr nicht Trost zu bieten!

Petrea empfand ihren heilenden Balsam. Sie weinte Thränen der Liebe und Dankbarkeit. Eine Stunde später stand sie ruhiger am Fenster und betrachtete die Scene vor demselben. Die Weihnachten waren im Anzug und Alles befand sich in lebhafter Bewegung, um das schöne Fest zu feiern. Die Läden schmückten sich und die Leute kauften ein.

Ein kleiner Vogel kam und setzte sich auf das Fensterblech, sah Petrea an, zwitscherte fröhlich und flog davon. Ein frisches Gefühl ging ihr durch Leib und Seele.

„Du bist fröhlich, kleiner Vogel!" dachte sie; „so manche Geschöpfe sind fröhlich. Mein Unstern thut Niemanden weh, schadet Niemanden. Warum soll er also mich niederdrücken? Die Welt ist groß, reich und gut ihr Schöpfer. Taugt dieser Weg nicht für mich, wohlan, so will ich einen andern ausfindig machen."

Und sie war diesen Abend fröhlich mit den Ihrigen.

Aber als die Nacht kam und Petrea allein war, als die äußere Welt ihr nicht mehr ihre wechselvollen Gemälde zeigte, als keine lieben, holden Stimmen mehr sie aus sich selbst herauslockten, da kehrten Qual und Unruhe in ihre Brust zurück.

Außer Stands zu schlafen und von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, setzte sie sich seufzend, um ihr unglückseliges Manuscript durchzusehen. Sie gewahrte darin manche Bleifederstriche, Fragezeichen, Spuren von Daumen am Rande, was Alles deutlich bewies, daß der Kenner es mit beurtheilender Hand durchgegangen und darüber das Urtheil gefällt hatte: „Taugt Nichts.“

Ach auf diese Tauglichkeit hatte Petrea so manchen Plan für sich und die Ihrigen, so manche Hoffnung auf ein Emporkommen gebaut. Sollte jetzt aus dem Allem nichts werden? Petrea las. Sie erkannte die Gerechtigkeit mancher Randbemerkungen, fand aber immer mehr, daß sie größtentheils bloß einzelne Ausdrücke oder sonstige Kleinigkeiten betrafen. Petrea las und las und wurde unwillkürlich ganz begeistert von ihrer Lectüre. Ihr Herz schwoll, ihre Augen strahlten und auf einmal belebt von dem Gefühl, das (sans comparaison gesagt) einem Correggio Muth, einem Galilei Trost verliehen, erhob sie sich und schlug mit der Hand auf das Manuscript, indem sie rief: „Und es taugt doch.“

Und wie neu belebt lief sie jetzt zu Gabriele, umarmte sie lachend und sagte: „Du wirst schon sehen, daß ich mich einmal aufschwinge.“

Vierte Abtheilung.

Aus meiner Eremitage, der Bodenkammer.

Petrea an Ida.

„Illusionen! Illusionen!“ rufst du über alle Freuden, allen Glauben, alle Liebe im Leben. Aus allen meinen Kräften rufe ich dir deine Worte zurück: Illusionen, Illusionen! Alles kommt darauf an, in was wir unsern Glauben, unsere Liebe setzen. Des Lebens Schönheit, des Lebens Werth sollte für das Weib vorüber sein, wenn sein erster Frühling, seine Liebesblume, sein Romanenaugenblick vorüber sind? Nein, glaube das nicht, Ida. Nichts in der Welt ist eine größere Illusion, als dieser Glaube. Das Leben ist reich; sein Baum blüht ewig, denn er saugt sein Leben aus unsterblichen Quellen. Ungleiche Blumen treibt er hervor, verschieden an Farbe und Glanz, aber schön sind sie alle; laß uns keine mißkennen; sie alle können ihre ewige Lebensfrucht tragen.

Jugendliebe! — Die strahlende Passionsblume der Erde! Wer wollte ihre entzückende Schönheit läugnen, wer nicht dem Schöpfer danken, daß er sie den Kindern der Erde gegeben? Aber o! Ich will Allen denen, die ihren Nektar trinken und allen denen, die ihn entbehren müssen, zurufen: „Es gibt eben so edle Blumen, welche weniger als diese in Gefahr sind, vor dem

Froste der Erde zu erbleichen. Blumen, aus deren Kelchen ihr, so gut, wie aus dieser Leben vom Leben des Ewigen saugen könnet.

O daß wir uns nur recht verständen, wie nahe uns die Vorsehung die Quelle unserer Glückseligkeit gelegt hat, daß wir es recht verständen sie von den Tagen der Kindheit an zu schätzen und zu benützen! — Unser Leben würde dann selten durch trockene Wüsten gehen. Glücklich die Kinder, deren Augen zeitig von Eltern und Haus für die reiche Wirklichkeit des Lebens geöffnet werden. Sie werden auch erfahren, welche Süßigkeit, welche Freude und welcher Friede aus glücklichen Familienverhältnissen, aus innigen Verbindungen zwischen Geschwistern, zwischen Eltern und Kindern fließen können; sie werden fühlen, wie diese Verhältnisse, in unserer Jugend recht gepflegt, für unsere reiferen Jahre zu Segnungen werden.

Du bittest mich, von meinem Haus, von meiner Familie zu sprechen. Aber wenn ich damit beginne, Ida, wer weiß, ob ich es je zu einem Ende bringe. Der Gegenstand ist für mich so reich, ist mir so theuer und gleichwohl — wie schwach wird nicht meine Schilderung ausfallen, wie leblos gegen die Wirklichkeit!

Das Wohnhaus — das sich zum eigentlichen Haus verhält, wie der Körper zur Seele — steht jetzt wieder aus der Asche erstanden auf demselben Platz, wo es vor eilf Jahren abbrannte. Ich wollte, du wärest gestern bei mir beim Frühstück in der Bibliothek gewesen. Es war Leonorens Geburtstag und die Familie hatte ihr eine Ueberraschung bereitet durch eine kleine Gabe ganz nach ihrem Geschmack, welcher Zierlichkeit mit Bequemlichkeit verbunden wissen will. Es war eine unbedeutende Gabe; — warum machte sie uns Allen so viel Vergnügen? Warum standen in ihren frommen Augen und auch in den unsrigen wonnige Thränen? Wir waren Alle so still und doch fühlten wir, daß wir sehr glücklich waren und zwar, weil wir einander sehr liebten, weil wir großes

Wohlgefallen an einander fanden. Die Sonne schien in diesem Augenblick herein — siehst du, Ida, dieser Sonnenstrahl da, der Tag um Tag ins Haus hereinglänzt, gibt das beste Bild von seinem Zustande. Er ist es, der alles Düster darinnen verjagt und die Schatten zur Verherrlichung seines Lichtes anwendet. — — Ich will jetzt ein Bischen von den Töchtern des Hauses sprechen, damit du, muntere Ida, mein Gemälde nicht gar zu empfindsam finden magst. Wen ich dir vor allen Andern vorstelle, das ist — Ehre wem Ehre gebührt!

Unsere Aelteste,

bekannt durch Fleiß, Moralität und Moralpredigten, Domkirchengesichter und manche gute Eigenschaften. Sie hat sich vor eilf Jahren mit einem ungewöhnlich kleinen Kapital von irdischem Vermögen verheirathet, aber sie und ihr Mann verstanden es, ihr Pfund umzutreiben und so wurde ihr Haus nach und nach unter ihren sorgsamen Händen, was man ein wohlhabendes Haus nennt. Acht wilde Jakobiner kamen während dieser Zeit zum Vorschein, ohne eine Revolution zu bewirken; — so gute Moral zogen sie mit der Muttermilch ein. Ich nenne sie die Berserker, weil sie, als ich sie zum letzten Male sah, wahre kleine Ungeheuer an Kraft und Raschheit waren und weil wir uns jetzt auf ihre Kräfte zur Einreißung einer gewissen Planke verlassen können — wovon später mehr — weßhalb ich zum Voraus sie und ihre Mutter mit einem gewissen altgothischen Ehrgeize begeistern will. Nun gut! Nachdem das Jakobische Ehepaar eilf Jahre lang Schule gehalten, d. h. er den Knaben Geschichte, Latein u. s. w. beigebracht, sie dieselben gewaschen, gekämmt und moralisirt hat und in Wahrheit manchem Mutterlosen eine Mutter gewesen ist, hat es dem lieben Gott in Gnaden gefallen, sie abzurufen — nicht gerade in den Himmel, sondern durch seinen Engel, das

Consistorium, auf die Pfarrei in der Landgemeinde unsrer Stadt, das höchste Ziel ihrer Wünsche, seitdem sie mit einander zu wünschen angefangen haben. Ihre bevorstehende Hieherreise verursacht große Freude — es wäre schwer zu sagen, wo die größte — in unsern beiden Familien. So wird denn Louise Pfarrerin, vielleicht bald Dekanin und sieht sich auf diese Art in eine allerliebste Stellung versetzt, um mit Kraft Moralpredigten austheilen zu können, wovon Schwester Petrea auch ihren Antheil gebrauchen könnte und ihn mit vielem Geschmack entgegennehmen wird. Indeß athmen die Predigten unserer Aeltesten einen weit milderen Geist als früher. Das kommt von Jakobis Einfluß. Den beiden Leutchen ist es ergangen, wie es in jeder glücklichen Ehe zu ergehen pflegt: sie haben einander veredelt und es ist eine stehende Redensart in unserer Familie, daß weder sie ohne ihn, noch er ohne sie geworden wäre, was sie jetzt sind.

Die Rose der Familie, die Tochter Eva, hatte einmal in ihrem Leben einen großen Kummer, einen schweren Kampf; — allein sie hat ihn siegreich überstanden. Es ist aber auch wahr, daß ein Engel ihr zur Seite ging und sie stützte. Seitdem hat sie zur Freude ihrer Familie und ihrer Freunde gelebt, schön, liebenswürdig und glücklich, hat von Zeit zu Zeit Körbe ausgetheilt, dürfte sich aber bald außer Stands sehen, dieses Handwerk fortzusetzen.

Ich habe gesagt, daß in dem schweren Kampf ein Engel ihr zur Seite gegangen sei. Es gab eine Zeit, wo dieser Engel ein häßliches, unbehagliches Mädchen war, sich selbst zum Verdrusse und von Niemanden wohlgelitten. Jetzt gibt es keine geliebtere Person in der ganzen Familie. Nie ist durch Gottes Macht eine größere Verwandlung geschehen. Es wird einem jetzt ordentlich wohl, wenn man sie nur ansieht und sich in ihrer Nähe befindet. Die Bucht, die ihre Nase bekommen zu wollen schien, blieb zwar aus; auch ist ihre Farbe nicht sonderlich roth und weiß; allein sie ist dennoch schön.

schön durch den innigen Ausdruck von Liebe und Verstand, schön durch die ruhige anspruchslose Anmuth ihres ganzen Wesens. Ihr einziger Wunsch ist Allen zu dienen und zu helfen und so haben sich allmälig Alle zu ihr hingeneigt sie ist das Herz, der Friede des Hauses geworden, hat dabei selbst Wurzel im Hause geschlagen und fühlt sich glücklich durch seine Annehmlichkeiten alle. Am innigsten hat sie sich an Schwester Eva angeschlossen und diese zwei können nicht von einander getrennt leben.

Du kennst das Unternehmen, das diese Schwestern in noch ganz jungen Jahren mit einander begonnen haben; du weißt auch, wie gut es geglückt ist, wie es sich Vertrauen, Fortbestand und den Vorsteherinnen nicht bloß allgemeines Ansehen, sondern im Verlauf von zehn Jahren auch die Mittel zu einem zwar bescheidenen, aber von diesem Institut unabhängigen, Auskommen erwarb. Sie können es jetzt, wenn sie wollen, verlassen und es wird dennoch weiter blühen unter der Obhut von Annette P., welche sie vom Anfang an als Gehülfin angenommen und die sich sowohl in Beziehung auf Character als Geschicklichkeit vortrefflich qualificirt hat. Der Name der Schwestern Frank stand geehrt an der Spitze dieser nützlichen Anstalt; indeß fragt es sich, ob sie so gediehen wäre, sich so schön und so gut entwickelt hätte, ohne den Beistand eines Mannes, der seine Wirksamkeit sorgfältig vor den Blicken des Publikums verbarg und dessen Name nie dafür gepriesen worden ist. Ohne Assessor Munters unermüdliche Fürsorge und Mitwirkung wäre die Sache — das sagen die Schwestern selbst — nie so gut vorwärts gegangen. Welche wunderbar liebevolle Beharrlichkeit liegt nicht in der Seele dieses Mannes! Er war stets und ist noch immer der Wohlthäter unserer Familie, aber sage ihm einmal Etwas davon, so wirst du sehen, wie böse er wird und hören, wie er jeden Dank eigentlich von sich hinwegzankt. Man trauert in der ganzen Stadt, daß er wegziehen und sich auf seinem Landgute nieder-

lassen will; allein er könnte es unmöglich länger aushalten bei der Art, wie er sich Tag und Nacht anstrengt. Seine Gesundheit hat seit einiger Zeit sichtlich abgenommen und wir freuen uns, daß er sich einige Ruhe gönnt, wodurch er neue Kraft gewinnen kann. Wir lieben ihn Alle herzlich, aber eine von uns hat ein Komplott gegen ihn angezettelt, um eine Andere von uns zu zwingen — sich mit ihm zu alliiren und deßhalb ist unser guter Assessor jetzt einer heimlichen Verfolgung ausgesetzt, die.... aber ich vergesse, daß ich von den Töchtern des Hauses berichten sollte.

Es ist eine eigene kleine Welt im Hause, eine Welt, wohin nichts Böses kommen darf; dort leben Blumen, Vögel, Musik und Gabriele. Der Morgen würde seine reizendste Anmuth entbehren, wenn nicht Gabrielens Vögel und Blumen dabei eine Rolle spielten und die Abenddämmerung würde noch dunkler werden, wenn nicht Gabrielens Guitarre und Lieder sie belebten. Ihr Blumentisch hat sich allmälig zu einer Orangerie vergrößert, die zwar allerdings nicht groß ist, aber doch groß genug, um für eine schöne Weinrebe Raum zu haben, woran jetzt eine Menge Trauben hängen — so wie für viele schöne und auch seltene Gewächse, die der Familie im eigenen Hause ein kleines Italien bereiten, so daß sie mitten im nordischen Winter alle Reize des Südens genießen kann. Ein bedeckter Gang führt vom Wohnhaus in die Orangerie hinab und gewöhnlich trinkt man im Winter Nachmittags dort den Kaffee. Das Vogelhaus ist hier aufgestellt. Auf einem grünen Tische liegen botanische Bücher, so wie die Journale des schwedischen Gartenvereins mit ihren oft interessanten Artikeln. Dort stehen zwei bequeme Lehnstühle mit den prächtigsten Vögeln und Blumen darauf gestickt — du erräthst leicht für wen. Dort sitzt meine Mutter so gerne und liest oder sieht ihrem kleinen Fräulein zu, (aus diesem Namen wächst sie doch nicht heraus) wie sie die Blumen in der Sonne wartet, oder mit den zahmen Vögeln spielt. Man kann in

Wahrheit sagen, Gabriele bestreue den Abend ihres Lebens mit Blumen.

Ein schwedischen Herzen theurer Mann hat gesagt, „der natürliche Grundzug im menschlichen Leben sei — ein überwundener Winter.“ Und dieß gilt auch für das Leben im Einzelnen, für das des Hauses, für das des einzelnen Menschen. Es will so gerne frieren und erstarren, es will so gerne Schnee aufs Herz fallen und der Winter will seine Macht sowohl in, als außer dem Hause geltend machen. Um es darinnen warm zu erhalten, damit das Leben gedeihen und blühen möge, muß man das heilige Feuer unaufhörlich nähren. Die Liebe darf nicht verkohlen und sterben. Thut sie es, so ist Alles Mühsal und Beschwerde und man vermag weiter Nichts als — zu schlafen. Sie thut es nicht, wenn sie Feuer vom Himmel entlehnt, dann wärmt sie das Herz und die Stube und das Leben blüht unaufhörlich, während es in tausend reichen Entwicklungen das Spiel spielt: einander Freude machen. Und ist es so im Hause, dann — — mag es draußen schneien, dann schneie Winter.

Aber ich kehre zu Gabriele zurück, die ihr lebhafter Geist und ihre fröhliche Laune in Verbindung mit ihrem zärtlichen, unschuldigen Herzen mit Recht zum Liebling der Eltern und zur Freude Aller macht. Sie behauptet fortwährend ihre Untauglichkeit, Unnützlichkeit und ihre unverbesserliche Liebe zu einem süßen far niente; aber Niemand glaubt es ihr, denn Niemand kann ohne sie sein und sobald es gilt, zeigt sie sich entschlossen und brauchbar, so gut als irgend eine. Gabriele macht seit einiger Zeit keine Räthsel mehr. Ich glaube beinahe, es kommt daher, weil ein gewisser Baron L., den man vor einiger Zeit im Verdacht hatte, er habe ein Haus angesteckt und der jetzt im Verdacht steht, ein Herz anstecken zu wollen, ihr durch gewisse Worte und gewisse Blicke allerlei Mücken in den Kopf, ich will nicht sagen ins Herz setzt.

Und so haben wir noch „diese Petrea da,“ wie sie einer der Freunde des Hauses noch immer nennt, aber

jetzt nicht mehr im Bösen. Diese Petrea da hat in der Welt verschiedene Affairen gehabt, zuerst mit ihrer eigenen Nase, mit der sie sich nicht verständigen konnte und dann mit allerhand andern Dingen, sowohl in als außer ihr und es sah lange aus, als sollte ihre eigene Welt nie aus dem Chaos kommen.

Und doch ist dieß geschehen! Mit einer dankbaren Thräne in meinem Auge wage ich es zu sagen und werde vielleicht einmal näher erklären, wie es so gekommen ist. Gesegnet sei das Haus, das ihre Verirrungen abgewandt, die Wunde ihres Herzens geheilt, ihr einen ruhigen Hafen, einen liebevollen Schutz geboten hat, wo sie nach den Stürmen der Zeit hatte auszuruhen, zur Besinnung zu kommen und sich selbst zu finden. Ohne dieses Haus, ohne seinen Einfluß wäre Petrea gewiß eine Hexe geworden und nicht wie jetzt ein leidlich vernünftiges Menschenkind.

Du kennst meine dermalige Wirksamkeit, die mich tiefer ins Leben hineinführt und darin mehr Schönheit, mehr Poesie sehen läßt, als ich in den Träumen meiner Jugend geahnt habe. Nicht bloß durch diese, aber gleichwohl zum großen Theil durch ihren Einfluß hat jenseits meiner dreißig Jahre ein Frühling für mich aufgeblüht, der nie ganz verwelken kann, außer durch meine eigene Schuld. Und wenn noch oft eine schmerzliche Thräne auf frühere Verirrungen oder gegenwärtige Fehler fällt — wenn die Sehnsucht nach einem noch unerreichten Besseren, Reineren, Klareren mir noch manche Qual verursacht — was thut dieß auch? Was thut es, wenn das Augenwasser brennt, wenn nur das Auge klar wird? Was thut es, wenn der Himmel demüthigt, wenn er nur — nach oben hinauf zieht?

Eines von Petreas Mitteln zur Glückseligkeit ist, daß sie sehr wenig von den leiblichen Dingen der Welt bedarf. Sie betrachtet solche Dinge als nahe verwandt mit der Familie der Illusionen und will deßhalb so wenig als möglich mit ihnen zu thun haben. Dadurch ist

sie auch in den Stand gesetzt, sich manche herzliche, tüchtige Freude zu erwerben. Dennoch wage ich nicht dafür zu stehen, daß sie nicht bald den Raptus bekommen wird, oben auf ihrer Bodenkammer ein Fest zu geben und dabei allerhand Illusionen zum Vorschein zu bringen, als da sind, Hühnlein — meiner Mutter Lieblingsillusionen und Citronsoufflée — unserer Aeltesten beinahe reelle Seligkeit, worin sie ihrer geliebten Aeltesten den Vorschlag machen möchte ein Versöhnungsskal mit ihren Raptus zu essen. Willst du jetzt die Summa Summarum von Petreas Zustand ziehen, so lautet dieß also: was ihr eine Quelle der Unruhe war, ist jetzt eine Quelle der Ruhe für sie geworden, sie glaubt an die Wirklichkeit des Lebens und ihres eigenen Lebens darin. Sie läßt ihren Frieden nicht durch zufällige, äußere oder innere Störungen trüben; sie nennt dieß Nebelwolken, vorübergehende Stürme, nach welchen die Sonne wieder heraufzieht.

Und sollte eines Tags ihre ganze kleine Bodenkammer zertrümmert werden, so wird sie auch dieß als ein vorübergehendes Unglück betrachten und sich in aller Demuth bereit halten — noch ein Bißchen höher hinauf zu ziehen.

Aber genug jetzt von Petrea und ihrer Auffsteigung.

Noch eine Tochter besaß das Haus und ihr schönes Bild lebt noch in Aller Erinnerung, allein ein Trauerflor ruht über demselben. Denn sie verließ das Haus und nicht im Frieden, und sie wurde nicht glücklich und seit vielen Jahren hat ein Dunkel über ihrem Leben geruht. Man glaubt, sie sei todt, ihre Freunde haben es schon lange geglaubt und darüber getrauert, aber eine ist unter ihnen, die es nicht glaubt. Ich glaube nicht, daß sie todt ist; ich habe eine starke Ahnung, daß sie wiederkehren und daß es mir noch vergönnt sein wird, ihr zu beweisen, wie theuer sie mir ist. Ich glaube, daß ich jetzt so manches gute und wohlthuende Wort sagen könnte; ich habe Plane auf ihre Rückkehr gebaut und warte beständig darauf oder auch nur auf einen Wink,

wo ich sie finden kann, sei es nun in Grönland oder im wüsten Arabien; von wo aus ihre Stimme mich rufen mag, ich werde den Weg dahin finden.

Ich möchte dir jetzt das alte Paar schildern können, zu welchem Alle im Hause mit Liebe und Ehrfurcht aufblicken, die bald vierzig Jahre vereinten Gatten, die jetzt nicht mehr ohne einander leben zu können scheinen; aber hier fühlt sich meine Feder zu schwach. Nur einige flüchtige Contourzüge will sie wagen. Mein Vater ist beinahe siebenzig Jahre alt, aber glaubst du, daß er sich einige Ruhe gönnt? Er wird ganz mißvergnügt, wenn er eines Morgens länger als gewöhnlich geschlafen hat und läßt sich jeden Tag um sechs Uhr wecken; so wichtig ist es ihm, so wenig als möglich vom Leben zu verlieren. Es ist unangenehm, daß sein abnehmendes Gesicht ihn jetzt zu verminderter Wirksamkeit zwingt. — Er liebt es, wenn wir ihm Abends vorlesen — und zwar Romane. Meine Mutter rühmt sich scherzend, ihn zu dieser Lectüre verführt zu haben; er erkennt lächelnd an, daß sie wirklich für alte Leute tauge, denn sie helfe das Herz jung erhalten. Im Uebrigen ist er sich in Allem gleich, vielleicht nur noch gütiger und großherziger, als früher, deßhalb flößt er uns auch so unendliche Ehrfurcht und Liebe ein. O Ida, es ist ein glückseliges Gefühl, diejenigen, die uns das Leben geschenkt, von Herzen lieben und verehren zu können! — Und jetzt muß ich mit blutendem Herzen über das lichte Gemälde des Hauses einen traurigen Schatten werfen und gleichwohl kommt er von einem so schönen Bilde. Es ist das meiner Mutter. Ich fürchte, ich fürchte, sie steht im Begriff, uns zu verlassen. Seit zwei Jahren nimmt sie bedeutend ab. Sie hat keine bestimmte Krankheit, allein sie ist sichtbarlich abgemattet und kein Mittel der Heilkunst hat sich bis jetzt wirksam erweisen wollen. Jetzt spricht man von der Luft des nächsten Frühlings, von Selterserwasser und einer Sommerreise; — mein Vater möchte bis ans Ende der Welt mit ihr reisen — man hofft mit Bestimmtheit,

daß sie wieder gesund wird; sie hofft es auch, sie sagt lächelnd Ja zu Selterserwasser und Reise und Allem, was wir vorschlagen; sagt, sie wolle gerne mit uns leben, sie sei glücklich mit uns — — und gleichwohl ist Etwas an ihr und selbst an ihrem Lächeln, was mir sagt, daß sie selbst keinen vollen Glauben zu der Hoffnung hegt, von der sie spricht. Ach, wenn ich ihr mit jedem Tage mehr erbleichendes Gesicht, den überirdischen Ausdruck in ihren milden Zügen, wenn ich ihren immer langsameren Gang betrachte, wie sie still ordnend und für die Behaglichkeit der Ihrigen sorgend im Hause umherwandelt, da wird es mir bei dem Gedanken, daß sie vielleicht bald von uns gehen wird, oft sehr schwer meine Thränen zurückzuhalten. Aber warum soll ich mich so traurigen Befürchtungen hingeben? Warum soll ich nicht hoffen, wie alle Andern? Ach ich will hoffen und besonders um dessen willen, der ohne sie auf Erden nicht mehr fröhlich sein könnte. In diesem Augenblick ist sie kräftiger und lebhafter, als schon seit langer Zeit. Louisens Ankunft mit ihrer Familie trägt dazu bei und noch ein anderer bevorstehender Freudentag, der eigentlich meinem Vater gilt. Sie geht jetzt so vergnügt mit dem Kalender in der Hand umher, denkt Alles aus und bereitet Alles zu dem fröhlichen Feste. Mein Vater hat sich schon lange einen bedeutenden Bauplatz gewünscht, der an unsern kleinen Garten stößt, um dort eine größere und gemeinnützliche Anlage zu machen; allein er hat so viel für seine Kinder geopfert, daß ihm Nichts übrig bleibt, um seinen Lieblingsplan auszuführen. Indeß haben die Kinder seit mehr als zwölf Jahren theils zusammengelegt, theils zuletzt noch eine Summe entlehnt und den Platz dafür gekauft. Auf des Vaters siebenzigsten Geburtstag wird unter Mitwirkung der Berserker die Gränzscheide — fallen und der Genius des neuen Platzes, von Gabrielens lieblicher Person dargestellt, ihm den in seinem Namen abgeschlossenen Kaufscontract überreichen. Wie glücklich er sein wird! O der Gedanke daran macht uns Alle selig! Wie

er nun aufräumen, graben und pflanzen und wie dieß sein Alter erfreuen und erfrischen wird! Möge er es erleben, daß die Bäume, die er setzt, ihre laubigen Aeste über seinem Haupte schütteln und möge ihr Gesäusel ihn die Segnungen ahnen lassen, welche die Nachkommen im dritten und vierten Glied über seine wohlthuende Wirksamkeit aussprechen werden!

Ich sollte noch von dem Freundeskreis sprechen, der sich immer herzlicher ans Haus angeschlossen hat, von dem neuen Landeshauptmann Stjernhök und seiner Gattin, die wir Alle lieben und deren Versetzung hieher besonders meinem Vater willkommen war, da er beinahe einen Sohn in ihm erblickt; ich sollte auch von den Dienern im Hause sprechen, die mehr Freunde, als Diener sind; allein ich fürchte, meinen Brief zu sehr in die Länge zu ziehen. Vielleicht beschuldigst du mich auch heimlich, das Bild gar zu einförmig hell gemalt zu haben; vielleicht wirst du fragen: Kommen denn in diesem Hause nicht auch die kleinen Anstöße, Reibungen, Störungen, Uebereilungen, Dummheiten, Versäumnisse, Verluste vor und wie diese geistigen Musquitos alle heißen mögen, deren Stiche Reizbarkeit, Unruhe, Verdruß verursachen und die selbst die glücklichsten Häuser nicht mit ihren Besuchen verschonen?

Ja gewiß. Sie kommen, fliegen aber beinahe eben so schnell wieder davon, als sie gekommen und lassen niemals ein Gift in ihrem Stiche zurück; denn man braucht gegen sie ein Universalmittel, genannt Verzeihung, Vergessen, Besserung; dieses wird je früher, je lieber applicirt und macht auch die Besuche der garstigen Thierchen immer seltener. Ohnehin gedeihen sie nie recht in reinen und milden Atmosphären.

Und willst du, beste Ida, dich von der Wahrheit des Gemäldes überzeugen, so komm hieher und sieh. Komm! Es wäre uns Allen so lieb! Komm und laß unser Haus dir Zerstreuung, vielleicht auch die Ruhe bieten, deren dein Herz bedarf. Komm und glaube mir, Ida, wenn

man die Welt ein wenig von oben, z. B. von einer Bodenkammer herab betrachtet, — so sieht man die Illusionen wie Nebel über die Erde gehen, den Himmel aber in ewiger Klarheit über ihnen stehen.

Eine Morgenstunde.

„Guten Morgen!“ sagte Jeremias Munter, indem er die Taschen voll Bücher in Petreas Bücherkammer trat, die sich von andern Zimmern bloß durch ihre vollkommene Einfachheit und Schmucklosigkeit auszeichnete. Ein Glas mit schönen frischen Blumen war ihr einziger Luxusartikel.

„Herzlich willkommen!“ rief Petrea, indem sie mit strahlenden Augen den Eintretenden und seine kostbare Ausstaffirung ansah.

„Ja, ich glaube wohl, daß ich heute willkommen bin,“ sagte der Assessor, „hier habe ich Gutchen für Miß Petrea. Da eins, da noch eins und noch eins.“

Der Assessor legte dabei ein Buch um das andere auf den Tisch und nannte ihr den Inhalt. Sie gehörten zu dem Schlag von Werken, welche dem Blicke des denkenden Menschen neue Welten eröffnen und Petrea nahm sie mit einem Entzücken auf, das nur diejenigen verstehen können, die nach derselben Freudenquelle gesucht, gedürstet und sie gefunden haben. Der Assessor freute sich im Stillen über ihr Vergnügen, während sie die Bücher durchmusterte und über sie sprach.

„Wie gut, wie herzlich gut Sie sind,“ sagte Petrea, „so an mich zu denken. Aber Sie müssen sehen, daß ich Sie heute auch erwartet habe.“ Und mit Augen, die vom innigsten Wohlwollen strahlten, nahm sie zwei ächte Porcellanteller aus einem Schranke hervor; auf dem einen lag schwellendes Waizenbrod, und auf dem andern

erhob sich die herrlichste Traube, auf einem Kranz von eigenen Blättern ruhend, die in mehrere Schattirungen geschmackvoll geordnet waren und dem Goldrande des Tellers folgten. Das Ganze wurde auf ein kleines Tischchen am Fenster gestellt, so daß die Sonne darauf schien.

Der Assessor betrachtete es mit dem Blick eines holländischen Fruchtmalers und schien an dem in seiner Art vollkommen schönen Gemälde seine Freude zu haben.

„Sie sollen Ihr Frühstück nicht bloß betrachten, sondern müssen es auch essen," sagte die lebhafte Petrea. „Das Brod ist zu Hause gebacken und — Eva hat die Traube auf den Teller gelegt und herauf gebracht."

„Eva!" sagte der Assessor, „nun sie dachte wohl nicht daran, daß ich heute kommen werde."

„Eben weil sowohl sie als ich es glaubte, wollte sie selbst Ihr Frühstück besorgen." Petrea sah dabei den Assessor schelmisch forschend an, der eine freudige Bewegung nicht verbarg, ein Beerchen brach, sich setzte und — Nichts sagte.

Petrea wandte sich wieder zu ihren Büchern. „Ach daß das Leben so kurz sein muß, während es doch so unendlich viel darin zu lernen gibt! Uebrigens ist es auch unrecht, und ein Beweis von Unkenntniß, wenn man seine Lehrzeit beschränkt glaubt; und zudem kommt die Redensart von der Kürze des Lebens und der Länge der Kunst von dem Helden Hippokrates. Aber Gott sei Dank für die Hoffnung, für die Gewißheit, in alle Ewigkeit Schüler sein zu dürfen. Ach Onkel Munter, ich freue mich herzlich über die industrielle Richtung unsrer Zeit. Sie wird es der Masse der Menschen leicht machen, sich zu kleiden und zu nähren und dann wird die Masse anfangen für den Geist zu leben. Denn wahr ist das mehr als zweitausendjährige Wort: „Wenn die nothwendigen Bedürfnisse befriedigt sind, so wendet sich der Mensch zum Allgemeineren und Höheren. Deßhalb wird, wenn die große Arbeitswoche der Erde zurückgelegt ist, der Sabbath eintreten, an welchem ein Volk von stillen Anbe-

tern sich über die Erde ausbreiten wird, nicht mehr nach ihren vermodernden Schätzen forschend, sondern nach den ewigen strebend, ein Volk, dessen Leben darin bestehen wird, zu betrachten, zu begreifen und anzubeten, seinen Schöpfer im Geist und in der Wahrheit zu verehren. Dann kommt der Tag, von welchem die Engel sangen, „Friede auf Erden!"

„Friede auf Erden?" wiederholte Jeremias langsam und wehmüthig, „wann kommt der? Er muß zuerst ins Menschenherz einziehen, und da . . . da lebt so mancher Dämon, so manche schmerzliche Sehnsucht, die nicht beschwichtigt wird von . . . . . Aber was gibt es denn, was ist los?"

„Ach mein Gott!" rief Petrea außer sich, „sie lebt, sie lebt!"

„Was für eine Sie? Wer lebt? Nein bei Ihnen steht es heute nicht richtig, Petrea!" sagte der Assessor, indem er aufstand.

„Sehen Sie! Da sehen Sie her!" rief Petrea zitternd vor Aufregung, indem sie dem Assessor ein zerrissenes Stückchen Papier zeigte; „sehen Sie, das lag da in dem Buche."

„Nun und wenn auch? Es ist ja von einem Sepiabilde gerißen; . . . eine Hand, die Rosen streut auf . . . ein Grab, glaube ich. Hatte ich das nicht irgendwo schon ganz gesehen?"

„Ja freilich, freilich. Es ist das Mädchen am Rosenbusch, das ich als Kind Sara schenkte. Sie lebt! Sehen Sie, hier hat sie selbst geschrieben." Die Kehrseite des Bildes war wie von einer Kinderhand voll gekritzelt, aber auf einem reinen Fleck stand von Saras eigener, ausgezeichneter, schöner Hand geschrieben:

„Keine Rose auf Saras Grab!
O Petrea wüßtest du . . . . ."

Der Satz war nicht vollendet; einige Flecken schienen darauf hinzudeuten, daß Thränen ihn geschlossen hatten.

*

„Sonderbar," sagte der Assessor. Diese Bücher, die ich gestern erhielt, sind in U. gekauft worden. Sollte sie vielleicht dort sein? Aber . . ."

„Gewiß, gewiß ist sie dort!" rief Petrea. „Sehen Sie hier das Buch, worin das Zeichen lag; sehen Sie, auf dem ersten Blatt steht der Name Sara Schwarz, obgleich ausgestrichen. O gewiß ist sie in U. oder können wir dort wenigstens Nachrichten von ihr einziehen. O Sara! Meine arme Sara! Sie lebt, aber vielleicht in Noth, in Elend! Ich könnte noch heute bei ihr sein, wenn sie in U. wäre."

„Das werden Sie wohl bleiben lassen, wenn Sie nicht fliegen können," sagte der Assessor. „Es ist siebzehn Meilen nach U."

„Ach daß mein Vater gerade in diesen Tagen fort sein und den Wagen mitgenommen haben muß! Er wäre gewiß mit mir gereist. Aber es ist noch eine alte Chaise da, die will ich nehmen und . . . ."

„Sehr schön von einem Frauenzimmer, mutterseelallein in einer Chaise fortzureisen und zwar auf diesen vom Regen gänzlich verdorbenen Wegen . . . . Sehen Sie nur, welche Wolkenmasse dort mit dem Südwinde heranzieht! Sie bekommen den ganzen Tag einen Platzregen über sich — "

„Und wenn es Schmidknechte regnete," unterbrach ihn Petrea eifrig, „so muß ich doch zu ihr. O mein Gott, sie war ja meine Schwester; sie ist es noch und sie sollte mich vergebens rufen? In diesem Augenblick laufe ich zu meiner Mutter und . . . ." Petrea nahm Hut und Mantel.

„Nur langsam, Miß Petrea. Ich sage Ihnen, daß Sie nicht so fahren können. Die Chaise hält nicht zusammen. Ich habe sie leider Gottes selbst probirt. Sie können nicht darin fahren."

„Nun gut, so gehe ich; und kann ich nicht gehen, so will ich kriechen, ich werde schon an Ort und Stelle kommen!" rief Petrea bestimmt.

„Ist das Ihr fester Entschluß?“

„Mein fester und letzter.“

„Nun dann werde ich wohl mitkriechen müssen,“ sagte der Assessor lächelnd, „wenn auch nur, um zu sehen, wie es dabei zugeht. Ich gehe jetzt nach Hause, werde aber in einer Stunde wieder da sein.“ Versprechen Sie mir nur, so lange Geduld zu haben und nicht ohne mich durchzugehen oder vielmehr durchzukriechen.“ Der Assessor verschwand und Petrea eilte zu ihrer Mutter und ihren Schwestern hinauf.

Noch ehe ihre Mittheilungen und Berathungen zu Ende waren, hielt ein leichter Reisewagen vor dem Hause. Der Assessor stieg aus, kam herauf und bot Petrea seinen Arm. Bald saß er wieder an ihrer Seite, darin eifrig gegen den Speisekorb und die Flasche Wein protestirend, die Leonore deßungeachtet hineinstopfte und jetzt ging es weiter auf

Abenteuer.

Es war zum zweitenmal in ihrem Leben, daß der Assessor und Petrea mit einander auszogen, und jetzt, wie damals, schienen keine günstige Sterne auf ihre Fahrt leuchten zu wollen, denn kaum hatte sie begonnen, so fing es an zu regnen und ein Himmel schwer und finster wie Blei zog sich über ihren Köpfen zusammen. Es ist etwas Drückendes, im Anfang einer Reise den fragenden Blick in die Höhe zu richten und dann einem solchen Himmel zu begegnen. Dazu kam noch eine andere unglückliche Vorbedeutung. Die Pferde bäumten sich mehreremale, als hätten sie durchaus keine Lust, vorwärts zu gehen und eine Eule gab die bestimmte Absicht zu erkennen, dem Wagen zu folgen. Sie setzte sich auf Baumzweige und Zaunpfähle am Wege und flog, so oft

der Wagen herannahte, auf, um ihn wieder ein Stück weiter vorwärts zu erwarten.

Als die Reisenden in einen Wald kamen, wo sie des tiefen Weges halber sehr langsam fahren mußten, sahen sie rechts ein kleines, grauschwarzes Weib voraustreten, so hexen- und koboldmäßig, kurz so abscheulich anzusehen, als nur je ein altes Weib sein kann; sie hörte die Ankömmlinge einen Augenblick an und verschwand dann plötzlich unter den Stämmen des Waldes. Der Assessor schauderte unwillkürlich bei ihrem Anblick zusammen und sagte: „Welch ein Unterschied zwischen Weib und Weib! Das Lieblichste auf Erden und das Abscheulichste ist — das Weib.“ Er wurde beinahe Etwas düster, nachdem er die alte Hexe gesehen hatte. Mit ihr war indeß die Eule verschwunden; vielleicht nach dem Grundsatz: gleich und gleich gesellt sich gern. Vielleicht verläumde ich aber auch aufs Sündhafteste das alte Weibchen, denn wie kann ich wissen, ob sie nicht das gutmüthigste Weib von der Welt war! Gut daß der liebe Gott uns besser kennt, als wir selbst.

Petrea saß inzwischen schweigend da. So aufgeklärt und vorurtheilslos der Mensch sich auch glauben mag, so macht er sich doch nie vollkommen von Eindrücken gewisser Ereignisse los, die unter dem Namen von Ahnungen, Vorhersagungen, Verkündigungen, Vorboten, wie Eulen mit lautlosem Fluge durch die Welt ziehen, seit Adams Fall beständig ihr unheimliches Hu, hu, oder Kiwitt rufend. (Man weiß, daß Hobbes, welcher die Auferstehung aufs Hartnäckigste läugnete, nie in der Nähe eines Zimmers liegen konnte, worin sich eine Leiche befand.) Petrea, welche nicht die geringste Aehnlichkeit mit Hobbes hatte, war nicht geneigt, irgend Etwas im Reiche der Möglichkeiten zu läugnen. Von Natur wandte sich ihr Gemüth ein wenig dem Aberglauben zu und wie die meisten Menschen, welche viel stille sitzen, hatte sie beim Anfang einer Reise eine gewisse Unruhe, wie sie wohl ablaufen werde. Aber heute unter dem bleischwe-

ren Himmel und dem Einfluß dieser unbehaglichen Vorboten stieg diese Unruhe zu einer wahren Unglücksahnung. Galt sie Sara oder ihr selbst — sie wußte es nicht. Allein sie war geneigt, letzteres zu glauben und fragte sich, wie sie schon oft gethan, ob sie auch auf ein Ereigniß vorbereitet wäre, das sie von Allem trennen würde, was sie auf Erden liebte. Sie fühlte dabei lebhaft, wie stark sie jetzt an ihre irdische Existenz gefesselt, wie lieb ihr das Leben geworden war und sie fühlte es beinahe mit Schreck.

Alle Menschenseelen haben ihre Höhen, aber sie haben auch ihre Sümpfe, Moräste und Gruben, ich will Nichts von Abgründen sagen, denn dazu sind viele Seelen zu seicht. Ein öfteres Hinaufsteigen oder ein fortdauernder Aufenthalt auf jenen Höhen ist es, was den Menschen dem Himmel nahe führt. Petreas Seele war ein unebenerer Boden, als man es bei den meisten Menschen findet, aber in ihrer Natur lag auch, wie wir bereits gesehen haben, ein entschiedenes Verlangen, aufzukommen, und zu derselben Zeit, da sie ihre Liebe zu sehr ans Irdische gefesselt fühlte, strebte sie in der Stille ernstlich dahin, zu einer jener Höhen hinaufzusteigen, von wo jeder beschränkte Genuß vor einer weit ausgedehnten Aussicht verschwindet, wo jede gebundene Liebe befreit wird und in einer höhern auflebt. Dieß gelang ihr auch, es gelang ihr, das Beste dieses Lebens in innigem Zusammenhang mit demjenigen zu erkennen, welches erst anfängt, nachdem dieses zu Ende ist. Ihre lebhafte Einbildung rief nach einander eine Menge Unglücks- und Todesscenen herauf und sie fühlte, daß sie in dem Augenblick, ehe ihr Leben vernichtet würde, ihr Herz mit einem „Gott sei ewig gepriesen“ erheben könnte.

Bei diesem Gefühl und der Ueberzeugung, daß ihr Vorhaben gut und nothwendig sei, es möge daraus erfolgen was da wolle, wurde es ihr wieder leicht und frei zu Muthe. Mit heiteren Blicken und Worten wandte sie sich jetzt zu ihrem Reisegefährten und wußte ihn all-

mälig in ein Gespräch zu ziehen, das für Beide so interessant war, daß sie Wetter, Wagen und schlimme Vorboten vergaßen. Und trotz Wetter, trotz Regen und Vorboten, Unglücksahnungen und Todesvorbereitungen, ging die Reise ruhig und gut von Statten, wie man es nur von einer Herbstreise erwarten kann. Keine Spur von einer Gefahr zeigte sich auf dem Wege, der Wind schlief in den Wäldern und in den Wirthshäusern hörte man nur den einen und andern schläfrigen Hausknecht den Mund zu einem unmuthigen „Der Teufel solls holen," öffnen.

Am andern Vormittag kamen unsre Reisenden glücklich in U. an. Petrea gönnte sich kaum Zeit, einige Erfrischungen zu genießen, bevor sie ihre Nachforschungen begann. Die Resultate der vereinigten Bemühungen von ihrer und des Assessors Seite wollen wir in der Kürze hier mittheilen.

Daß Sara nebst einer kleinen Tochter in der Stadt gewesen war und in demselben Wirthshause gewohnt hatte, wo Petrea und der Assessor sich jetzt befanden, wurde ihnen bald unzweifelhaft, obgleich sie unter einem fremden Namen reiste. Man beschrieb sie als äußerst schwach und kränklich und auf ihre übrigen Umstände ließ die Thatsache schließen, daß sie den Wirth gebeten hatte, ein Paar Bücher für sie zu verkaufen, was er auch that. Eines dieser Bücher war mit dem darin vergessenen Zeichen in Petreas Hände gelangt. Sara hatte ihrer Schwäche wegen einige Tage an Ort und Stelle bleiben müssen, war aber etwa vor einer Woche abgereist und man sah aus dem Nachtbuche, daß sie sich nach einem Wirthshause zu begeben beabsichtigte, das auf dem Weg nach Petreas Geburtsstadt lag, übrigens auf einem anderen, kürzeren, aber auch viel schlechteren Weg, als den sie gekommen war.

Sara war also auf dem Wege nach Hause, ja vielleicht war sie bereits dort. Dieser Gedanke war ein unbeschreiblicher Trost für Petreas Herz, das sich bei der

Beschreibung von Saras Zustand äußerst beklommen gefühlt hatte. Als sie aber die lange Zeit bedachte, die seit Saras Abreise aus der Stadt verflossen war, da wurde sie aufs Neue ängstlich und fürchtete, sie möchte unterwegs erkrankt sein. Gern hätte jetzt Petrea noch am selben Abend umgekehrt und Saras Spur aufgesucht, allein die Rücksicht auf ihren alten Freund hielt sie ab, auch nur davon zu sprechen. Der Assessor befand sich wirklich nicht wohl und bedurfte der Ruhe. Das kühle Regenwetter wirkte unvortheilhaft auf seinen Geist und Körper ein. Man nahm es als etwas Ausgemachtes an, daß die Reise erst am andern Morgen fortgesetzt werde.

Der Assessor hatte Petrea gesagt, daß dieß sein Geburtstag sei und vielleicht war es der Gedanke daran, was ihn den ganzen Tag ungewöhnlich wehmüthig stimmte. Petrea, die ihn unendlich gern ein wenig aufgemuntert hätte, beeilte sich, als er Abends ausgegangen war, um einen Bekannten zu besuchen, bis zu seiner Rückkehr ein kleines Fest zu veranstalten.

Mit Blumen und Laub, das sie sich — Gott weiß woher — zu verschaffen wußte (wenn der Mensch Etwas recht ernstlich will, so *müssen* die Mittel sich finden) durch Licht, Ofenfeuer, einen mit Jeremias Lieblingsgerichten besetzten Tisch u. s. w., wurde in dem ziemlich ungemüthlichen Wirthshauszimmer das Bild von Comfort und Behaglichkeit zu Stande gebracht, das der Assessor so sehr liebte.

Väter und Mütter und alle Mitglieder glücklicher Familien sind am Geburtstagsfeste an Blumenkränze und gedeckte Tische gewöhnt. Aber noch hatte nie Jemand des Assessors Geburtstag während seiner einsamen Wanderungen gefeiert; er war noch nicht mit diesen kleinen Blumenüberraschungen des Lebens (wenn wir sie so nennen dürfen) verwöhnt worden und daher kam es auch, daß er mit einem Ach der Ueberraschung und inniger Freude

von der finstern, nassen Straße in das freundliche Zimmer trat.

Petrea ihrerseits war unbeschreiblich herzlich und ganz glücklich, als sie ihre Bemühungen den alten Freund aufzumuntern so gut gelingen sah. Sie brachten einen angenehmen Abend mit einander zu. Ueber die Unglücksvorboten und die Eindrücke, welche sie hervorgebracht, wurden gegenseitige Bekenntnisse abgelegt; sie neckten einander damit, vereinigten sich aber zuletzt zu dem Beschlusse, daß solche Vorbedeutungen am öftesten Nichts zu bedeuten haben. Als sie sich für die Nacht trennten, drückte der Assessor Petrea die Hand mit den Worten: „Einen so fröhlichen Abend hat mir dieser Tag noch nie gebracht.“ Voll Dank für diese Anerkennung und für die Hoffnung, in Bälde ihre verlorne, vielbeweinte Jugendfreundin wieder zu finden, begab sich Petrea zur Ruhe. Der Assessor dagegen blieb noch lange auf; die Mitternacht fand ihn schreibend.

Mann und Weib! — Es wird viel, besonders in Romanen, von Mann und Weib, als von getrennten Wesen gesprochen. Wie dem sei — Menschen sind sie Beide und als Menschen, als moralisch fühlende und denkende Wesen wirken sie hauptsächlich auf einander und auf das Leben. Ihre Art und Weise, ihre Mittel sind verschieden und eben diese Ungleichheit ist es, was bei gegenseitigem Wohlwollen, bei gegenseitigem Streben, einander das Leben zu erheitern, etwas Wonnevolles und Vollkommenes zu Stande bringt.

Der folgende Morgen wurde von der klarsten Sonne beglänzt. Aber des Assessors Augen waren trübe, als hätten sie wenig Ruhe genossen. Während er mit Petrea frühstückte, wurde er hinausgerufen, um Etwas am Wagen zu besichtigen. War es die Erbsünde von Mutter Eva her oder war es irgend eine andere Ursache, was Petrea bewog, sich jetzt schnell einem Tische zu nähern, worauf des Assessors Papiere und Gelder lagen, bereit ins Reiseportfeuille gelegt zu werden? Genug, sie that es,

sie that, was ihr gewiß keine rechtschaffene Leserin verzeihen wird — sie durchlief hastig eines dieser Papiere, das erst in der allerneuesten Zeit die Eindrücke des Gedankens und der Feder empfangen hatte und — — steckte es zu sich. Bald darauf kam der Assessor herein und da es Etwas spät geworden war, eilte er, seine Papiere zusammenzupacken und — man reiste ab.

Das Wetter war herrlich und Petrea freute sich wie ein — nein weit mehr als ein Kind über die Gegenstände, die an ihren Blicken vorüberzogen und jetzt nach dem Regen und in dem klaren Sonnenschein wie im Festtagsglanze dastanden. Die Welt war für sie immer mehr, wahrhaftig mehr als je ein Zauberreich, nicht mehr die verwirrte, halb heidnische, sondern die ächt christliche, worin jedes Ding und jeder Moment seine Bedeutung hat, so wie jeder Thautropfen seinen strahlenden Lichtpunkt im Glanze der Sonne erhält. Der Herbst war überdieß ihre Lieblingsjahrszeit und sein Reichthum machte auch jetzt ihre Seele reich an angenehmen Gedanken. Es ist die Zeit, wo die Erde allen ihren Kindern ein Gastmahl gibt, und fröhliche, abwechselnde Scenen davon wurden den Weg entlang aufgeführt. Hier richtete der Kornacker seine goldgelben Garben gegen den blauen Himmel empor und die Schnitter sangen; dort kreisten um des Sperberbaumes Purpurbeeren prachtvolle Schaaren zwitschernder Seidenschwänze; bei der einsamen Hütte nickten die Blumen des Kartoffelfeldes, daß die Frucht reif sei und munter sprangen kleine baarfüßige Kinder in den Wald hinein, um Heidelbeeren zu pflücken. Petrea dankte in ihrem Herzen dem Himmel für alle die unschuldigen Freuden auf Erden. Sie dachte an ihr Haus, an ihre Eltern und Schwestern, an Sara, die bald in ihrem Kreise sein werde und wie sie dann dieselbe verpflegen und versorgen, mit dem Leben und dem Glücke aussöhnen wolle. In der seligen, schönen Morgenstunde kleideten sich alle Gedanken in Licht; Petrea fühlte sich sehr glücklich und der lose Streich, den sie ihrem Freunde,

dem Assessor, mit den geraubten Papieren zu spielen meinte, trug ebenfalls nicht wenig dazu bei, ihre Lebensgeister gewaltig zu steigern. Weß das Herz voll ist, deß läuft der Mund über, und Petrea wirkte unwillkürlich belebend auf ihren Reisegefährten, während sich Beide damit ergötzten, mit Aepfeln und Birnen kleine Kinder auf dem Wege zu bombardiren, die — nicht darob erschracken.

Sie hatten jetzt denselben Weg genommen, den Sara gefahren sein sollte, und im ersten Gasthof wurden ihre Hoffnungen bestärkt, denn Sara war dort gewesen und hatte von da Pferde bis auf die nächste Station genommen; Alles auf dem Wege nach der Heimath. So verhielt es sich auch auf den drei folgenden Stationen, aber auf der fünften vor der Stadt ging plötzlich Saras Spur verloren. Man hatte dort keine Reisende, die dieser Beschreibung entsprach, gesehen, auch stand ihr Name nicht im Nachtbuche. Dieß machte Petrea große Unruhe. Nach einiger Ueberlegung beschlossen sie und der Assessor nach dem letzten Wirthshause zurückzukehren und auszukundschaften, welchen Weg Sara eingeschlagen.

Mittlerweile war es Abend geworden und die Sonne neigte sich zum Untergang, als unsere Freunde durch einen der düstersten und übelberüchtigsten Wälder Schwedens zogen, von welchem neulich behauptet worden ist: „Dieser Forst beherbergt Erinnerungen eben so unheimlich, wie er selbst, und Mordmonumente stehen am Wege. Jetzt fallen wohl nicht mehr die Mäntel der Berge in so dichten Draperien, wie früher, aber noch gibt es Thäler, wo nie der Hieb einer Axt erklungen und Felsengebirge, die der Sonnenstrahl noch nie berührt hat."

„Hier haben zwei Leute einander umgebracht," sagte der Postillon mit der frohesten Miene von der Welt, während er anhielt, um die Pferde Etwas ausschnaufen zu lassen, denn der Weg war schwierig; dabei zeigte er mit der Peitsche auf einen Haufen Reiser und Holzstücke, der unmittelbar vor den Reisenden links am Wege lag und ein widriges Aussehen hatte. Es ist Landesbrauch,

daß jeder Vorübergehende auf einen solchen mit Blut bezeichneten Platz einen Stein oder ein Holzstück wirft und so wächst das Mordmonument unter einem fortgehenden Fluch der Gesellschaft. So stand es jetzt da, grausenhaft und scheußlich mitten unter den schönen Fichten und es schien, als hätte der Boden das Häßlichste, was er an ungeformten Zweigen und verdrehten Baumwurzeln besaß, hergeben müssen, um den Haufen zu bilden. Aber mitten unter diesem Gräuel war ein Hagebuttenstrauch aufgewachsen; er streckte seine frischen Zweige zwischen den trockenen Reisern heraus und seine Beere glänzten wie frische Blutstropfen auf der Höhe, welche die untergehende Sonne lieblich beschien, einen Lichtweg über die breite Landstraße durch den Wald werfend.

„Wenn dieses Gebüsch in seiner Blüthe steht," sagte Jeremias, indem er es mit seinem ausdrucksvollen Blicke betrachtete, „so muß es auf den Gedanken führen, daß eine höhere Macht das, was der Staat mit Recht verdammt, mit den Rosen ihrer Liebe überdecken kann."

Die Sonne zog ihre Strahlen weg. Der Wagen setzte sich aufs Neue in Bewegung, aber gerade als die Pferde an dem Haufen vorbei sollten, scheuten sie dermaßen, daß das Fuhrwerk in einen Graben hinabgeworfen wurde und umfiel.

„Gute Nacht Leben!" rief es in Petrea, aber ehe sie selbst wußte, wie, war sie aus dem Wagen und stand vollkommen unbeschädigt auf dem weichen Haidekraut. Minder gut stand es mit dem Assessor. Ein heftiger Stoß am rechten Beine machte es ihm unmöglich, sich ohne großen Schmerz darauf zu stützen. Einige Schritte von ihm lag sein alter Bedienter, der auf der Reise den Kutscher machte, in Ohnmacht und blutete stark aus einer Kopfwunde; neben seinen Pferden stand der kleine Skjutsjunge und weinte. Zeit und Lage waren nicht die angenehmsten. Aber Petrea fühlte sich nach dem Schrecken des ersten Augenblicks vollkommen ruhig und

entschlossen. Durch Begießung mit Regenwasser, das sich im Ueberflusse vorfand, brachte sie den Ohnmächtigen zum Leben zurück und mit ihrem Sacktuch verband sie ihm den Kopf. Sodann half sie ihm sich aufsetzen, allein stehen konnte er nicht, ohne zu schwindeln. Bald saßen Herr und Diener neben einander, die Rücken an einen dicken Tannenstamm gelehnt und sahen recht betrübt aus, denn obgleich der Assessor weit mehr wegen seines Bedienten, als um seiner selbst willen bekümmert war und versicherte, sein eigener Unfall sei nur eine Kleinigkeit, so war er doch ganz bleich vor Schmerz. Was war zu thun? Hätte man nur den Wagen aus dem Graben herausbekommen und die zwei verwundeten Männer hineinsetzen können, so hätte sich Petrea auf den Bock gemacht und wäre gefahren so gut als einer; Nichts schien ihr leichter zu sein; aber gerade die Erfüllung der zwei ersten Bedingungen war das Schwierige und im gegegenwärtigen Falle das Unmögliche, denn unserer guten Petrea Arme und Hände waren ihrem frischen Muthe und Willen durchaus nicht gewachsen. Der Skjutsjunge sagte, etwa eine halbe Meile weiter liege eine Hütte im Walde nahe an der Landstraße, allein er ließ sich schlechterdings nicht bewegen, selbst dahin zu laufen oder um irgend einen Preis seine Pferde zu verlassen. „Laßt uns warten," sagte der Assessor geduldig und ruhig; „es kommt gewiß bald Jemand vorbei, den wir um Hülfe ansprechen können." Man wartete, aber Niemand kam und mit jeder Minute verdüsterten sich die Schatten, es sah aus, als mieden die Menschen um diese Zeit den unheimlichen Wald. Petrea, äußerst unruhig um ihren alten Freund, im Fall er noch lang auf dem feuchten Boden und in der zunehmenden Abendkälte bleiben müßte, faßte daher bei sich einen stillen Beschluß. Sie bedeckte den Assessor und seinen Bedienten mit allen Kleidungsstücken, die sie vergeben konnte, worunter ihr eigener Mantel und froh, daß Ersterer dieß nicht bemerkte, sagte sie entschlossen zu ihm: „Jetzt gehe ich selbst und schaffe

Hülfe herbei; ich werde bald wieder zurück sein.“ Und ohne auf die Verbote, Bitten und Drohungen zu hören, womit er sie zurückhalten wollte, lief sie schnell davon, der Seite zu, wo nach der Erklärung des Skjutsjungen die Hütte sein sollte. Sie eilte raschen Schritts vorwärts, indem sie alle Gedanken an persönliche Gefahr zu beseitigen suchte und sich bloß der Hoffnung hingab, ihrem Freunde bald Hülfe zu verschaffen.

Die Hastigkeit ihres Ganges zwang sie nach einer Weile stehen zu bleiben, um Athem zu schöpfen. Die starke Bewegung, die das Blut in raschen Umlauf setzte, die Frische der Luft, die Schönheit und ruhige Größe des Waldes flößte ihr beinahe im Streit mit ihrem Willen und Herzen ein unwiderstehliches Gefühl des Wohlbehagens und Vergnügens ein, das jedoch schnell abnahm, als sie Etwas im Walde prasseln hörte. Der Wind konnte es nicht sein; vielleicht ein Thier? Petrea hielt ihren noch keuchenden Athem an sich. Es zischelte, es flüsterte, es waren — Menschen im Walde. Wie tapfer oder vielmehr wie dummdreist Petrea auch in gewissen Augenblicken war, so zog sich doch jetzt ihr Herz zusammen bei dem Gedanken an ihre einsame, wehrlose Lage und an die Schreckensscenen, wodurch dieser Wald berüchtigt war. Außerdem war sie nicht mehr in den Jahren, wo der Mensch auf einem fliegenden Fuße im Leben steht, sorglos und übermüthig; sie hatte sich im Leben festgesetzt, hatte ihr stilles Zimmer, ihren ruhigen Wirkungskreis, den sie jetzt mehr liebte, als die glänzendsten Abenteuer von der Welt; kein Wunder daher, wenn sie vor den unschönen und häßlichen zurückbebte, die auf der Landstraße zu Hause sind. Mit gewaltsam klopfendem Herzen lauschte Petrea fortwährend. Das Geräusche kam immer näher. Einen Augenblick dachte sie daran, sich auf der entgegengesetzten Seite des Weges zu verbergen, aber im nächsten rief sie tapfer: „Wer ist da?“ Alles blieb stille. Petrea strengte ihre Augen an, um auf der Seite, von wo aus das Geräusch gehört wurde,

irgend Etwas zu entdecken, aber vergebens, der Wald war dicht und inzwischen ganz finster geworden. Noch einmal rief Petrea: „Ist um Gottes willen ein Mensch da, der unglücklichen Reisenden helfen kann?“ Selbst Räuber, dachte sie, müßten durch dieses Vertrauen erweicht werden und Bitten um Hülfe müssen jeden Mordgedanken aus ihrem Herzen nehmen. Jetzt begann das Geräusch im Walde aufs Neue und jetzt erhoben sich Stimmen von — Kindern! Ein unbeschreibliches Freudegefühl drang durch Petreas Herz. Eine ganze Armee mit Napoleon an der Spitze hätte ihr keine solche Zuversichtlichkeit einflößen können, als in diesem Augenblick die Kinderstimmen. Bald kamen aus dem Walde zwei kleine, baarfüßige Menschengeschöpfe, ein Knabe und ein Mädchen, die mit großer Verwunderung Petrea angafften. Sie machte sich indeß bald mit ihnen bekannt und die Kleinen versprachen ihr, sie nach ihrer Hütte zu führen, die noch ein Stückchen entfernt lag. Unterwegs gaben sie Petrea Heidelbeeren aus ihren vollen Birkenkörben und erzählten ihr, sie seien so lange ausgeblieben, weil sie die Kuh hätten heimtreiben sollen, allein sie haben sie nicht finden können, worüber das kleine zehnjährige Mädchen sehr bekümmert war, denn „die kranke Frau“ sollte ja auf den Abend Milch bekommen.

Während Petrea von ihren kleinen Schutzengeln geleitet durch den Wald wandert, wollen wir eine Abschweifung machen und erzählen, was einige Tage vorher sich allda zugetragen.

Wenige Tage vorher zog ein Reisekarren hindurch, auf welchem eine Frau und ein kleines Mädchen saßen. Als sie eine kleine Hütte erblickte, die mit ihrem blühenden Kartoffelfeld eine freundliche Lichtung in dem dichten Walde bildete, sagte die Frau zu dem Bauernknecht, der sie führte: „Ich kann nicht mehr. Warte hier, ich muß einen Augenblick ausruhen.“ Sie stieg aus, schleppte sich mit Hülfe des Bauern bis zur Hütte und bat die alte Frau, die sie dort traf, um ein Glas Wasser,

so wie um die Erlaubniß, sich einen Augenblick auf ihr Bett legen zu dürfen. Die Stimme, die darum bat, war kaum vernehmbar und das Gesicht todesbleich, das kleine Mädchen schluchzte und weinte bitterlich. Kaum lag die arme Kranke auf dem dürftigen und nicht sehr saubern Bette, als sie in eine tiefe Betäubung versank, aus der sie erst nach drei Stunden erwachte. Sie fand jetzt, daß ihr Fuhrmann ihre Sachen in die Hütte getragen, sein Pferd ausgespannt hatte und fortgeritten war.

Drei Tage machte die Kranke mehrere vergebliche Versuche vom Bette aufzustehen, aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, so sank sie wieder auf dasselbe zurück; dabei zitterten ihre Lippen und einige bittere Thränen schlichen sich über die bleichen Wangen hinab. Den vierten Tag lag sie ganz stille da, aber Nachmittags bat sie das alte Weib, ihr eine sichere und redliche Person zu verschaffen, die gegen anständige Bezahlung das kleine Mädchen an einen Ort führen würde, welchen ein Brief, den sie ihr mitgeben wolle, näher ausweise. Die Alte schlug ihren Bruderssohn als einen in jeder Beziehung braven und zuverläßigen Burschen vor und versprach auf die Bitte der Kranken, ihn noch am selben Tage aufzusuchen; da er aber ziemlich weit entfernt wohnte, drückte sie die Besorgniß aus, erst am späten Abend zurückkommen zu können. Als sie gegangen war, zog die Kranke Papier und Bleistift hervor und schrieb mit schwacher zitternder Hand Folgendes:

„Ich erreiche es nicht — das fühle ich. Ich sinke, bevor ich in den Hafen gelange. O, meine Pflegeältern! Gute Schwestern! Erbarmt euch über meine Kleine, über das Kind, das an eure Thüre klopfen und euch meine demüthige, aber letzte Bitte überreichen wird. Laßt sie eine warme Wohnstätte finden, wenn ihre Mutter in der kalten Erde ruht. Seht, wie gut sie aussieht! Sehet an ihrem jungen Gesichte, daß sie mit der Noth bekannt ist! — Sie gleicht ihrer Mutter nicht; — Ich glaube ihre sanften Züge erinnern an diejenige,

deren Namen sie trägt und deren Engelsbild nie aus meiner Seele gewichen ist."

„Pflegemutter, Pflegevater, gute Schwestern! — ich hätte euch viel zu sagen, vermag aber nur wenig. Verzeihet mir! Verzeihet mir den Kummer, den ich euch gemacht habe! Ich habe viel gefehlt, aber auch viel gelitten. Ich bin eine Pilgerin auf Erden gewesen und habe nirgends eine Heimath gefunden, seit ich eure gesegnete Wohnung verlassen. Mein Weg ist durch die Wüste gegangen — — ein brennender Samum hat meine Wange angeblasen — verbrannt, verzehrt . . . ."

„Im Begriff die Welt zu verlassen, wo ich so viel gefehlt und so viel gelitten habe, rufe ich euren Segen an! O, laßt mich euch sagen, daß die Sara, die ihr einst Tochter und Schwester nanntet, dessen doch nicht ganz unwürdig ist. Tief ist sie gesunken, aber sie hat sich aus dem Falle aufzurichten gesucht und eure Bilder haben wie gute Engel ihren Weg zur Besserung umschwebt."

„Es wird euern edlen Herzen wohlthun zu hören, daß sie jetzt voll Reue, aber auch voll Hoffnung stirbt; — — auf den Vater der Barmherzigkeit hat sie ihre demüthige Hoffnung gesetzt."

„Die Hand der Barmherzigkeit hat auf Erden die Tage meiner Kindheit gepflegt — später hat sie mein sterbendes Haupt erhoben und ein neues, ein besseres Leben in mein Herz gegossen: — sie hat mich dahin geführt, daß ich auf den Erbarmer im Himmel hoffe."

Pflegevater! Du, der du mir Sein Bild auf Erden warst, du, den ich sehr geliebt habe; — — sanfte Pflegemutter! Du, deren Stimme vielleicht noch jetzt das Leben in dieser erstarrenden Brust wieder hervorrufen könnte — — erbarmt Euch über mein Kind; nennet es euer Kind! Und Dank und Segen über euch!"

„Es war nie meine Absicht, selbst als eine Bürde in euer Haus zurückzukehren. Nein, ich wollte bloß meine Kleine an eure Thüre führen, dieselbe für sie ge-

öffnet sehen und dann fortgehen — schweigend fortgehen und sterben. Aber ich sollte es nicht erreichen! . . . . Gott geleite die Vater- und Mutterlose zu euch!"

„Und jetzt lebt wohl! Ich kann nicht mehr; — — es wird dunkel vor meinen Augen. Auf meinen Knieen schreibe ich diese letzten Worte. Eltern, Schwestern, nehmt euch meines Kindes an. Möge es euch eines Tags die Fehler der Mutter vergessen machen . . . . verzeiht! ... es ist Alles meine Schuld! ... Ich klage Niemand an. Gott lohne euch und sei mir gnädig! ...

Sara."

Mit großer Hast legte Sara ihren Brief zusammen, versiegelte und überschrieb ihn. Ermattet von der Anstrengung sank sie sodann neben ihrem schlafenden Kinde nieder und küßte es sanft, indem sie flüsterte: „Zum letzten Mal!" Ihre Füße und Hände waren wie Eis; sie fühlte die eisige Kälte gleichsam durch ihre Adern schleichen und sich in ihrem ganzen Körper verbreiten. Ihre Glieder erstarrten und es war ihr, als bliese ein kalter Wind in ihr Gesicht. „Es ist der des Todes!" dachte Sara. „Einsam und elend ist mein Sterbelager; doch — ich habe es nicht besser verdient." Ihr Bewußtsein wurde immer dunkler, aber in der Tiefe ihrer Seele kämpften noch des Lebens letzte und vielleicht edelste Mächte, Schmerz und Gebet. Endlich erstarrten auch sie, aber nicht auf lange, denn neue Eindrücke weckten plötzlich das einschlummernde Leben.

Es kam Sara vor, als hätten Engelsstimmen ihren Namen genannt und wiederholt; sanfte Hände strichen mit elektrischem Feuer über ihre erstarrten Glieder. Ihre Füße wurden an eine Brust gedrückt, worin das Leben hoch schlug; heiße Tropfen fielen auf sie und die Eiseskälte thaute auf vor denselben; sie fühlte ein Herz gegen ihr Herz schlagen und der Todeswind auf ihrem Gesichte wich vor warmen Sommerhauchen, Küssen, Thränen . . . o, war das nicht ein Traum? Aber der Traum wurde immer lebhafter, immer klarer. Das Leben, das liebe-

volle warme Leben stritt mit dem Tode und gewann. „Sara, Sara!“ rief eine Stimme voll Zärtlichkeit und Angst, und Sara öffnete ihre Augen und sagte: „O Petrea, bist du es?“

Ja gewiß war es unsere arme Petrea, deren Schmerz über Saras Lage und Freude über ihr jetzt zurückkehrendes Leben sich nicht beschreiben lassen. Sara nahm Petreas Hand und führte sie an ihre Lippen und das Demüthige an dieser Bewegung, das so gar Nichts von der früheren Sara verrieth, durchdrang Petreas Herz. „Gib mir zu trinken!“ bat Sara mit schwacher Stimme. Petrea sah sich nach einem Labetrank um, aber Nichts war in der Stube zu finden, als ein Krug mit ein wenig trübem Wasser; kein Tropfen Milch und die Kuh war im Walde zurückgeblieben! Petrea hätte ihr Herzblut für einen Tropfen Wein gegeben, denn sie sah, daß Sara im Begriff war, vor Mattigkeit zu sterben. Jetzt mußte sie mit Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen, Sara von dem schlechten Wasser geben, worin sie einige Heidelbeeren zerdrückt hatte, um es erfrischender zu machen. Sara dankte, als wäre es Nectar gewesen.

„Gibt es hier in der Nähe einen Ort, einen Hof, wo man Leute treffen und Lebensmittel bekommen kann?“ fragte Petrea ihre kleinen Wegweiser. Sie wußten Nichts außer dem Dorfe, aber im Wirthshause könne man Alles bekommen, was man wolle, sagten die Kinder. Es sei zwar ein gutes Stück Wegs dahin, allein das Mädchen wußte einen Fußweg durch den Wald, auf welchem man bald hinkommen könne. Petrea besann sich keinen Augenblick und nachdem sie Sara Muth und Hoffnung eingesprochen, begab sie sich mit dem kleinen flinken Mädchen eiligst auf den Weg ins Dorf.

Das Mädchen ging voraus und ihr weißes Kopftuch leuchtete Petrea durch das Dunkel des Waldes. Allein der Fußpfad, den das Waldkind so leicht und sicher ging, war für Petrea ein wahrer Prüfungsweg. Bald blieben ihre Kleider an dem dichten Buschwerk hängen, bald er=

griff ein vorragender Zweig ihren Hut und zog ihren Kopf schief, bald fiel sie über die Baumwurzeln und Steine, denen sie in der Dunkelheit und bei der Schnelligkeit ihres Ganges nicht ausweichen konnte; bald flogen ihr Fledermäuse ins Gesicht. Vergebens erhob sich jetzt der Wald majestätischer als je um sie her, vergebens zündeten sich jetzt die Sterne am Himmel an und schickten ihre Strahlen in seine dunkle Schachten hinab, vergebens sangen die Regenbäche an dem stillen Abend, während sie über die Felsen hinabrollten; Petrea hatte jetzt keinen Sinn für die Schönheiten der Natur und die Lichter, die vom Dorfe her funkelten, waren ihr ein willkommenerer Anblick, als alle Sonnen und Sterne des Firmaments.

Und ungewöhnlich viel Licht strömte in bleichen Strahlen durch die dunstigen Fenster des Wirthshauses, als Petrea vor demselben ankam. Drinnen brauste es, wie in einem Bienenkorbe. Geigen ertönten, die Polska ging herum, die Weiberröcke drehten sich die Wände fegend, eisenbeschlagene Absätze schlugen in den Boden und der Staub stieg bis zur Decke hinauf. Nachdem sie vergebens außerhalb der Tanzstube Menschen gesucht, sah sich Petrea genöthigt, hineinzugehen und merkte bald, daß es hier eine Hochzeit gab. Die vergoldete Silberkrone auf dem Kopfe der Braut schwankte und zitterte unter den Anfällen und Vertheidigungen der streitenden Parteien, denn es war gerade der heiße Augenblick bei schwedischen Bauernhochzeiten, wo man (wie man es nennt) der Braut die Krone wegtanzt. Die Frauen sind es, welche sie jetzt zu erobern und zugleich die Braut gefangen zu nehmen suchen, während sie von den Mädchen aufs Eifrigste vertheidigt und zurückgehalten wird. In der andern Hälfte der großen Stube ging es noch heftiger und lärmender zu, denn hier suchten die verheiratheten Männer sich den Bräutigam von den ledigen Burschen zuzutanzen und man zog, riß und puffte sich unbarmherzig unter Geschrei und Gelächter, während die

Polska in wirbelndem Takte fortgesetzt wurde. Sich in diesen Tumult hineinzubegeben war für ein zartes Frauenzimmer beinahe lebensgefährlich, aber Petrea fürchtete in diesem Augenblick keine Gefahr, außer die, sich im wilden Lärm nicht bald genug Gehör verschaffen zu können. Sie rief und verlangte den Wirth zu sprechen; aber ihre Stimme wurde vom allgemeinen Getöse ganz und gar verschlungen. Schnell wand sie sich jetzt durch die kämpfenden und tanzenden Grupen, zu den zwei Spielmännern hin, die mit einer Art Raserei ihre Geigen strichen und mit den Füßen den Takt dazu stampften. Petrea ergriff den einen am Arm und bat ihn um Gottes willen einen Augenblick aufzuhören. Es handle sich um Menschenleben. Allein man achtete nicht im Mindesten auf sie und hörte nicht auf ihre Worte, sondern spielte und tanzte mit einer Art Wuth fort.

„Das ist ist gar zu toll,“ dachte Petrea, „aber ich will noch toller sein.“ Und hiemit warf sie einen mit Flaschen und Gläsern gefüllten Tisch über die Musikanten um. Bei diesem Douchebad verstummte die Musik plötzlich. Die Tanzenden wunderten sich über das Aufhören des Spiels und sahen sich um. Diesen Augenblick benützte Petrea, ging in den Haufen hinein und rief den Wirth. Dieser, der eben die Hochzeit seiner Tochter feierte, kam; er war ein dicker, Etwas großsprecherischer Mann und hatte offenbar ein Glas über Durst getrunken. Petrea sagte ihm in Kürze, um was es sich handle, und bat um Leute, die den umgefallenen Wagen wieder aufrichten sollen, so wie um Etwas Wein und feines Brod für eine Kranke. Sie sprach mit Eifer und Bestimmtheit. Nichtsdestoweniger standen der Wirth und der vom Tanze und Getränken Etwas berauschte Haufen mit mißtrauischer Verwunderung um sie herum und Petrea hörte um sich her flüstern: „Die närrische Frau! Es ist die närrische Frau! Nein, nein, sie ist es nicht! Ja sie ist es doch!“ Und man muß gestehen, daß Petreas aufgeregtes Aussehen, so wie der Zustand ihrer

Toilette nach den Strapazen ihrer Wanderung wohl einige Veranlassung geben konnte, sie für Etwas verrückt zu halten; dieß so wie die Verwechslung mit einer andern Person mag daher die Abgeneigtheit erklären, ihr Hülfe zu leisten, eine Rohheit, die sonst den schwedischen Bauern nicht eigen ist. Aufs Neue ermahnte Petrea eifrig und eindringlich den Wirth und auch die Bauern, ihre Bitte zu erfüllen und versprach anständige Trinkgelder.

Der Wirth nahm jetzt eine gebieterische Haltung an, räusperte sich und sagte mit selbstgefälligem Lächeln: „Ja, ja, das ist Alles ganz schön und gut, aber ich möchte doch Etwas von den anständigen Trinkgeldern sehen, bevor ich umgefallene Wagen suchen soll. Vielleicht findet man zu guter Letzt weder das Eine noch das Andere. Man darf den Leuten nicht Alles glauben."

Petrea erinnerte sich jetzt mit Schreck, daß sie kein Geld bei sich hatte, ließ sich aber Nichts anmerken, sondern antwortete ruhig und bestimmt: „Das Geld werdet Ihr erhalten, sobald Ihr an den Wagen kommt. Aber jetzt folgt mir um Gottes willen und zwar sogleich; jeder Augenblick Verzug kann ein Menschenleben kosten."

Unschlüssig sahen die Männer einander an, aber keiner rührte sich vom Flecke; ein dumpfes Gemurmel lief durch den Haufen. Beinahe verzweifelnd schlug Petrea ihre Hände zusammen und Thränen stürzten aus ihren Augen, indem sie rief: „Seid ihr Christen und könnet Mitmenschen in Lebensgefahr wissen, ohne ihnen zu Hülfe zu eilen?" Sie nannte sofort ihres Vaters Namen und Amt und ging von Bitten zu Drohungen über.

Während dieß im Hause vorging, ereignete sich Etwas vor demselben, was wir aufs Eiligste in Augenschein nehmen wollen.

Es hielt nämlich eine Reisekalesche an, gefolgt von einem kleinen Holsteiner Wagen, in welchem letzteren vier Knaben saßen, der Aelteste etwa zehn Jahre alt und sichtlich stolz darauf, mit eigener Hand ein Paar

magere Reisepferde zu regieren. Vom Bock der Kalesche hüpfte gewandt ein Etwas corpulenter, jovial aussehender Herr, und aus dem Wagen kamen nach einander vier kleine Knaben mit so vielen Päcken und Bündeln, daß es ganz zum Verwundern war. Drinnen bewegte sich mit vielem Eifer eine Etwas hagere Frau von gutem, heiterem Aussehen, die mit eigener Hand alle Sachen aus dem Wagen hob, welche sofort von einer Magd, so wie von den vier ältesten Knaben in Empfang genommen wurden; das jüngste saß auf seines Vaters Arme.

„Kannst du noch Etwas halten, Jakob?" fragte die Frau einen der Knaben, der bis ans Kinn vollbepackt dastand. „Ja mit der Nase," antwortete er munter. „Nein, nein, liebe Mutter, nicht den ganzen Speisekorb! Das ist ja rein unmöglich!"

Die Mutter lachte und statt des Speisekorbs wurden ein Paar Bücher unter den Schutz der kleinen Nase gestellt. „Gebt auf die Flaschen Acht, Buben!" ermahnte die Mutter weiter; „und zählet sie ordentlich; zehn müssen es sein! Adam, stehe nicht müßig da, mein Junge, sondern greif zu und denk an Das, was du thust. Nimm die Flasche mit der Mutter Elixir wohl in Acht! Was das für ein Lärm da immer ist! Kommen sie heraus? da kommt her, meine Jungen! Adam, gib auf David Acht! Jonathan hieher! Jakob! Salomo, wo bist du? Sem und Seth, haltet euch ruhig."

Dieß war der Augenblick, wo man durch die geöffnete Thüre der Tanzstube die Ankunft der Reisenden bemerkt hatte und der Wirth zu ihrem Empfange herauseilte. Es folgte ihm eine Menge Leute, und unter diesen Petrea, welche schnell ihre Rede an die Bauern unterbrach, um die Vermittlung der Reisenden anzurufen, und so eine schnellere Hülfe zu bekommen, als sie sonst hoffen konnte.

„Meine Herrschaften!" rief sie mit einer Stimme, die ihre Gemüthsbewegung verrieth, „ich weiß zwar nicht, wer Sie sind (und die Dämmerung verhinderte sie es

zu sehen), aber ich hoffe, Sie sind Christen und bitte Sie um Gottes willen . . ."

„Wessen Stimme ist das?" rief hier lebhaft eine wohlklingende männliche Stimme.

„Wer spricht?" rief Petrea erstaunt.

Noch einige Worte wurden gewechselt und plötzlich ertönten jubelnd die Namen: „Petrea! Jakobi! Louise!" Und Petrea, Jakobi und Louise umschlossen sich in enger geschwisterlicher Umarmung.

„Tante Petrea! Tante Petrea!" jubelten die acht Knaben, rund um sie herum hüpfend.

Und Petrea weinte vor Freude, hier nicht bloß auf gute Christen, sondern auf ihren allerchristlichsten Schwager und Hofprediger, so wie auf „unsere Aelteste" gestoßen zu sein, die mit ihren hoffnungsvollen Sprößlingen, den Berserkern, auf der Heimreise zu den Eltern und auf die Pfarrei begriffen waren.

Einen Augenblick darauf rollte der Wagen mit Petrea, Louise und Jakobi, begleitet von reitenden Bauern in gestrecktem Galopp in den Wald hinein, über welchem der Halbmond jetzt aufstieg, in die dunkeln Schachten desselben und in Petreas bittende Blicke sein trostvolles Licht gießend.

Wir lassen Petrea bei ihren Verwandten, die auf der Reise zu den Eltern und auf die Pfarrei noch zu rechter Zeit eingetroffen waren, um sie aus einer höchst peinlichen Lage zu erretten. Wir sind jetzt vollkommen überzeugt, daß der Assessor schnelle Hülfe, Sara Wein und Louisens Elixir erhält, daß Petreas Herz getröstet und ihre Toilette in Ordnung gebracht wird und als Ausweis für unsere Sicherheit führen wir folgendes Stück aus einem Briefe von Louise an, der am andern Tag nach Hause abging.

„Ich bin fest überzeugt, daß Sara durch sorgfältige Pflege, passende Diät und vor Allem durch freundliche Umgebung noch ins Leben und zur Gesundheit zurückgerufen werden kann. Aber jetzt ist sie so schwach, daß wir un-

möglich daran denken können, vor einigen Tagen mit ihr abzureisen. Und jedenfalls verzweifle ich daran, sie mit uns zu bekommen, wenn nicht der Vater selbst kommt und sie abholt. Sie wolle, sagt sie, keine Bürde für unser Haus sein. Ach jetzt ist es eine Freude, ihr Haus und Herz zu öffnen. Sie ist so verändert. Und ihr Mädchen ist ein kleiner Engel. Für den Assessor wäre es, seines Beines wegen, wohl nöthig in die Stadt zu kommen, allein er will Sara nicht verlassen, die seiner Hülfe so sehr bedarf. (Sein Bedienter ist außer aller Gefahr.) Petrea befindet sich trotz aller Strapazen und Abenteuer herrlich. Sie und Jakobi erheitern uns Alle. So wie es jetzt steht, können wir den Tag unserer Ankunft nicht bestimmen. Aber bessert sich Sara, so reist Jakobi vielleicht morgen mit den Jungen ab. Es wird zu theuer mit ihnen Allen im Wirthshause. Gott lasse uns Alle bald in unserem geliebten Hause zusammenkommen."

Eine Stunde nach Empfang dieses Briefs reiste der Landrichter mit einem Eifer ab, als hätte es sein Leben gegolten. Er reiste vom Hause in das Wirthshaus, wir dagegen verfügen uns vom Wirthshaus in

Das Haus.

Lilien blühten im Hause am schönen Morgen des zwanzigsten Septembers. Sie schienen unter Gabrielens Tritten aufzusprossen. Selbst weiß, wie eine Lilie ging die Mutter leise in ihrem feinen Morgenkleid umher, mit einem Tuche, auch den geringsten Staubfleck von Spiegeln und Tischen wegwischend. Ein höherer Ausdruck von Freude, als gewöhnlich, belebte ihr Gesicht. Eine feine Röthe schimmerte auf den sonst so blassen Wangen und die Lippen bewegten sich unwillkürlich, als wollten sie zärtliche, erfreuende Worte sprechen.

Bergström schmückte Vorsaal und Treppen mit hübschen Blumen und Laub, so daß sie fortlaufende Guirlanden längs der weißen Mauern hin bildeten, und war nicht wenig entzückt über seinen eigenen Geschmack, zumal, da Gabriele nicht unterließ, ihn zu preisen. Aber obschon an diesem Morgen eine ungewöhnlich große Wirksamkeit im Hause herrschte, so war es doch zugleich ungewöhnlich still, man sprach bloß mit leisen Stimmen, und beim geringsten Geräusch sagte die Mutter: „Still! Still!“ Es kam dieß daher, weil das verlorene, aber wieder gefundene Kind im Hause der Eltern schlief.

Sie war Abends zuvor angekommen und wir haben diesen Auftritt übergangen, den Saras große Veränderung und ihr Zustand erschütternd und traurig machte; indeß wünschten wir doch, daß der gefühlvolle Leser die männliche Thräne gesehen hätte, die über die Wange des Landrichters rollte, als er die wiedergefundene Tochter an die Brust legte; wir hätten ihm gerne die Unglückliche gezeigt, wie sie, die Hände über die Brust gekreuzt, auf dem schneeweißen, frischen Bette lag, über welches die Mutter selbst das feine Leintuch ausgebreitet hatte; wie sie das Kind anblickte, dessen Bett neben dem ihrigen stand, die Geliebten, die sie liebevoll umgaben, und wie sie dann zum Himmel auffsah, aber nicht sprechen konnte; — ferner hätten wir Jedermann gegönnt, das Jakobische Paar an diesem Abend im elterlichen Hause zu sehen, wie sich Adam und Jakob, die Zwillinge Jonathan und David, ditto Sem und Seth, nebst Salomo und dem kleinen Alfred um dasselbe herumrankten.

Es waren lauter wohlgebildete Kinder und nahmen sich ungemein gut aus in ihrer gleichen Tracht, bestehend in einer Blouse von dunklem Zeug, über welche der schneeweiße Hemdkragen zurückgelegt war, Hals und Brust offen lassend; der schlanke Leib von einem schmalen blanken Ledergurt umschlossen. So der Berserker leichte Schaar.

Aber wir kehren zu unsrer lichten Morgenstunde zu-

rück. Eva und Leonore waren im Garten und pflückten mit eigener Hand auserlesene Aprikosen nebst Birnen, die den Mittagstisch schmücken sollten. Sie waren noch glänzend vom Thau und zum letztenmal begoß die Sonne sie mit Purpur beim Gesange der Dompfaffen. Die Schwestern hatten von Sara gesprochen, von der kleinen Elise, die sie erziehen wollten, und von Jakobi und ihr Gespräch war heiter, sodann gingen sie auf andere Gegenstände über.

„Und heute,“ sagte Leonore, „geht deine Antwort an Oberst N. ab! „Dein letztes Nein und du fühlst dich dabei ganz zufrieden?“

„Ja durchaus. Ach Leonore, wie das Herz sich verändern kann! Ich begreife jetzt gar nicht, daß ich ihn einst liebte.“

„Es ist doch sonderbar, daß er aufs Neue um dich anhielt, nach so vieljähriger Trennung. Er muß dich doch mehr geliebt haben, als die Andern, denen er den Hof machte.“

„Ich glaube das nicht; aber . . . . Ach Leonore, siehst du den schönen Apfel dort? Wie hell er glänzt! Kannst du ihn nicht erreichen? O doch, wenn du auf diesen Ast da kletterst.“

„Soll ich mir so viele Mühe geben? Es ist entsetzlich! Nun ich muß wohl! Aber fang mich auf, wenn ich fallen sollte.“

Hier wurden die Schwestern von Petrea unterbrochen, deren Aussehen bewies, daß sie ihnen etwas Interessantes mitzutheilen hatte.

„Siehe, Eva,“ sagte sie, indem sie ihr ein überschriebenes Papier in die Hand gab, „hier hast du Etwas zur Morgenlecture. Jetzt mußt du dich von einer Sache überzeugen, an die du bisher nicht glauben wolltest. Und ich will dich einen Stein, einen Stock, einen Automaten ohne Seele und Herz nennen, wenn du nach diesem nicht . . . . ja lächle nur, du wirst nicht mehr lächeln, wenn du dieß gelesen hast. Leonore! Komm,

liebe Leonore, du mußt es auch lesen und du wirst mir Recht geben. Leset Schwestern, leset."

Die Schwestern lasen folgende Aufzeichnungen von des Assessors Hand:

„Selig der Einsame, der Geringe! Er darf in Ruhe reifen und frisch werden.* Schöne, und was noch besser ist, wahre Worte."

„Der Findling hat sie an sich erprobt. Er war krank an Herz und Gemüth, krank an der Welt und an sich selbst. Aber er war der Geringen, Unbemerkten einer, und so durfte er viel allein sein, allein in dem frischen, stillen Walde draußen, allein mit dem großen Arzte, der allein die tiefen Wunden des Herzens zu heilen vermag, und — es ist besser mit ihm geworden."

„Jetzt fange ich an den großen Oberarzt zu begreifen und die Diät, die er mir vorgeschrieben hat. Ich fürchtete den Krebs des Egoismus und wollte mich freitrinken davon im Nektar der Liebe. Aber er sagte: Jeremias, nicht diesen Trank, sondern den der Entsagung! Er ist blutreinigender."

„Ich habe ihn getrunken. Ich habe sie zwanzig Jahre geliebt, ohne Forderung und ohne Hoffnung."

„Ich lege heute mein dreiundsechszigstes Jahr zurück. Der zunehmende Schmerz in meiner Seite gebietet mir die Treppen der Patienten zu verlassen und sagt mir, daß ich nicht mehr viele Treppenstufen bis an mein Grab habe. Möge es mir gestattet sein, meine übrigen Tage ausschließlicher für sie zu leben."

„Auf der Rose des Alters will ich für sie leben, denn es steht in meinem Testament, daß die Rose des Alten ihr gehört, ihr, der Eva Frank."

„Ich will das Gut für sie verschönen, ich will schöne Blumen und Bäume für sie hineinsetzen. Ich will Trauben und Rosen dort ziehen. Das Alter wird auch sie einst ergreifen und verwelken und hinschwinden lassen,

---

* Aus Almquists „Buch der Rose."

aber dann wird die Rose des Alten für sie blühen und der Duft meiner Liebe sie segnen, wenn der häßliche Alte nicht mehr auf Erden wandelt. Sie wird ihre lieben Schwestern mit sich nehmen, wird dort den Gesang der Vögel hören und den Glanz der Sonne auf den lieblichen Gegenständen der Natur sehen."

„An diesen Gedanken will ich ausruhen, während der einsamen Monate, oder — Jahre, die ich dort zuzubringen habe. Wohl wird mir mancher Tag schwer und die einsamen Abende lang werden! Gewiß wäre es gut, einen lieben, milden Freund um sich zu haben, zu welchem man sagen könnte: „Guten Morgen! Die Sonne ist schön!" oder in dessen Augen man, wenn sie fort ist, eine bessere Sonne sehen dürfte; einen Freund, mit dem man sich der Bücher, der Natur, der gütigen Gaben Gottes erfreuen — dessen Hand man im letzten schweren Augenblick drücken und sagen könnte: „Gute Nacht! Wir treffen uns wieder — Morgen — bei der Liebe selbst — bei Gott!"

„Aber . . . . der Findling sollte keine Heimath finden auf Erden!"

„Nun gut, er findet vielleicht bald ein anderes Haus und dort wird er zu dem Hausherrn sagen: „Vater, erbarme dich über meine Rosen!" und zur Wohnung der Menschen wird er sagen: „Langweilig warst du mir, Welt; aber dennoch Dank für dein Gutes!"

Als die Schwestern zu lesen aufgehört hatten, lagen einige klare Thränen auf dem Blatte und glänzten in der Sonne Licht. Leonore trocknete ihre Augen und wandte sich an Petrea mit der Frage:

„Aber Petrea, wie ist dieses Blatt in deine Hände gekommen?"

„Dachte ichs doch, das werde kommen!" sagte Petrea. „Du solltest nie so schwere Fragen thun, Leonore. Siehe, jetzt fragen auch Evas Augen — und so ernst-

haft! Glaubt ihr vielleicht, der Assessor habe es mir in die Hände geschmuggelt? Nein, von diesem Verdacht muß er befreit werden, wenn auch — auf meine eigenen Kosten. Ihr wollt wissen, wie ich das Papier bekommen habe? Nun gut, ich habe es gestohlen, Schwestern, gestohlen auf der Reise, am Morgen nach der Nacht, wo es geschrieben wurde." „Aber Petrea! — aber Petrea!" „Ja ihr Guten, jetzt ist es zu spät: Aber Petrea! zu rufen. Ihr wißt jetzt des Assessors Geheimniß und könnt thun, wie euer Gewissen euch gebietet. Das meinige ist verhärtet, ihr mögt erschrecken und euch entsetzen über meine That, ich frage Nichts darnach. Mag die ganze Welt mich excommunuziren — ich kümmere mich nicht darum. Eva! Leonore! Schwestern!" Petrea schlang schnell ihre Arme um Beider Schwestern Hals, zog sie an sich, küßte sie lächelnd mit einer Thräne im Auge und verschwand.

Etwas später am Vormittag finden wir Eva und Gabriele auf Besuch in dem schönen ganz nahe bei der Stadt liegenden Pfarrhause, wo Frau Louise in vollem Rumor ist, mit ihren Sachen allen, während die Jakobiner mit Vater und Großvater auf den Aeckern und Wiesen herumschwärmen. Der vierjährige kleine Alfred, ein ungewöhnlich aufgeregtes und liebenswürdiges Kind ist allein bei der Mutter zu Hause; er macht Gabrielen besonders den Hof und glaubt, sie unterhalten zu müssen, weßhalb er die Arche Noäh hervornimmt und ihr mit seiner kleinen, klaren Kindesstimme Cham und Chamina, Sem und Semina, Japhet und Japhetina vorstellt.

Nachdem alle: „Wie stehts? wie gehts?" zwischen den Schwestern beantwortet sind, löst Gabriele das Papier von einem Korbe, den Ullah gebracht hat und bittet Louise, mit etwas Kalbsbraten und Pasteten vorlieb zu nehmen. „Wir dachten, du werdest etwas Frisches brauchen auf die Reise, bis du selbst einmal deine Speise-

kammer in Ordnung hast. Versuch einmal eine Pastet
Sie sind mit Fleischfarce gefüllt und ich versichere di
nach der Sündfluth gebacken."

„Wirklich!" antwortete Louise lachend; „sie sind au
delikat! Da hast du auch eine, mein kleiner Kobol
Aber ein andermal sieh nicht mehr mit so gierigen A
gen darauf. Dank, Dank, liebe Schwester! Ach w
angenehm, daß wir wieder so nahe zu euch und uns
rem Hause gekommen sind! Wie ihr Alle so gesu
und glücklich aussehet! Und Petreá! Wie sie sich gemac
hat! Sie hat etwas Ruhiges und Verständiges bekomme
sie ist in ihre Nase hineingewachsen und kleidet sich hübsc
sie ist jetzt ganz wie andere Leute. Und seht, hier ha
ich ein prächtiges, gut wattirtes Morgenkleid für sie, d
sie auf ihrer Bodenkammer oben warm erhalten so
Ist es nicht superb? Kostet bloß zehn Kronenthaler."

„Ah, merkwürdig! Vorzüglich! Unerhört! Wahrha
tig, das ist ein Kleid für das ganze Leben."

„Was ist das für ein schöner Kragen, den Eva u
hat? Ich glaube wahrhaftig, du bist noch schöner gewo
den; du warst und bist die Rose der Familie, Eva. D
siehst ganz jung aus und bist überdieß zu Fleische gekom
men. Damit kann nun ich eben nicht prahlen; man wi
nicht stark, wenn man für acht Jungen zu sorgen ha
Wißt ihr Schwestern, daß ich in der letzten Woche v
meiner Abreise aus Stockholm hundert und sechs Hemd
zugeschnitten habe! Ich hoffe hier zu Hause einige Hül
beim Nähen zu erhalten. Seht ihr! dieser Finger
ganz hart und schwielig davon. Gott segne die Junge
Seine Mühe hat man mit ihnen! Aber sagt mir, w
steht es mit der Mutter? Man hat mir immer geschri
ben, sie sei besser und doch finde ich sie entsetzlich abg
fallen. Es thut mir wirklich weh; wenn ich sie anseh
Was spricht der Assessor?"

„O!" antwortete Gabriele eifrig, „er sagt, sie wer
wieder gut werden und es hat ganz gewiß keine Gefal,
Sie bessert sich mit jedem Tage."

Eva sah nicht so hoffnungsvoll aus, wie Gabriele und ihre Augen standen voll Thränen, indem sie sagte: „Wenn nur Herbst und Winter gut vorübergehen, so hoffen wir, der Frühling ....“

„Und wißt ihr auch,“ fiel Louise lebhaft ein, „an was ich gedacht habe? Sie soll im Frühling zu uns ziehen und die Milchkur gebrauchen. In diesem Zimmer da, mit der Aussicht auf den schönen Birkenhain soll sie wohnen und die Landluft genießen und das Grüne und die Milch und alles Gute, was das Land darbietet und ich ihr verschaffen kann! — — — Dieß würde ihr gewiß gut thun. Glaubt ihr nicht, daß sie dann wieder gesund wird? Müßt ihr nicht zugestehen, daß dieß eine lichtvolle Idee von mir ist?“ Die Schwestern fanden wirklich Licht darin und Louise fuhr vergnügt fort:

„Jetzt muß ich euch auch zeigen, was ich für sie mitgebracht habe! Seht ihr diese damastenen Frühstücksdecken und diese sechs Frühstücksservietten! Alles im Hause gesponnen! Ich habe bloß den Weberlohn zu bezahlen gebraucht. Nun, wie gefallen sie euch?“

„O vortrefflich! vortrefflich!“

„Schön, sehr schön! Sie wird eine große Freude haben.“

„Jetzt seht auch, was ich für den Vater habe! Ach das hat Jakobi in seinem Mantelsack. Dort liegt noch das Eine und andere; — ihr werdet es sehen, ihr werdet es sehen!“

Gabriele sagte lachend: „Welche Fluth von Sachen! Man sieht ihnen wohl an, daß die Kasse in gutem Stande ist.“

„Gott sei Dank, jetzt geht es an. Allein ihr dürft mir glauben, daß es in den ersten Jahren schwer herging. Und wir fingen sogleich an, uns nach der Decke zu strecken. Seit wir geheirathet sind, habe ich die Kasse unter den Händen gehabt. Ich bin meines Mannes Schatzmeister; er überläßt mir Alles, was er einnimmt und läßt sich dann von mir geben, was er braucht; auf

diese Weise ist es recht gut gegangen. Gott sei Dank, wenn man einander recht lieb hat, so geht Alles."

„Ich bin glücklicher, als ich verdiene, mit einem so braven guten Manne und artigen Kindern. Wäre nur mein kleines Mädchen — unser kleines Louischen am Leben geblieben! Ach das war eine Freude, als sie nach den acht Knaben zur Welt kam! Jakobi und ich weinten vor Vergnügen. Und dann war sie zwei Jahre lang unsre höchste Wonne. Jakobi betete sie eigentlich an; er konnte ganze Stunden an ihrer Wiege sitzen und sie ansehen und er fühlte sich so selig, wenn er sie auf seinem Schooße hatte. Aber sie war auch so unbeschreiblich liebenswürdig, so gut, so weiß, so stille, so bescheiden! Ein wahrer kleiner Engel! Ach es war hart, sie zu verlieren! Jakobi trauerte, wie ich nie einen Mann habe trauern sehen. Aber sein glückliches Gemüth und seine Frömmigkeit sind ihm zu Hülfe gekommen. Es ist schon über ein Jahr, daß sie todt ist. Ach nie, nie vergesse ich sie, mein kleines Mädchen."

Louisens Thränen flossen reichlich; die Schwestern mußten mit ihr weinen. Bald jedoch gewann Louise ihre Fassung wieder und sagte, indem sie ihre Augen trocknete: „Jetzt haben wir auch den Kummer mit des kleinen Davids Fuße. Aber es gibt kein vollkommenes Glück hier auf der Welt und wir haben kein Recht darauf. Verzeiht mir, daß ich euch betrübt habe und laßt uns jetzt von etwas Anderem sprechen; während ich ein wenig in meinen Sachen umherstöbere, erzählt mir Etwas von unsern Bekannten. Tante Eveline lebt doch wohl noch?"

„Ja, und sie ist als Großmutter von fünf Enkeln geliebt und geehrt von Allen auf Axelholm. Es ist eine gar zu angenehme Familie, die sie um sich sieht, und sie hat das glücklichste Alter."

„Das freut mich, aber sie verdient auch, geliebt und geehrt zu werden. Ist ihre Carin auch verheirathet?"

„Ach nein, Carin ist todt. Das war ein großer Jammer. Sie waren so glücklich beisammen gewesen."

„Gütiger Gott, sie ist todt? Ach ja, jetzt erinnere ich mich, daß sie mirs geschrieben hat . . . . seht einmal dieß Kleid da, Schwestern! . . . . Ein Geschenk von meinem lieben Manne. Ist es nicht schön? Und überdieß höchst modern! Ja, ja meine liebe Gabriele; du brauchst keine so zweideutige Gesichter zu machen. Es ist recht schön und ganz modisch, das versichere ich dich."

„Aber à propos, was macht der Hofprediger? Lebt er noch in neuer Auflage? Nun das ist gut. Ich werde ihn heute Mittag anziehen, um Jakobi zu erschrecken. Ich will ihm sagen, daß ich ihn künftig zur Ehre seiner eigenen Ernennung zum Hofprediger zu tragen gedenke."

Alle lachten.

„Aber sagt mir jetzt," fuhr Louise fort, „wie soll es mit der großen Ueberraschung zugehen? Wie habt ihr euch den Augenblick gedacht?

„Das sollst du sogleich hören. Wir haben auf den Mittag großen Kaffee im Garten. Während dessen kleiden wir auf eine feine Art ein Gespräch über den Platz jenseits der Planke ein und gucken durch die Spalten, wodurch wir bald den gewöhnlichen Wunsch hervorrufen werden: „Wenn nur diese Schranke einmal fiele!" Nun gut, bei diesem Signal sollen deine acht Jungen auf die Schranken loslaufen und . . . ."

„Was fällt euch ein? Meine Jungen sind, Gott sei Dank, alle stark und flink, allein es wären doch wahre Berserkerkräfte nöthig, um . . . ."

„Sei ohne Sorgen," antworteten die Schwestern lachend, „die Planke ist unten abgesägt und steht nur deßwegen so fest, damit beim Umfallen des Effects wegen einiges Gekrache verursacht wird. Die That ist nicht schwer; übrigens werden wir nöthigenfalls alle zusammen Sturm laufen."

„Gott behüte! Wenn es so steht, so können meine Jungen die Sache schon ausführen und à propos, ich habe einige Flaschen ganz ausgesuchtes Zuckerweißbier bei mir, die dem Vater gewiß munden würden, und ganz

gelegen kämen, wenn wir, wie es sich nicht anders ziemt, einige Gesundheiten trinken wollten."

Während dieses Gesprächs war der kleine Alfred vergebens umhergegangen, hatte zwei Küsse ausgeboten und war nahe daran, böse zu werden, als er keinen Absatz für seine Waare fand; aber auf einmal besann er sich eines Bessern, fiel Gabrielen um den Hals und rief: „Jetzt sehe ich, daß die Tante nothwendig einen Kuß haben muß!" Und es war nicht Tante Gabrielens Schuld, wenn der liebe Junge sich nicht überzeugte, wie durchaus unentbehrlich sein Geschenk war.

Aber Louise stöberte in ihren Sachen. „Hier habe ich einen Westenzeug für Bergström und hier ein Halstuch für Ullah, sodann noch diesen kleinen Besen, um Spiegel und Tische abzustäuben. Ist er nicht superb? Und seht da dieser Blasebalg und die Kleinigkeiten da sind für die alte Brigitte."

„Nun, da wird die Alte glücklich sein. Sie ist ohnehin manchmal etwas verdrießlich gestimmt, aber ein Kaffeeschmaus und einige kleine Geschenke versöhnen sie mit der ganzen Welt; und heute bekommt sie ja Beides."

„Und seht, welchen vorzüglichen Wind dieser Blasebalg hat. Er kann das elendeste Holz zum Brennen bringen — seht, wie der Staub vor ihm herfliegt."

„Uh, man wird selbst fortgeblasen," sagte Gabriele lachend.

Während die Schwestern noch mit Blasen und Stäuben und Louise mit der Bewunderung ihrer Erfindungen beschäftigt waren, kam der Landrichter herein, vergnügt und warm.

„Welche Geschäftigkeit!" rief er lachend. „Ich soll dich von Mann und Kindern grüßen, Louise. Deine Jungen gefallen mir sehr gut. Aufgeweckte, lebhafte Bursche. Auch folgsam und artig. Dein kleiner David ist ein wilder Springinsfeld und ein prächtiger Bursche. Nur Schade, daß er lahm sein muß."

Roth vor inniger Freude bei diesem Lob ihrer Söhne

antwortete Louise schnell auf die Klage wegen des kleinen Davids: „Du solltest einmal hören, welche Talente er für das Violoncell hat; er wird ein zweiter Gehrman.“

„Nun, das ist gut. Ein solches Talent ist seine zwei Füße werth. Aber ich habe dich noch kaum ansehen können, Louise. Ei der Tausend, das ist sehr schön, daß du wieder so in unsere Nähe kommen mußtest. Jetzt hoffe ich, dich alle Tage sehen zu können und unsere frische Luft hier in der Gegend wird dir gewiß wohl thun. Du bist mager geworden, aber — ich glaube wahrhaftig, auch größer.“ Lachend erwiederte Louise, dazu sei die Zeit für sie wohl längst vorüber.

Auch die Schwestern machten unter sich ihre Bemerkungen über Louise. Sie freuten sich, daß sie mit allen ihren Sachen sich selbst so gleich geblieben sei.

„Schöner ist sie just nicht geworden, aber man kann nicht in Ewigkeit schöner werden. Sie sieht gut und gesund aus; gar nicht domkirchenartig mehr! Sie gibt eine vortreffliche Prälatin.“

Wir versetzen uns jetzt in Saras Zimmer.

Wenn ein geliebtes und schuldloses Kind nach überstandenen Leiden in den Schooß der Eltern, in ein liebes Haus zurückkehrt, wer vermag dann die süße Wonne seines Zustandes zu schildern! Der reine Genuß aller Annehmlichkeiten des Hauses, die Zärtlichkeit der Angehörigen, das Bewußtsein wieder ein glückliches Kind im elterlichen Hause, die süße Hingebung und das himmlische Gefühl, überhaupt wieder zu Hause zu sein! Aber das schuldbedeckte Kind! . . . .

Wir haben ein Gemälde vom verlorenen Sohne gesehen, das wir nie vergessen werden. Es war der Augenblick der Wiedervereinigung. Der Vater öffnete dem Sohn weit seine Arme; dieser sinkt hinein und verbirgt sein Gesicht darin. Tiefe Herzenszerknirschung beugt ihn nieder und über die blasse Wange — das Einzige, was man vom Gesichte sieht — rinnt eine Thräne — eine Thräne der Reue und des Schmerzes. Sie sagt Alles. Mag

auch der goldne Ring um seinen Arm gelegt, mag ihm auch das Mastkalb zum Gastmahle vorgesetzt werden; — er kann sich nicht glücklich fühlen, kann nicht fröhlich sein. Aus den Quellen der Erinnerung quillt die verbitternde Thräne hervor.

So war es mit Sara und zwar je mehr ihr Herz wirklich gereinigt und veredelt war. Als sie nach einem erfrischenden Schlaf in ihrer früheren Heimath erwachte und neben sich ihr Kind auf einem weichen, schneeweißen Bette schlafen sah; als sie bei der hereindringenden Morgensonne Alles um sich her festtäglich, rein und frisch erblickte; als sie sah, wie der Liebe treues Gedächtniß ihre Jugendliebhabereien bewahrt hatte; als sie ihre früheren Lieblingsblumen, die Astern von der Alabasterurne auf dem Ofen herabstrahlen sah und nun an das dachte, wie Alles gewesen und wie es jetzt war — da weinte sie bitterlich.

Petrea, die an einem Fenster in Saras Zimmer lesend ihr Erwachen beobachtet, stand jetzt bald mit herzlichen und beruhigenden Worten neben ihr am Bette.

„O Petrea," sagte Sara, der Schwester Hand an ihre Brust drückend: „Laß mich mit dir sprechen! .... Mein Herz ist voll. Ich fühle, daß ich dir Alles sagen kann und daß du mich verstehen wirst. Ich bin nicht freiwillig hieher gekommen. Dein Vater hat mich mit sich genommen. Er fragte mich nicht; er nahm mich, wie ein Kind und ich folgte, wie ein Kind; ich fühlte mich schwach; ich dachte, vielleicht sterbe ich bald! Es wäre mir süß unter seinem Dache sterben zu dürfen. Aber diese Nacht unter demselben hat mir neue Kräfte gegeben. Ich fühle jetzt, daß ich leben werde. Höre mich und stehe mir bei, Petrea, denn sobald meine Füße mich tragen, muß ich fort von hier. Ich will diesem Hause keine Bürde sein. Befleckt und verachtet von der Welt will ich dieses Heiligthum nicht mit meiner Gegenwart verunreinigen. Schon habe ich in Gabrielens Blicken Scheue vor mir gelesen;.... O mein Aufenthalt hier würde mir selbst eine Qual

sein. Möge meine unschuldige Kleine in diesem gesegneten Hause weilen dürfen! Ich muß fort. Diese Annehmlichkeiten des Lebens, dieser Ueberfluß ist nicht für mich!.... Sie erwecken meine Qual. Armuth, Arbeit — das taugt für mich. Ich will, ich muß fort von hier; — aber ich will euch keinen Kummer machen; will nicht undankbar sein. Hilf mir, Petrea! Denke für mich, was ich thun, wohin ich gehen soll."

„Ich habe bereits daran gedacht," antwortete Petrea.

„Hast du das?" sagte Sara, freudig überrascht und heftete forschend ihre große Augen auf sie.

„Komm und theile meine Einsamkeit!" fuhr Petrea herzlich fort. „Du weißt, daß ich, obgleich in meiner Eltern Hause doch für mich allein wohne und die vollkommenste Freiheit genieße. Neben meiner Bodenkammer ist eine andere, zwar höchst einfache aber friedliche Wohnung, die deinem Wunsche entsprechen dürfte. Komm und beziehe sie. Du kannst dort vollkommen nach deinem Gefallen leben, kannst allein sein, oder nur mich sehen, bis der stille Einfluß ruhigerer Tage dich wieder in das unschuldige und freudvolle Leben des Familienkreises zieht."

„Ach, Petrea, du bist sehr gut. Aber du kannst dich einem übelberüchtigten Geschöpfe nicht nähern und du weißt nicht . . ."

„Stille, stille! ich weiß genug, denn ich sehe und höre dich. O, Sara! Wer bin ich, daß ich mich von dir zurückziehen sollte? Gott sieht aufs Herz und er weiß, wie schwach und fehlervoll das meinige ist, wenn auch mein äußeres Leben rein geblieben, wenn auch Umstände und Umgebungen meine Unschuld geschützt haben. Ich kenne mich dennoch und habe kein ernstlicheres Gebet zu Gott, als das: Verzeih mir meine Sünden. Darf ich es nicht an deiner Seite beten? Können wir nicht unsere bevorstehende Wanderung zusammen antreten? Wir haben Beide in manche Tiefe des Lebens hinabgesehen; Beide blicken wir jetzt demüthig auf nach lichten Höhen strebend. Gib mir deine Hand. Du warst mir jederzeit theuer.

Wie in den Jahren der Jugend fühle ich mich auch jetzt zu dir hingezogen. Laß uns gehen! Laß uns wenigstens die Wanderung zusammen versuchen. Mein Herz verlangt es und das deinige, Sara, sagt es dir nicht, daß wir für einander passen, daß wir zusammen glücklich werden können?"

„Soll ich deinem Leben eine Last sein? Wenn ich stärker wäre, könnte ich dir dienen, könnte ich mein Brod durch meiner Hände Arbeit erwerben, wie ich es in den letzten Jahren gethan habe; aber jetzt? . . . ."

„Jetzt . . . . Ueberlaß dich blindlings mir. Ich habe genug für uns beide. Wenn du dann wieder stärker bist, wollen wir einander schon helfen."

„Mein vergeudetes Leben — meine bittern Erinnerungen, werden sie mich nicht trübselig und mein Gemüth düster machen? Werden nicht finstere Geister aufs Neue Macht über diejenige erhalten, die so lange in ihrer Gewalt war?"

„Die Reue ist eine Göttin; sie schützt den, der gefehlt hat. Und wenn ein Heide so sprechen konnte, um wie viel mehr ein Christ! O Sara! Selbst die zermalmende Reue — ich weiß das — kann ihre Kraft zur Aufrichtung, zu erneutem Leben geben. Sie kann einen Willen erwecken, mächtig genug, Alles zu überwinden. Sie hat mich aufgerichtet; sie wird auch dich aufrichten. Du stehst in der Mitte deines Lebens; — noch liegt eine lange Zukunft vor dir, du hast ein liebenswürdiges Kind, hast Freunde, hast für ein ewiges Leben zu leben. Deßhalb lebe auch und du wirst sehen, wie allmälig die Nacht untergeht, der Tag heraufsteigt und Alles sich entwirrt und verklärt. Komm und laß uns mit vereinigten Kräften am wichtigsten Geschäft des Lebens — der Besserung arbeiten."

Sara hatte sich während dieser Worte im Bette aufgerichtet; neue Strahlen entzündeten sich in ihren Augen. „Ja ich will," sagte sie, „ein Engel spricht durch dich,

Petrea. Deine Worte stärken und beruhigen mich wunderbar; ich will aufs Neue beginnen! . . . ."

Petrea drückte die Schwester an ihre Brust und sagte ihr ein warmes, inniges: Dank! Dann fügte sie beruhigend hinzu: „Und jetzt sei ein gutes Kind, Sara. Alle Kranken und Schwachen sind Kinder; laß dich als ein solches ruhig und hingebend pflegen und führen; — mach diese Freude denjenigen, die dich jetzt umgeben und dir so wohlwollen. Ehe du bedeutend besser bist, können wir an keine Aenderung denken. Es würde Alle betrüben."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und die Mutter blickte fragend herein. Sie lächelte so liebevoll, indem sie Sara in ihre Arme schloß. Leonore folgte ihr, aber als sie Saras aufgeregte Stimmung gewahrte, ging sie wieder hinaus und kam bald mit einem Teller voll guten Sachen zurück, und nun wetteiferten scherzhafte und erheiternde Worte die Wiedergefundene zu zerstreuen und zu beleben. Alte Redensarten wurden aufgefrischt und alte Bekanntschaften erneuert.

„Kennst du noch Madame Follette? Sie ist erst neulich reparirt worden. — Darf sie die Ehre haben, dir eine Tasse einzuschenken? — Da ist deine alte Tasse mit den Sternen! — Sie wurde nebst Madame Follette aus dem Brande gerettet und die kleine da mit den Rosenknospen ist für unsere kleine Elise bestimmt. — Du mußt durchaus diese Kringeln hier versuchen! Sie sind nicht mit in der Arche gewesen. — Unsere Aelteste würde sie kaum für würdig, für antik genug halten; — kommen just ums Morgenroth aus unserem Backofen! — Unser kleines Fräulein hat selbst die schönsten für dich ausgesucht und den Korb damit gefüllt. — Wollen sehen, ob nicht sogar der Assessor dieses „zu Hause Gebackene," gut findet u. s. w."

Die kleine Elise war inzwischen erwacht und sah mit klaren, blauen Augen auf die große Elise, die sich zu ihr herabbeugte. Sie hatten wirklich Aehnlichkeit mit einander, wie oft Enkelin und Großmutter, und schienen sich

bereits verwandt zu fühlen. Als Sara ihr Kind in Elisens Armen sah, da füllten zum ersten Mal reine Freudenthränen ihre Augen.

Ich möchte fast zweifeln, ob meine Leserinnen Nervenstärke genug besitzen, um den Thaten der Berserker beim Umsturz der Gartenplanke anzuwohnen. Ich kann es nicht glauben und mache daher mit des Lesers Erlaubniß einen kleinen Sprung über das große Ereigniß des Tages, über die umgeworfene Planke, die so schnell herabpurzelte, daß die Berserker insgesamt über sie hinfielen und auf den neuen Platz hinein, wo wir den Familienkreis versammelt finden, auf blumengeschmückten Erdhügeln unter einer hohen Birke, die ihre vergilbte Krone über ihm wiegt. Die Septembersonne, welche sich dem Untergang zuneigt, beglänzt die Gruppe und schimmert durch die Erlen am Flusse, der leise murmelnd in blauen Buchten um den neuen Platz fließt, den er verschönt und bekränzt.

Thränen glänzen in den Augen des Familienvaters, aber er spricht nicht. Das Bewußtsein, Gegenstand so vieler Liebe zu sein, der Gedanke an die Zukunft, an seinen Lieblingsplan, Vaterfreude und Vaterstolz, Dankbarkeit gegen die Seinigen, gegen den Himmel, Alles vereinigt sich sein Herz mit den wonnigsten Empfindungen zu erfüllen, die je eine Menschenbrust segnen können.

Die Mutter hat sich unmittelbar nach der großen Ueberraschung und darauf folgenden Freudeexplosion mit Eva und Leonore nach Hause begeben. Unter den auf dem Platze Zurückgebliebenen erblicken wir den Freund der Familie, Jeremias Munter, der bei dieser Gelegenheit eines seiner bittersten und grämlichsten Gesichter schneidet, und den Baron L., aber nicht mehr den wilden, unbedachtsamen Jüngling, sondern einen Mann — und überdieß Gutsbesitzer — dessen ernstes Wesen von einer gewissen angenehmen Bescheidenheit verschönert wird, die besonders hervortritt, wenn er mit unsrem kleinen Fräulein spricht, zu deren Füßen er sich gesetzt hat.

Louise tractirt mit Zuckerbier, das Niemand höher preist, als sie selbst. Sie findet, daß es etwas Ueberirdisches, etwas wahrhaft Erhebendes hat, aber als Gabriele, nachdem sie ein halbes Glas genossen, auf einmal ungewöhnlich munter wird, erschrickt unsere Aelteste darüber, denn eine solche starke Wirkung hat sie doch von ihrem erhebenden Biere nicht erwartet. Bald sieht sie sich von den Achten umgeben, die nach einander kommen und rufen:

„Mutter, bekomme ich auch Bier? — Und ich auch! — Und ich! — Und ich auch! — Und ich! — Und ich! — Mir nur recht vielen Schaum, liebe Mutter!"

„Ei, ei, meine lieben Jungen, so darf man nicht darauf losstürzen und stürmen. Habt ihr dieß auch schon vom Vater oder von mir gesehen? Salomo, du mußt jetzt gerade bis zuletzt warten. Geduld ist ein gutes Kraut. Da kommt her! Trinket jetzt, aber übergießet euch nicht."

Nachdem die Jakobiner alle von dem schäumenden, erhebenden Biere genossen, sprudelten ihre Lebensgeister dermaßen, daß Louise ihnen befehlen mußte, ihre Großthaten in weiterer Entfernung auszuführen. Hierauf schwärmten sie fort auf Entdeckungsreisen und schlugen Purzelbäume um den Platz herum. David humpelt mit seiner kleinen Krücke über Stock und Stein, während Jonathan für ihn alle Blumen und Heidelbeerkräuter pflückt, auf die er zeigt. Dann werden kleine Sträußchen daraus gewunden, mit welchen die freundlichen Knaben ihre Tanten überhäufen, besonders Gabriele, ihre auserkorene Freundin und Gönnerin. Ernst Adam, der älteste von den acht, ein Knabe von äußerst gesetztem Wesen, saß still an des Großvaters Seite und schien sich zu den Großen zu rechnen. Der kleine Alfred hüpfte um seine Mutter herum.

Der Landrichter sah sich mit lebhaften Blicken um, pflanzte Alleen, Gebüsche, setzte Bänke aus, sah sie

mit fröhlichen Menschen sich füllen und theilte Jakobi seine Plane mit.

Jeremias betrachtete die Scene mit seinem eigenthümlichen bitteren, wehmüthigen Lächeln. Als der kleine David mit einer duftenden Waldblume zu ihm gehüpft kam, rief er auf einmal:

„Warum sollte man nicht lieber einen botanischen Garten daraus machen, als einen gewöhnlichen Park? Blumen sind ja doch das Einzige ein Bischen Angenehme hier auf der Welt; und da es nun einmal so eingerichtet ist, daß die Menschen ihre Nase überall hineinstecken, so möchte es nicht unpassend sein, wenn man ihnen etwas Gutes zu schnupfen gäbe. Eine Brunnenanstalt ließe sich auch damit vereinigen — etwas Elend spült sie wohl hinweg von den armen Wichten hier auf der Welt?!"

Der Landrichter ergriff mit Freuden diesen Gedanken. „Auf diese Art," sagte er, können wir das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Das Unternehmen wird wohl Etwas höher zu stehen kommen, als eine einfache Parkanlage, aber das soll nichts hindern. In dieser schönen gesegneten Friedenszeit und bei der Aussicht, sie mit Gottes Hülfe noch lange zu behalten, kann man sich wohl eine Arbeit vornehmen und in Ruhe zu beendigen hoffen, wenn sie auch auf längere Zeit berechnet ist."

„Und solche Arbeiten," sagte Jakobi, „wirken in Friedenszeiten veredelnd auf das Leben ein. Der Friede bedarf einen eben so starken Aufwand von Kräften, wie der Krieg, nur gegen eine andere Art von Feinden. Jede Veredlung des irdischen Daseins, Alles, was die Sinne zu einem mehr intellectuellen Leben erhebt, ist eine Batterie gerichtet gegen die gemeinere Natur im Menschen und ein Dienst, den man der Menschheit und dem Vaterlande erzeigt."

„Bah!" schrie Jeremias verdrießlich. „Menschheit, Vaterland! Nichts als große und schöne Worte. Wenn man eine Schranke umwirft, oder einen Busch pflanzt, dann heißt es gleich, es sei eine Wohlthat für das Va-

terland! Pflanzet eure Gärten und reißet eure Schranken um, aber lasset das Vaterland im Frieden damit, denn es bekümmert sich eben so wenig um euch, als ihr euch um es bekümmert. Fürs Vaterland! Für die Menschheit! Das soll recht hoch und rührend sein! Ein eitles, leeres Geschwätze!“

„Nein Bruderherz, jetzt bist du wirklich zu streng,“ sagte der Landrichter, lächelnd über den Ausfall seines Freundes, „und ich für meinen Theil,“ fuhr er ernst und lebhaft fort, „wünschte, daß ein klarer Gedanke ans Vaterland jedes Pünktchen von menschlicher Wirksamkeit begleitete. Wenn irgend eine Liebe natürlich und vernünftig ist, so ist es die zum Vaterland. Habe ich nicht dem Vaterlande Alles zu danken, was ich bin? Sind es nicht seine Gesetze, seine Institutionen, sein geistiges Leben, was mein ganzes menschliches und bürgerliches Dasein entwickelt? Sind es nicht die Thaten meiner Väter, die es gebildet, die ihm ihr individuelles Leben und ihre Kraft gegeben haben? Wahrhaftig Liebe und Dankbarkeit gegen die Eltern ist keine größere Pflicht, als Liebe und Dankbarkeit gegen das Vaterland. Es gibt Niemanden, Mann oder Weib, hoch oder niedrig, der nicht je nach seinen Kräften diese heilige Schuld zu entrichten verpflichtet wäre. Und eben dieß ist die Bedeutung eines christlich ausgebildeten Staats, daß Jeder darin sein Pfund geltend machen kann, so daß er zugleich dem Einzelnen und dem Allgemeinen dient.“

„So,“ fügte Petrea hinzu, „bilden die Regentropfen den Bach, der seine Wasser in den Fluß ergießt und können, wenn auch anonym an seinem wohlthuenden Laufe Theil nehmen.“

„Du hast ganz Recht, mein liebes Kind,“ sagte der Vater und reichte ihr die Hand.

„Es ist ein erfreuender Gedanke,“ sprach Louise mit thränenvollen Augen, „gib wohl Acht, Adam, was Großvater und Tante sagen und behalte es im Gedächtniß. — Sperr doch das Maul nicht so entsetzlich auf, mein

Lieber, es hätte ja eine ganze Fregatte Platz darin herumzusegeln."

Bei diesen Worten begann der kleine Alfred so laut und herzlich zu lachen, daß die Aelteren alle unwiderstehlich ihm Gesellschaft leisten mußten; auch Adam stimmte mit ein und beim Schall dieser Lachsalve kamen von allen Enden und Ecken Sem und Seth, Jakob und Salomo, Jonathan und der kleine David herangesprungen, wie ein Flug Spatzen über eine ausgeworfene Hand voll Körner herabfährt. Sie kamen lachend, weil sie hatten lachen hören und auch Etwas von dem Tractamente haben wollten.

Inzwischen war die Sonne untergegangen und des Abends kühle Kobolde begannen über den Platz zu wandern, als die Familie unter dem muntersten Geplauder aufbrach, um sich nach Hause zu begeben. Als sie sich gegen die Stadt hin wandten, flimmerte der Stern der Marienkirche, wie im Feuer, im letzten Sonnenstrahle, und der Mond stieg gleich einem blassen, aber milden Gesichte über dem Dache ihres Hauses auf. Es lag Etwas in diesem Schauspiel, was einen wehmüthigen Eindruck auf Gabriele machte. Der Stern des Kirchthurmes flimmerte über des Bruders Grab, und der Anblick des Mondes ließ Gabriele unwillkürlich an der Mutter bleiches, mildes Gesicht denken. Im Uebrigen war der Abend so schön. Die Drosseln sangen in den Erlen unten am Flusse, und der Himmel lag klar und hellblau über der Erde, wo Wind und lärmende Töne immer tiefer einschlummerten. Gabriele ging gedankenvoll und merkte nicht, daß Baron L. sich ihr genähert hatte; sie fuhr beinahe zusammen, als er sie so anredete:

„Es war mir sehr angenehm, sehr erfreulich, Sie Alle so glücklich wiederzusehen."

„Ach ja," antwortete Gabriele, „jetzt können wir wieder Alle beisammen sein. Es war eine große Freude für uns, Louise und ihre Familie hieher zu bekommen."

„Vielleicht ist es Vermessenheit, ein so glückliches

Zusammenleben stören, von einer solchen Familie eine geliebte Tochter und Schwester trennen zu wollen, aber wenn die wahrste . . ."

„Ach," unterbrach ihn Gabriele, schnell erschrocken, „sprechen Sie von keiner Veränderung. Alles ist ja so gut, wie es jetzt ist."

L. schwieg mit einem traurigen Ausdruck.

„Lassen Sie uns Alle fröhlich beisammen sein," setzte Gabriele schüchtern aber herzlich hinzu, „Sie bleiben doch wohl einige Zeit bei uns? Es ist so schön, Freunde und Geschwister zu haben. Es ist so angenehm, mit ihnen zusammenzuleben."

L.'s Gesicht strahlte auf; er ergriff Gabrielens Hand und wollte Etwas zu ihr so sagen, allein sie eilte von ihm hinweg zu ihrem Vater und nahm dessen Arm.

Jakobi führte Petrea. Sie waren heiter und vertraulich mit einander, wie glückliche Geschwister. Sie sagte ihm, was ihr gegenwärtiges Glück und die Hoffnung ihrer Zukunft ausmache. Er nahm lebhaften Antheil daran und erzählte ihr von seinen Planen, von seinem häuslichen Glück, namentlich auch und mit Entzücken von seinen Jungen, von ihrer Folgsamkeit auf den ersten Wink der Eltern, ihrer gegenseitigen Liebe, und siehe da, dieß war Alles Louisens Verdienst. Und Louisens Lob wurde von einem harmonischen Duo angestimmt, Alles zu einem süßen Geruch für unsere Aelteste, die sich den Anschein gab, als hörte sie bloß auf ihren Vater.

Bald kam man im Hause an.

Mit einer silbernen Kelle in der Hand und dem freundlichsten Lächeln auf den Lippen stand die Mutter in der Bibliothek vor einer großen, dampfenden Punschbowle und bewillkommte die eintretende Schaar mit Blick und Stimme.

„Meine liebe Elise," sagte der Landrichter sie umarmend, „du bist heute um zwanzig Jahre jünger."

„Das Glück verjüngt!" antwortete sie, ihn liebevoll anblickend.

Man setzte sich.

„Lärmt doch nicht so, Buben!“ sagte Louise zu ihren Acht, während sie sich selbst mit der kleinen Elise auf dem Schooße setzte. „Könnt ihr euch nicht ohne ein solches Gepolter und Getöse setzen?“

Jeremias Munter hatte in einer Ecke, entfernt von allen Andern, Platz genommen; er war still und schien niedergeschlagen.

Es entstand eine Pause. Auf manchen Gesichtern sah man eine Art Spannung, eine Art Bewußtsein, daß bald etwas Ungewöhnliches eintreffen werde.

Der Landrichter hustete mehreremale. Es schien ihm ungewöhnlich viel daran zu liegen, seine Kehle zu klären.

Endlich erhob er seine Stimme und sagte, aber nicht ohne sichtbare Bewegung:

„Ist es wahr, daß unser Freund Jeremias Munter uns bald zu verlassen gedenkt, um sich aufs Land in die Einsamkeit zu begeben? Ist es wahr, was das Gerücht sagt, daß er uns schon morgen verlassen will, und daß also dieser Abend der letzte ist, den er als Stadtbewohner in unsrem Kreise zubringt?“

Der Assessor machte einen Versuch zu antworten, allein es blieb bei einer Art grunzendem Getöne ohne Worte. Er sah starr auf den Boden und stützte die Hände auf seinen Stock.

„In diesem Fall,“ fuhr der Landrichter fort, „hat man mir die Anmuthung gemacht, eine Frage an ihn zu stellen, die — ich an keinen Andern, als an ihn stellen könnte, und die mir auch so beinahe im Halse stecken bleibt. — Will denn unser Freund, Assessor Munter, nicht erlauben, daß Jemand .... Jemand von uns ihm in seine Einsamkeit folgt?“

„Wer sollte mir folgen wollen?“ brüllte Jeremias finster und zweifelnd.

„Ich!“ antwortete eine sanfte harmonische Stimme, und Eva — in diesem Augenblick so schön und anmuthsvoll, wie je — nahte sich ihm an ihres Vaters Hand.

„Ich," wiederholte sie erröthend, indem sie leise, aber innig sprach, „will Sie begleiten; — wenn Sie es wünschen."

„Auf den Gesichtern der Familie las man, daß es für die Mitglieder derselben keine Ueberraschung war. Louise hatte sanfte Thränen in den Augen und sah nicht im Mindesten geärgert aus über diesen Schritt, der so geradezu gegen die Würde der Weiber ging. Der Assessor fuhr zusammen und sah mit einem scharfen, verwunderten Blicke auf.

„Empfange aus meiner Hand," sagte der Landrichter mit einer Stimme, die von seinen Gefühlen zeugte, „eine Gefährtin, die du schon lange gewünscht hast. Nur dem Munter könnte ich mein liebes Kind so geben."

„Geben Sie mir einen Korb?" sagte Eva, indem sie erröthend und lächelnd, dem noch stummen Jeremias ihre weiße Hand reichte.

Er ergriff heftig die hingestreckte Hand, drückte sie mit beiden Händen an seine Brust und sagte leise, indem er sich über sie herabbeugte: „O meine Rosen!" Als er den Kopf wieder erhob, rannen seine Thränen. Aber es lag Angst und Unruhe in seinem Wesen. „Bruder," sagte er zum Landrichter, ich kann dir jetzt noch nicht danken. Ich weiß nicht, ich begreife nicht . . . . ich muß sie zuerst ausfragen."

Er nahm Evas Hand und führte sie in das Zimmer neben der Bibliothek, setzte sich dort ihr gegenüber und sagte heftig:

„Woher kommt das? Was sind das für Possen? Wie hängt das zusammen? Sag Sie mir in Gottes Namen, Eva, mit welchen Gefühlen Sie da herkommt und um mich freit? Ist es mit wahrer Liebe? Ja gerade Liebe, sage ich! Erschrecke Sie nicht vor dem Worte; — Sie kann es so nehmen, wie ich es meine. Ist es Liebe, oder ist es — — Mitleid? Als Gnadengeschenk nehme ich Sie nicht an, so viel will ich Ihr sagen. Betrüge

Sie sich nicht, betrüge Sie mich nicht! Im Namen Gottes, der unsre Herzen prüft, antworte Sie mir und spreche Sie die Wahrheit: „Geschieht es aus vollem, herzlichem Herzen, daß Sie zu mir kommt. Glaubt Sie — glaubst du, Eva, Engel Gottes, daß ich alter, häßlicher, kränklicher, grämlicher Greis dich glücklich machen kann?“

Jeremias sprach mit angstvoller Innigkeit, und er war in diesem Augenblick schön von Liebe und Gefühl.

„Mein Freund, mein Wohlthäter,“ antwortete Eva, indem sie mit ihrer Hand die Thränen wegstrich, die über seine Wangen rollten, „sehen Sie in mein Herz . . . lesen Sie darin. Dankbarkeit hat mich zur Erkenntniß Ihres Werths geführt — beides zusammen zur Liebe; — nicht zu der heftigen, die ich einst empfunden, aber nie mehr empfinden werde, sondern zu einer tiefen, innigen Ergebenheit, die mich, und ich hoffe auch Sie glücklich machen und durch Nichts mehr gestört werden soll. Für Sie und nächst Ihnen für meine Familie zu leben, ist mein höchster Wunsch auf Erden. Ich kann aufrichtig sagen, daß ich in diesem Augenblick Niemanden liebe, als Sie. Ist das Ihnen genug?“

Noch waren des Assessors tiefe Augen forschend und durchdringend auf Eva geheftet.

„Küsse mich,“ sagte er auf einmal, kurz und scharf.

Mit einer stillen, unbeschreiblich lieblichen Hingebung neigte Eva ihr erröthendes Gesicht an das seinige und küßte ihn.

„Gütiger Gott!“ sagte Jeremias, „so bist du also mein? Nun denn in seinem Namen!“ Und mit unaussprechlichen Gefühlen schloß er die so lange Geliebte an sein Herz. Er hielt sie lange so, und nur tiefe Seufzer stiegen aus seiner von Seligkeit erfüllten Brust. Endlich riß er sich von ihr los, und wie von einer neuen Jugend belebt, that er einen Sprung und rief den Versammelten in der Bibliothek zu:

„Sehet, jetzt ist es abgemacht! Ich nehme Sie! Sie

soll mich haben! Sie taugt zu meiner Frau, und ich tauge zu ihrem Mann. He da, ihr dort draußen! Wollt ihr nicht unsre Gesundheit trinken?“ Alle liefen zu den Bowlen; Louise mit den Andern, die Achte ihr nach. Es war ein freudevoller Lärm. Leonore und Petrea wehrten lachend die Hereinstürzenden ab, und versprachen ihnen, die Gläser zu füllen, wenn sie nur ruhig auf ihren Plätzen bleiben. Endlich kam wieder Ordnung in die Versammlung: die Gläser füllten sich und die Gesundheiten begannen:

Nro. 1. vom Landrichter ausgebracht lautete auf das neue Brautpaar.

Nro. 2. von Jakobi mit vieler Beredtsamkeit dargestellt, auf die Eltern! „Auf ihr Glück und Wohlergehen!“ sagte er gerührt, durch welches ich und so manche mit mir gesegnet worden sind.“

Nro. 3. wurde auf das Wohl und Gedeihen der neuen Pfarrfamilie getrunken.

Nro. 4. auf den neuen Platz.

Nro. 5. auf das alte — ewig junge Haus.

Nro. 6. auf alle guten Kinder.

Die achte schienen nicht genug danken und antworten zu können.

Sodann erklangen munter noch eine Menge einzelne Gesundheiten. Die Jakobiner tranken unaufhörlich ihren Tanten zu; Gabriele mußte beständig mit ihren kleinen Neffen anstoßen.

Inzwischen hielt Jeremias Munter mit jugendwarmen Blicken folgende zärtliche Rede an seine Braut:

„Ei der Tausend, daß Ihr so viel an mir gelegen sein mußte! Selbst zu freien! Wie wußte Sie denn, ob ich Sie haben wollte? Und so hastig über mich zu kommen! Mir gar keine Bedenkzeit zu lassen! Das ist ja unerhört! Doch wir wollen die Sache nicht von vorn anfangen. Das wäre gar zu beschwerlich. Nein, nein, nein, sage ich. Nachdem ich mich besonnen habe, finde

ich, daß es das Beste ist, ich nehme Sie. Aber offenbar ist Sie sehr hastig gewesen. Ich hätte gerne . . . nun was denn? Was gibts denn da? Kommt das gnädige kleine Fräulein, die kleine Schwägerin, so ohne alle Umstände und küßt mich! Ei der Tausend, die Welt ist doch lustig!"

Aber Niemand im Kreise fand die Welt so lustig, wie Petrea.

„Bist du jetzt zufrieden mit mir, Petrea?" fragte Eva die Schwester schelmisch lächelnd. Petrea schloß sie innig in ihre Arme. Jetzt hörte man Mamma Louise: „He da, ihr Jungen, ihr bekommt jetzt Nichts mehr zu trinken. Keinen Tropfen mehr! Was sagst du, kleiner David? Du willst Onkel Munters Gesundheit trinken? Nein, Dank, mein lieber Junge, du kannst sie ein andermal ausbringen. Ihr habt jetzt Gesundheiten genug getrunken, vielleicht mehr, als für eure kleinen Köpfe gut ist."

„Ich bitte für die Jungen, Schwester Louise!" rief der Assessor; „ich will eine Gesundheit ausbringen und die müssen sie mit trinken. Fülle die Gläser noch einmal, liebe Schwägerin. Ich sage:

„Es lebe der Friede! Friede im Lande und im Hause! Es lebe die Liebe und die Wissenschaft, die allein den Frieden zu einer Segnung machen. Mit einem Wort, es lebe der Frieden auf Erden!"

„Amen, Amen!" rief Jakobi, trank sein Glas aus und warf es hinter sich. Louise sahe Etwas ängstlich ihre Mutter an, als aber diese fröhlich Jakobis Beispiel folgte, so ließ auch sie sich verführen.

„Alle Gläser über Bord, nach diesem Toast!" rief der Landrichter und entsendete das seinige, so daß es mit der Decke anklang; und mit unbeschreiblicher Freude warfen die Jakobiner ihre Gläser in die Luft, um den Friedenstoast so lärmend und zerstörend, als nur möglich, zu machen.".

Wir verlassen jetzt den fröhlichen Kreis, aus dem wir die Mutter leise schleichen sehen. Sie geht in ihr Kabinet, wo sie in behaglicher Stille ausruht und folgende Zeilen an ihre schwesterliche Freundin schreibt:

„Ich habe sie jetzt auf einen Augenblick verlassen, um auszuruhen und einige Worte mit dir zu sprechen, meine Cäcilie. Hier ist es fröhlich und ruhig und fröhliche Stimmen, wahre Feststimmen dringen bis zu mir herein. Meines Ernsts Herz genießt die höchste Freude, denn er sieht alle seine Kinder glücklich um sich her. Und die Kinder, Cäcilie — er hat auch Recht, fröhlich und stolz auf sie zu sein. Sie stehen alle als gute, fertige Menschen um ihn herum; sie danken ihm, daß sie zum Leben geboren worden sind und den Werth desselben kennen gelernt haben. Sie sind mit ihrem Loose zufrieden. Die Verlorene, die Wiedergekommene ruht im Hause aus, um ein neues Leben zu beginnen und ihr reizendes Kind ist bereits heimisch auf des Großvaters Schooße..... jetzt erklingt Gabrielens Guitarre und ein Gesang wird angestimmt!“

Nun glaube ich gar, sie tanzen! Louisens acht Knaben machen die Dielen erzittern. Jakobis Stimme wird unter allen herausgehört. Der gute, ewig junge Mensch! Auch ich sollte fröhlich sein, denn überall ist Friede und Alles wohl bestellt in meinem Hause. Ich bin es auch — mein Herz ist voll von Dank, aber mein Körper ist müde, sehr müde.

„Die Fichten auf dem Grabe wehen und winken; — ich sehe ihre Wipfel mich im klaren Mondschein begrüßen und — aufwärts zeigen. Winkst du mir, mein Sohn? Rufst du mich, heimzukommen zu dir? Mein Erstgeborener! Mein Sommerkind! Laß mich dir zuflüstern, daß dieß mein geheimer Wunsch ist! Freundlich war mir die Erde, freundlich das Haus hier; aber als du fortgingst, mein Liebling, da begann ich zu wandern. Vielleicht kommt bald der letzte Wandertag. Mir ist, als fühlte

ich in mir, daß ich still werde einschlummern dürfen. Und wird mir vor dem letzten Schlaf noch ein recht klarer und schöner Augenblick gegönnt, dann werde ich noch einmal meines Mannes Hand an meine Lippen drücken, werde mich segnend auf Erden umsehen, sofort dankbar zum Himmel blicken und wie jetzt aus Herzensgrund sagen: „Gott sei gepriesen für das Haus hier und das Haus dort!"

Bayerische
Staatsbibliothek
München

bermeier
einbände nach RAL RG 495
ahrnerstr 8 - Tel.08781/530
303 Rottenburg / L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bremer, Fredrika,

Das Haus oder Familiensorgen u. Familienfreuden Erzählung

Stuttgart 1843

P.o.rel. 7467 b

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038558-8